3 1761 07320310 1

Karl Emil Franzos

Die Geschichte des Erstlingswerks

7

48

seltene 1 A. dieses

interessanten Sammlung

L 7411

Die Geschichte
des
Erstlingswerks.

Selbstbiographische Aufsätze
von
Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers,
Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, Theodor Fontane,
Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen,
Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Ossip Schubin, Friedrich Spielhagen,
Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst Wichert, Julius Wolff.

Eingeleitet
von
Karl Emil Franzos.

Mit den Jugendbildnissen der Dichter.

Berlin 1894
Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

PT
155
F7

LIBRARY
MAR 26 1968
UNIVERSITY OF TORONTO

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Einleitung.

Heute, wo mir der letzte Bogen dieses Buchs druckfertig vorliegt, lese ich in deutschen Zeitungen eine Notiz über ein neues englisches Werk: »My first book«, herausgegeben von Jerome K. Jerome; diese selbstbiographischen Plaudereien hervorragender englischer Schriftsteller der Gegenwart sind vorher in einer Londoner Monatsschrift erschienen. Eine Nachahmung liegt vor, aber nicht meinerseits. Bereits im Januar 1891 veröffentlichte ich in der von mir herausgegebenen „Deutschen Dichtung" das Programm der Serie „Die Geschichte des Erstlingswerks": Darlegung des inneren Entwicklungsganges, der jeden Dichter zu seinem Erstling geführt, und zugleich den ersten Aufsatz: von Conrad Ferdinand Meyer. Er wurde auch ins Englische übersetzt; dasselbe geschah mit einigen

folgenden Arbeiten. Dadurch angeregt, ging Herr Jerome ans Werk; daß er nun doch vor mir fertig geworden, ist mir schon nach dem Wenigen, was ich heute vom Inhalt erfahre, nicht verwunderlich: indem er seine Kollegen zur Aufzeichnung ihrer ersten Erfahrungen mit Zeitungsherausgebern und Verlegern, namentlich auch der Art, wie sie von ihnen honoriert und behandelt worden, anregte, hat er mein Programm mit praktischem Sinn aus dem Innerlichen ins Äußerliche, aus dem Ernsten ins Heitere gewandelt, auch schnelle Lieferung der Beiträge bewirkt. Selbsterlebte Anekdoten sind rascher geschrieben als ernste Selbstanalysen. Doch erscheint nicht allein deshalb dies Buch erst jetzt; es war nicht von vornherein geplant. Erst als der Beiträge so viele und wertvolle geworden, daß sich der Gedanke einer Buchausgabe von selbst aufdrängte, setzte ich sie ins Werk.

Ich habe nun mitzuteilen, wie mir einst der Gedanke zu meiner Anregung kam und wohin sie zielte.

Sind schon Selbstbiographien überhaupt fast immer fesselnd, gleichviel ob sie mehr oder minder gut geschrieben sind, sofern nur hinter dem Buch ein richtiger Mensch steckt, so tritt bei solchen Gaben aus Dichterhand zumeist der Reiz der Darstellung hinzu. Ganz wertlose Bücher dieser Art giebt es kaum; einiges Lesenswerte über Zeit und Menschen, vielleicht sogar über das Wesen dichterischen Schaffens enthält wohl jedes. Darum ist's erfreulich, daß ihre Zahl groß, und nur zu verwundern, daß sie nicht größer ist. Denn je reicher der Lebensinhalt, je größer die geistige Bedeutung des Menschen je berechtigter sein Wunsch ist, sein Lebenswerk vor Mißdeutung zu schützen, umsomehr drängts ihn zur Niederschrift seiner Schicksale —

und beim Dichter fehlt ja, was den Staatsmann oder Krieger zuweilen abhält, die Scheu vor der ungewohnten Arbeit des Gestaltens. Mögen wohl überhaupt mehr hervorragende Menschen, als man glaubt, im Stillen eine Selbstbiographie geplant haben, so vollends die meisten Dichter; von jenen, die ich näher kennen lernte, hat mir fast jeder davon gesprochen. Aber wie viele sind inzwischen auf immer verstummt, ohne uns dies Buch geschenkt zu haben! Man kommt nicht dazu, wie oft man auch in Gedanken alles aufgebaut, die Bausteine behauen und geschichtet hat. Aber es ist schade, daß dies von so vielen gilt, um ihret- und unsretwillen.

Wer aber dazu gekommen ist, hat keinem äußeren oder inneren Erlebnis mehr Raum und Kraft gewidmet, als seinem Erstlingswerk. Das ist so natürlich. Die erste Höhe, die man erstiegen, die erste Schlacht, die man geschlagen hat — um wie vieles Frühere und Spätere sich die Schatten des Vergessens breiten mögen, dies leuchtet fort. Es war ja vielleicht nur eben die erste Schlacht und nicht der erste Sieg, noch weniger der schönste, den man davongetragen hat, und doch, welchem Dichter wird nicht die Zeit, wo er seinen Erstling schrieb, als ein Unvergeßliches, in seiner Art Einziges und Höchstes im Gemüte fortleben? Und dann — man setzt ja auch später seine volle Kraft ein, leistet Besseres und Reiferes, aber was schafft man unter ähnlichen Stürmen der Seele, mit dem gleichen heißen Drang sein Inneres auszuströmen? Vielleicht gelingt es nicht und man stammelt nur für weniger Leute Ohren, wo man herrlich zu allem Volke zu reden vermeint, aber wie bezeichnend für des Dichters Wesen, geradezu der Schlüssel zu seinem Schaffen bleibt dies erste Buch, ob es nun ein Reden oder ein Stammeln ist! Oft

genug giebt sich darin das Talent ursprünglicher als später; ist's aber im Gegenteil da noch in Anderer Bann, so ist auch diese Abhängigkeit bezeichnend und über seine Entwicklung belehrend. Darum verweilt der denkende Leser lange bei diesem Kapitel jeder Selbstbiographie: es weiß ihm eben sehr viel über den Dichter zu offenbaren. Der Verfasser aber thut's, weil er da besonders viel zu sagen hat, weil er bewußt oder instinktiv fühlt, daß Mißverständnisse über sein Erstlingswerk besonders peinlich wären. Und dann: nicht blos von dem, wes das Herz voll ist, auch von dem, was andere gerne hören, geht der Mund leicht über; der Dichter weiß, daß dem Leser der Werdende besonders interessant ist. Kurz — die Geschichte des Erstlingswerks ist eines der längsten Kapitel jeder Selbstbiographie und oft genug das interessanteste.

Was folgt daraus? Etwa daß jeder Dichter nur dies Kapitel schreiben soll? Im Gegenteil: nur das Buch kann uns sein Werden und Wesen völlig klarstellen. Aber solche Bücher anzuregen und dann zu veröffentlichen, ist keinem Redakteur möglich und so wollt' ich zum mindesten das mir Mögliche thun und die Dichter zu jenem einen Kapitel veranlassen.

Das war schon vor vielen Jahren, aber mit der Ausführung zögerte ich lange. Denn ich wußte wohl, wie schwierig sie sein würde, und sollte sie irgend glücken, so mußte der Plan genau erwogen sein.

Das Wichtigste: daß es die innere Geschichte des ersten Schaffens sein müßte, stand von vornherein fest; an einen Anekdotenschatz aus dem Schriftsteller- und Verleger-Leben habe ich nie gedacht. Aber allmählich kam ich auch über alles andere ins Klare. Unter dem

Erstlingswerk durfte nicht etwa die erste Schreib- und Dichtübung des künftigen Schriftstellers verstanden werden, sondern eben sein erstes, größeres Werk, mit dem er in die Öffentlichkeit getreten. Demgemäß bat ich meine verehrten Mitarbeiter, auf unreife Versuche nicht näher einzugehen, denn auch dies hätte lediglich zur Anekdote führen müssen. Warum? wird vielleicht jemand einwenden, gerade die allerwesentlichsten Aufschlüsse wären da zu gewinnen: über die Entstehung des dichterischen Talents. Die aber kann uns niemand geben; poeta nascitur; man wird nicht ein Talent, sondern ist es; auch über der Entstehung des Dranges, dieses Talent zu bethätigen, liegt ein so dichter Schleier, daß ihn selbst das schärfste Auge im Rückblick nicht ganz durchdringen kann. Sogar darüber, wie seine Phantasie in reiferen Jahren arbeitet, wird kein Dichter ganz bündigen Aufschluß geben können; was Friedrich Spielhagen in seinem Aufsatz darüber sagt, war und ist auch meine Überzeugung, und nur von seinem Beisatz: „der Autor vielleicht am wenigsten" glaube ich das Gegenteil: der noch am meisten, und wenn auch nicht vieles, einiges kann er uns vielleicht doch darüber mitteilen. Anderes aber kann er uns sicherlich sagen: wann und wie ihm der Gedanke zu seinem ersten größeren Werk klar aufgegangen ist, aus welchen Stimmungen, welchen Eindrücken und Erfahrungen, wie viel Selbsterlebtes er bewußt mit eingeflochten hat, was er damit sagen gewollt, warum er sich gerade dies bestimmte Ziel gesteckt hat, wie das Werk auf andere gewirkt hat, wie auf sein ferneres Schaffen. Und ich war der Meinung: es ist wichtig, daß er es sage.

Wichtig zunächst für die Bereicherung unserer, immer noch so

dürftigen Kenntnisse von der Art, wie sich das dichterische Talent innerlich bethätigt. Kann uns der Einzelne nicht allzuviel, jeder nur eben Individuelles geben, so sind wir ja an solchen Einzelnzügen zur „Physiologie der Dichtung" oder, wie's Hans Hopfen nennt, zur „spekulativen Ästhetik" bisher noch so arm, daß auch wenige neue Beobachtungen willkommen sind. Die Befürchtung desselben Dichters, es könnte deshalb jemand aus diesen Aufsätzen das — Dichten lernen wollen, ist sicherlich nur scherzhaft gemeint.

Wichtig aber erschien mir das Unternehmen auch für die Litteraturgeschichte. Erwog ich, welcher Fleiß und welche Fülle von Scharfsinn heute daran gewendet wird, um zu erkunden, unter welchen Einflüssen und Verhältnissen die Dichter des XVIII. Jahrhunderts ihre Erstlingswerke geschrieben, so glaubte ich mir durch mein Beginnen den Dank der Litterarhistoriker in der zweiten Hälfte des XX. Jahrhunderts zu verdienen; da dürfte sich ja wohl die Wissenschaft mit den Dichtern, die wir Ungelehrten jetzt lesen, beschäftigen. Findet jemand diese Voraussetzung kühn, weil sich die Litterarhistoriker der Zukunft wohl nur mit wenigen dieser Dichter beschäftigen würden, so möchte ich bemerken: so bedeutend wie die kleinen Hainbundleute, über die heute dicke Bücher erscheinen, sind Alle, die hier zu den Lesern sprechen; nur mich selbst bringe ich hiermit gern zum Opfer.

Ferner schien mir meine Anregung auch für die Dichter nützlich. Beileibe nicht in dem gemeinen Sinne, die Aufmerksamkeit auf sie und ihr Erstlingswerk hinzulenken; sondern in demselben, in dem Hebbel eine Selbstbiographie als „heilige Verpflichtung" jedes Dichters gegen sich und die Welt bezeichnet: um eine richtige

Deutung seines Lebenswerks zu fördern. Das geschieht natürlich vornehmlich durch das Werk selbst; schlechtes Zeug schützt kein Kommentar vor der Verdammung, in der Kunst gilt nur das Können, das Wollen nichts. Aber ebenso gewiß ist, daß uns die Erkenntnis des Entwickelungsganges eines Dichters auch seine Werke näher bringt, daß wir dann mehr an ihnen haben. Und ferner: unser Urteil über den Wert der Leistung kann diese Erkenntnis nicht ändern, wohl aber vielleicht jenes über die Stärke der ursprünglichen Begabung, wenn wir erfahren, gegen welche Hindernisse sie sich durchzusetzen hatte.

Schließlich aber meinte ich, daß solche Aufsätze auch dem denkenden Leser interessant und erfreulich sein würden.

So ging ich denn an's Werk. Es stärkte mir den Mut, daß gleich der Erste, an den ich mich wandte, Conrad Ferdinand Meyer, die Idee warm begrüßte und bald einen Aufsatz einsandte, der alle meine Erwartungen erfüllte, ja überbot. Auch in der Folge habe ich mit meinen Werbungen Glück gehabt, mir keinen einzigen Korb geholt: nur zwei erst im August d. J. eingeladene Dichter konnten leider ihre Aufsätze nicht mehr rechtzeitig liefern. Bedenken gegen die Beteiligung wurden allerdings in einigen wenigen Fällen geäußert, aber nicht brieflich, sondern — im Aufsatz; nur einmal kam zuerst ein Brief, dann aber auch der Aufsatz. So durfte ich diese Bedenken nicht allzuschwer nehmen: beteiligten sich die Dichter doch, so konnten sie ihnen selbst nicht triftig erscheinen. Aber auch aus inneren Gründen nahm ich sie leicht. Diese Dichter sehen den Vorwurf der Selbstgefälligkeit voraus und suchen sich durch Verwahrungen dagegen zu decken; ich aber meine: böswillige und unvernünftige

Leute werden diesen Vorwurf schon um der Thatsache willen erheben, daß hier Dichter von sich und ihren Werken erzählen, vernünftige und gerechte Beurteiler nur dann, wenn ihnen die Art, wie's einer thut, dazu Grund geben könnte. Die einzige wirksame Verteidigung liegt in der Tonart, im künstlerischen Ernst der Mitteilung; und ich meine, diese wirksamste Verteidigung tragen auch die Aufsätze jener Dichter in sich; was sie sonst beifügen, wäre ja auch leicht widerlegt. Denn wenn Jensen andeutet, daß er sich nur durch Meyers Voranschreiten zu seinem Aufsatz bequemt, so wissen wir Alle: wär's ihm nicht selbst richtig erschienen, dann hätte es selbst der liebe Herrgott diesem ehrlichen Künstler vergeblich befohlen. Und äußert Ludwig Fulda: wenn es uns mit unserer ernsten Sache ernst sei, so sollten wir keine Stunde übrig haben, um von uns zu sprechen, so ist wohl Jeder, der Fulda's Werke kennt, mit mir der Überzeugung: würde er selbst nicht geglaubt haben, daß er auch mit diesem Aufsatz im Dienst unserer „ernsten Sache" stehe, dann hätte ich vergeblich darauf gewartet, denn er hat ja nicht bloß Stunden, sondern Tage darauf verwenden müssen. Was nun vollends die Einwendungen Heyses betrifft, so hieße es geradezu Unrecht an ihm begehen, wenn man sie wuchtig auffassen wollte. Ein Aufsatz dieser Art scheint ihm ein selbstgefälliges Beginnen, ja ein „bedenkliches Unternehmen", das „eher den Spott, als den Beifall der verehrlichen Mit- und Nachwelt herausfordere". Und nach dieser Einleitung giebt er mit dankenswerter Ausführlichkeit seine selbstbiographischen Mitteilungen! Warum? Weil die in der „Deutschen Dichtung" erschienenen Aufsätze „beifällig aufgenommen" und in anderen Blättern weiter verbreitet worden, ferner weil man ihm dann nachsagen

würde, er fehle, um „durch seine Abwesenheit zu glänzen“. Daß ein Mann deshalb, um einem an sich nicht allzuschweren, zudem für sein eigenes Gewissen unbegründeten Vorwurf anderer zu entgehen, sich an einem für seine Empfindung bedenklichen Unternehmen beteiligt, nachdem es Beifall gefunden — das traue ich im Ernste keinem Dichter zu und Paul Heyse am wenigsten. Und wenn er's mir zehn Mal selber sagt, ich glaub's ihm nicht, denn ich weiß, daß er an Noblesse des Empfindens von niemand übertroffen wird. So nehme ich denn nur die eine Zeile für voll und ernst: „Ich sehe nun freilich, daß ich mit dieser Meinung im Irrtum war.“ In der That ist auch sein Hinweis auf die Klassiker nicht stichhaltig; wäre er's, dann hätte auch jene Berliner Kommerzienrätin Recht, die ungern Telegramme absendet, weil sie in der Korrespondenz zwischen Schiller und Goethe kein einziges Telegramm gefunden. Es ist sehr bedauerlich, daß ein Sammelwerk wie das vorliegende, nicht schon im vorigen Jahrhundert erschienen ist, bedauerlicher, als wenn es für die Gegenwart gefehlt hätte, aber daraus, daß damals niemand die Dichter zu derlei Aufsätzen angeregt und sie daher keine geschrieben, zu folgern, daß sie sie auch nicht geschrieben hätten, wäre nur dann ein zutreffender Schluß, wenn die Dichter damals mit Mitteilungen über sich selbst zurückhaltender gewesen wären, als heute. Nun ist aber das Gegenteil richtig und ebenso ist es eine Thatsache, an die ich einen so feinen und gründlichen Kenner unserer Litteratur, wie Heyse, kaum erst zu erinnern brauche, daß sich vor einem Jahrhundert nicht allein das berechtigte Selbstgefühl der Großen, sondern auch das minder berechtigte der Kleinen und Kleinsten in einer

Art zu äußern pflegte, die heute nicht als geschmackvoll gelten würde.

Eine andere Einwendung des verehrten Mannes widerlegt sich durch den Inhalt dieses Buches. Heyse meint, ein Erstlingswerk, auch in dem Sinne, welchen ich dem Wort gegeben wissen wollte, sei zumeist eine unreife, schon bei Lebzeiten des Dichters mit Recht vergessene Leistung. Aber was er als Regel hinstellt, ist in Wahrheit, wenigstens was die Litteratur der Gegenwart betrifft, eine Ausnahme. Linggs „Völkerwanderung", Meyers „Hutten", Spielhagens „Problematische Naturen", Wolffs „Till Eulenspiegel redivivus", Hopfens Lyrik, Jensens „Unter heißerer Sonne", Ebers „Ägyptische Königstochter", Baumbachs „Zlatorog", Ossip Schubins „Ehre" sind auch heute nicht vergessen und werden immer wieder dem Besten beigezählt, was diese Dichter geschaffen. Ebenso bestätigen Dahns „Harald und Theano", Ecksteins „Schach der Königin!", Fuldas „Unter vier Augen" doch sicherlich Heyses Behauptung nicht. Gewiß bietet dies Buch auch einzelne Beweise für Heyses Ansicht; daß sein „Jungbrunnen" mit Recht vergessen sei, wird freilich niemand behaupten, der das frische, liebenswürdige Büchlein gelesen, aber allerdings wird es wenig mehr beachtet, ebenso die Erstlinge, von denen uns Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Wichert und Richard Voß erzählen. Das spricht natürlich nicht gegen diese Dichter, so wenig ein längeres Leben, ja sogar die bleibende Bedeutung eines Erstlingswerks für einen Dichter spricht; über seinen Wert entscheidet nur sein gesamtes Schaffen. Aber hier kommt's nur auf die Thatsache an, ob Heyses Behauptung zutreffend ist, und daß sie es nicht ist, würde noch klarer werden, wenn Theodor Fontane

von seinen Gedichten und Hermann Sudermann von seiner „Frau Sorge" erzählt hätte.

Diese beiden Dichter sind die einzigen, die nicht ihr erstes größeres, auch zuerst veröffentlichtes Werk behandelt haben; der Grund lag an einem Mißverständnis, sie glaubten, daß ich einen Bericht über den ersten Versuch wünschte; Hörenswertes haben sie uns dennoch mitgeteilt. Ebenso Hopfen, der uns gleichfalls im ersten Teil seines Aufsatzes in seine Knabenzeit zurückführt. Ihm war das Programm bekannt, der zweite größere Teil seines Aufsatzes erfüllt es ja auch, nur reizte es ihn, die Geschichte seiner ersten Reime voranzuschicken. Für diese Mitteilung einer Anekdote, hielt er eine Verteidigung nötig, und dem alten Korpsburschen erschien auch hier der Hieb als beste Deckung. Demgemäß versichert er, meine Definition des Erstlingswerks sei eine „Tiftelei", es könne darunter nur die erste Reimerei verstanden werden, und daher sei sein „Erstlingswerk" nicht etwa wie ich angenommen, und auch er dann ausführt, die von Geibel im „Münchener Dichterbuch" mitgeteilte Auswahl seiner Gedichte, sondern jenes Knabengedicht; freilich käme bei derlei nur eine Anekdote heraus, aber weil ich darnach gefragt, so habe er es wohl erzählen müssen. Ich habe zwar nicht darnach gefragt, glaube aber, daß die kleine Anekdote einer Verteidigung nicht bedarf.

Der Inhalt der Aufsätze, die sich in den vier Jahren allmählich einfanden, war natürlich je nach der Individualität ein sehr verschiedener. Da mir die Durchführung im Ganzen geglückt schien, ergab sich der Gedanke einer Buchausgabe von selbst. Von den 23 in der „Deutschen Dichtung" erschienenen Aufsätzen mußten die von

Bodenstedt, Schack, Rodenberg und Roquette leider wegbleiben, weil sie bereits in Buchform erschienen waren, die anderen 19 lege ich hiermit — nach dem Geburtsjahr der Dichter geordnet — vor. Beigegeben sind die Bildnisse der Dichter aus derselben oder doch annähernd derselben Zeit, die der Aufsatz behandelt; von Lingg, Meyer, Jensen und mir mußten, da keine Jugendbilder vorhanden waren, solche aus späterer Zeit gewählt werden.

Ob dies Buch dem Ideal entspricht, das mir einst vorschwebte? „Ideal ist, was man nicht erreichen kann", hat einmal mein Landsmann Taaffe gemeint. Welches Buch wäre durchaus vollkommen und einwandfrei! Aber ich bin der ruhigen Zuversicht: das Werk ist, so wie es ist, freundlicher Aufnahme nicht unwert. Das Verdienst dafür gebührt meinen Mitarbeitern und mit dem Dank an sie sei dies Geleitswort geschlossen.

Berlin, 5. Oktober 1894.

Karl Emil Franzos.

Inhalt.

Bildnisse.

Seite

Theodor Fontane. Geboren 30. Dezember 1819. Nach einer Kreidezeichnung von Kersting-Dresden aus dem Jahre 1842 1

Hermann Lingg. Geboren 22. Januar 1820. Nach einem Stahlstich von A. Weger (auf Grund einer Photographie) aus dem Jahre 1860 . . 9

Conrad Ferdinand Meyer. Geboren 12. Oktober 1825. Nach einer Photographie aus dem Jahre 1888 21

Friedrich Spielhagen. Geboren 24. Februar 1829. Nach einem Gemälde von Klemm in Hannover aus dem Jahre 1862 31

Paul Heyse. Geboren 15. März 1830. Nach dem Ölgemälde von Eduard Magnus aus dem Jahre 1850 51

Marie von Ebner-Eschenbach. Geboren 13. September 1830. Nach einem Gemälde der Gräfin Maria Kolovrat aus dem Jahre 1849 65

Ernst Wichert. Geboren 11. März 1831. Nach einem Daguerreotyp aus dem Jahre 1854 85

Felix Dahn. Geboren 9. Februar 1834. Nach einer Photographie aus dem Jahre 1858 111

Julius Wolff. Geboren 16. September 1834. Nach einer Photographie aus dem Jahre 1871 129

Hans Hopfen. Geboren 3. Januar 1835. Nach einer Photographie aus dem Jahre 1862 141

Wilhelm Jensen. Geboren 15. Februar 1837. Nach einer Photographie aus dem Jahre 1882 171

Georg Ebers. Geboren 1. März 1837. Nach einer Handzeichnung von Hermann Ernecke aus dem Jahre 1856 183

Rudolf Baumbach. Geboren 28. September 1840. Nach einer Photographie aus dem Jahre 1874 193

Ernst Eckstein. Geboren 6. Februar 1845. Nach einer Photographie aus dem Jahre 1868 199

Karl Emil Franzos. Geboren 25. Oktober 1848. Nach einer Photographie aus dem Jahre 1878 211

Richard Voß. Geboren 2. September 1851. Nach einer Handzeichnung des Grafen Ysenburg-Büdingen aus dem Jahre 1860 241

Ossip Schubin. Geboren 14. Juni 1853. Nach einer Photographie aus dem Jahre 1873 259

Hermann Sudermann. Geboren 30. September 1857. Nach einer Photographie aus dem Jahre 1886 269

Ludwig Fulda. Geboren 15. Juli 1862. Nach einer Photographie aus dem Jahre 1885 283

Aufsätze.

Seite

Rudolf Baumbach in Meiningen.
Mein Erstlingswerk: „Zlatorog" 195
Felix Dahn in Breslau.
Mein Erstling: „Harald und Theano" 113
Georg Ebers in München.
Mein Erstling: „Eine ägyptische Königstochter" 185
Marie von Ebner-Eschenbach in Wien.
Aus meinen Kinder- und Lehrjahren 67
Ernst Eckstein in Dresden.
Mein Erstling: „Schach der Königin!" 201
Theodor Fontane in Berlin.
Mein Erstling: „Das Schlachtfeld von Großbeeren" 3
Karl Emil Franzos in Berlin.
Mein Erstlingswerk: „Die Juden von Barnow" 213
Ludwig Fulda in München.
Mein Erstlingswerk? 285
Paul Heyse in München.
Meine Erstlingswerke 53
Hans Hopfen in Berlin.
Wie ich anfing und wie ich in die Litteratur kam 143
Wilhelm Jensen in München.
Über Schneefall, Erstlinge u. s. w. 173
Hermann Lingg in München.
Mein Erstlingswerk: „Die Völkerwanderung" 11
Conrad Ferdinand Meyer in Zürich-Kilchberg.
Mein Erstling: „Huttens letzte Tage" 23
Ossip Schubin in Lissa a. d. Elbe.
Meine Erstlinge 261
Friedrich Spielhagen in Berlin.
Wie die „Problematischen Naturen" entstanden 33
Hermann Sudermann in Berlin.
Mein erstes Drama 271
Richard Voß in Berchtesgaden.
Meine Erstlingswerke 243
Ernst Wichert in Berlin.
Meine dramatischen Anfänge 87
Julius Wolff in Berlin.
Mein Erstling: „Till Eulenspiegel redivivus" 131

Th. Constance.

Mein Erstling: „Das Schlachtfeld von Groß-Beeren."

Von

Theodor Fontane.

Es ist schwer, die erste Liebe festzustellen; hat man sie, oder glaubt man sie zu haben, so findet sich in der Regel, daß es noch eine allererste gab. Ein verstorbener Freund von mir war denn auch wirklich bei dieser retrospektiven Untersuchung bis an sein viertes Lebensjahr zurückgerathen.

Mit der ersten litterarischen Arbeit verhält es sich ähnlich. Wenn man eben seinen Erstgebornen in einem auf liniiertem Papier geschriebenen Geburtstagskarmen entdeckt zu haben glaubt, ergiebt sich plötzlich, daß man schon anderthalb Jahre vorher zu einer Wilhelm Tell-Puppentheater-Vorstellung einen Prolog gedichtet hat, drin, unter mehr oder weniger deutlichen Anspielungen auf Klassenlehrer, Tyrannenmord als einziges Rettungsmittel gepredigt wird. Wirklich,

es ist schwer, seinem ersten litterarischen Sündenfall ein präcises Datum zu geben. Ich lass' es aber darauf ankommen und bemächtige mich ohne weiteres eines Sonnabend-Nachmittags, an dem ich, als Unter-Tertianer, eine Fußpartie nach dem mir durch Familienbeziehungen bekannten und befreundeten Dorfe Löwenbruch hin unternahm, um mich daselbst, einen Tag lang, all meiner Schulsorgen, unter denen ein „Deutscher Aufsatz nach selbstgewähltem Thema" voranstand, zu entschlagen.

Löwenbruch liegt drei Meilen südlich von Berlin und ist eines jener vielen Teltowplateau-Dörfer, durch die König Friedrich Wilhelm I. eine prächtige Doppel-Allee von Kastanien und Linden ziehen ließ, um, wenn er von Potsdam aus nach dem Duberow-Walde bei Königs-Wusterhausen fuhr, immer einen grünen Schirm zur Seite zu haben. Er kam freilich, was seine Person angeht, nicht recht in die Lage, sich dieser schönen Anlage zu freuen (es dauert eben lange, bevor Bäume sich dankbar erweisen), jetzt aber, nach anderthalb Jahrhunderten, spenden die damals gepflanzten Kastanien und Linden uns Nachgeborenen einen reichen Schatten und jeder, der in heißen Sommertagen diese Dörferreihe passiert, wird des grünen Schirmes froh und segnet den König, unbeschadet der Thatsache, daß man sich bei seinen Lebzeiten vor ihm fürchtete.

Nach diesem schattigen Löwenbruch hin also richteten sich meine Schritte, dessen prächtige Bäume samt saurer Milch und gelben Pflaumen — eine Zusammenstellung, vor der ich keinen Augenblick erschrak — mein Leben wieder froh machen sollten.

Es war ein scharfer Nachmittags-Marsch. Etwa gegen drei war ich am Halleschen Thor, dem zu jener Zeit noch zwei griechisch

angekränkelte Thorhäuser als architektonische Zierde dienten, und passierte gleich den trägen Nebenlauf der Spree, der damals, statt der späteren Bezeichnung „Kanal", noch den anspruchsloseren Namen „Schafgraben" führte. Dahinter kamen Kreuzberg und Tempelhof, auch noch andere Dörfer, bis ich, angesichts von Groß-Beeren, auf einem zusammengeharkten Haufen kleiner Chausseesteine Rast machte. Neben mir erhob sich eine Pappel, dran ich, zu größerer Bequemlichkeit, mich anlehnte. Die Sonne war eben im Untergehen und über den schon wieder umgepflügten Acker, der in voller Breite vor mir lag, zogen dünne Nebel und bewegten sich langsam auf die leis ansteigende Großbeerener Kirchhofshöhe zu. Die Kirche selbst, von der scheidenden Sonne beschienen, stand im letzten Tagesschimmer.

Über eben dies Feld hin waren zwanzig Jahre früher (es stimmte fast auf den Tag) unsre preußischen Bataillone, meist Landwehr, unter strömendem Regen angerückt, auch auf jene Großbeerener Kirche zu, denselben Weg, den jetzt die Nebel zogen.

Es war nicht viel, was ich von der Schlacht als solcher wußte, nur das Eine, daß der König von Schweden bis hinter die Spree zurückgewollt, General von Bülow aber ihm geantwortet hatte: „er würde vorziehn, die Gebeine seiner Landwehrmänner *vor* als *hinter* Berlin bleichen zu sehen." Auch *das* wußt' ich, daß da, mehr nach rechts hin, ein Prinz von Hessen-Homburg — ganz wie sein Ahnherr bei Fehrbellin — an der Entscheidung teilgenommen und den Hügel, auf dem sich jetzt die Windmühle drehte, mit ein paar havelländischen Bataillonen genommen hatte. Dazu kamen noch ein paar Namen: Gagern, Thümen, Borstell. Mehr aber als all dies auf die Schlacht selbst Bezügliche war mir, aus

frühesten Kindheitserzählungen her, ein kleiner Vorgang in Erinnerung geblieben, den meine Mutter, am Tage nach der Großbeeren-Affaire, persönlich erlebt hatte. Die war damals, noch halb ein Kind, mit auf das Schlachtfeld hinaus gefahren, um den Verwundeten Hilfe zu leisten, und der erste, dessen sie gewahr geworden, war ein blutjunger Franzose gewesen, der — kaum noch einen Atemzug in der Brust — sich, als er sich plötzlich in seiner Sprache angeredet hörte, wie verklärt aufgerichtet hatte. Dann mit der einen Hand den Becher Wein, mit der andern die Hand meiner Mutter haltend, war er, eh er trinken konnte, gestorben.

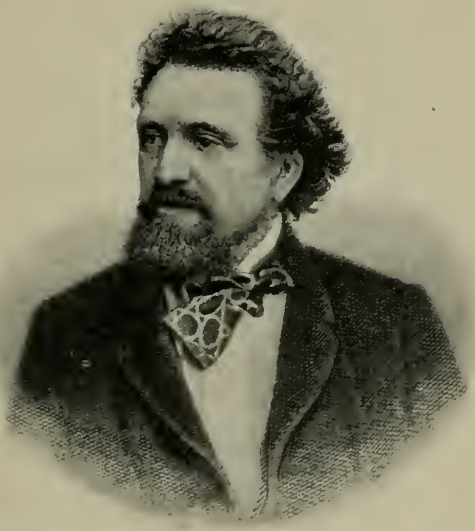
Als ich bei Dunkelwerden in Löwenbruch ankam und eine Stunde danach mich behaglich in meinem Bette streckte, kam mir die Frage: „wäre das nicht ein Stoff?"

Und kaum in meine Berliner Pensionsöde zurückgekehrt, schrieb ich den unter meinen Schulsorgen obenanstehenden „Deutschen Aufsatz nach selbstgewähltem Thema" im Fluge nieder, ein phantastisches Skriptum, dem es, die Wahrheit zu gestehn, an Anklängen an die Zedlitzsche „Nächtliche Heerschau" nicht fehlte. Der Tambour ging in einem fort wirbelnd um und die Knochenhände streckten, mehr als nötig, die langen Schwerter empor. Denn Kavallerie war kaum zur Aktion gekommen.

Nach acht Tagen erhielt ich aus den Händen Philipp Wackernagels, meines hochverehrten Lehrers, meinen Aufsatz zurück, und wer beschreibt mein Entzücken, als ich, der ich bis dahin über ein »vidi W.« nie hinausgekommen war, jetzt zum ersten und leider auch einzigen Male las: „Recht gut. W."

Daß meine „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" auf

dieses „Recht gut“ zurückzuführen seien, will ich nicht gerade behaupten, aber daß der Aufsatz, der den forschen Titel: „Auf dem Schlachtfelde von Groß-Beeren“ führte, meine erste Wanderung durch die Mark Brandenburg gewesen ist, das ist richtig.



Hermann Lingg

Mein Erstlingswerk: „Die Völkerwanderung."

Von

Hermann Lingg.

„Momento pendet ab uno."

Mein „Erstlingswerk" ist — nie geschrieben worden. In den ersten Jahren auf der Universität hatte ich die Absicht, das Leben der Minnesänger, Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide, in kleinen epischen Dichtungen zu schildern. Aber dieser Gedanke wurde aufgegeben, als das große Thema der Völkerwanderung in mir heranreifte und zur Ausführung kam. Denn hoffentlich wird niemand der Meinung sein, daß ich eines Tages zu mir gesagt habe: „So, jetzt will ich ein Epos dichten und das soll „Die Völkerwanderung" heißen!" — und daß ich mich dann hingesetzt und angefangen habe, Oktaven zu schreiben. Meine Dichtung ist entstanden, wie durch den Zusammenfluß mehrerer Quellen und Bäche ein größerer Stromlauf entsteht. Ich hatte

längst vorher einzelne Begebenheiten aus der Zeit der Völkerwanderung in kleineren Gedichten, als Erzählung, als Ballade, als dramatische Scene behandelt, ehe der Gedanke in mir erwachte, diese Bruchstücke zu vervollständigen, in ein Ganzes unter eine leitende Idee zusammenzufassen und in einheitlichem Versmaß zu verbinden. Wann das war, das weiß ich nicht mehr, ich erinnere mich jenes Augenblickes ebensowenig als dessen, da ich zum erstenmale den Bodensee gesehen.

Wandern war in meiner Jugend noch ein anderes Ding als heutzutage, es war kein bloßer Sport, es war noch etwas, bei dem man einen bestimmten Zweck erreichen wollte, wobei es galt, mit Gepäck auf dem Rücken Schritt für Schritt, Tag für Tag, in Staub und Regen ans Ziel der Reise zu gelangen. Aber dabei erfuhr man auch recht, was Wanderlust und Wanderleben heißt. Ich selbst war ein ziemlich guter Marschierer und bin auf meiner ersten Reise nach Italien, wobei der größte Teil des Weges zu Fuß zurückgelegt wurde, von Genua bis Lindau gegangen, eine Leistung, die freilich verschwindet gegen das, was heutzutage Bergsteiger und Radfahrer vollbringen. —

Von Auswanderung, von Wanderzügen ganzer Familien und Gemeinden hat sich mir frühe ein Erinnerungsbild eingeprägt. In jedem Frühjahr kamen Leute aus dem Montavon, Männer, Weiber, Kinder mit Sack und Pack am elterlichen Hause vorüber, um sich oder eines der ihrigen ins Nachbarland als Dienstboten, meist als Hirten zu verdingen. Die Betrachtung dieser Züge und was darüber gesprochen wurde, weckte die Vorstellung außerordentlicher, von vielen gleichmäßig zu ertragender Geschicke und regte die

Teilnahme dafür an. Auch in der Schule wurde diese Richtung genährt. Sind denn die Irrfahrten des Odysseus nicht auch eine Wanderung und das befreite Jerusalem des Tasso, besingt es nicht ebenfalls eine große Heerfahrt, den Kreuzzug, das Verlangen der Völker nach einem fremden, einem gelobten Lande? — In den Geschichtsstunden riefen hin und wieder die Gestalten eines Alarich, Geiserich, Odoaker eine eigentümlich phantastische Welt ins Leben; diese Helden und Volkskönige, die mit ihren Stammesgenossen das alte Heimatland verließen und in andere Länder auszogen und, sich durchschlagend, dort neue Wohnstätten, Beute und Ruhm gewannen, in welch magischem Halbdunkel erschienen sie! Einzelne charakteristische Äußerungen prägten sich unauslöschlich dem Gedächtnis ein, so, wenn Alarich, auf die Drohung von der großen Volksmenge Roms, zur Antwort gab: „Je dichter das Gras, um so leichter ist's zu mähen", — so der Ausspruch Geiserichs, wenn seine Flotte den Hafen Karthagos verließ und ihn sein Steuermann fragte: „Wohin?" — und er ausrief: „In jenes Land, auf welches Gott in seinem Zorn herabsieht." Auch die Gegenwart hatte ähnliches aufzuweisen; der Karlistische General Gomez durchzog Spanien mit Guerillabanden mitten durch die feindlichen Kolonnen hindurch von den baskischen Provinzen bis in den Süden.

Einige Jahre vorher hatte der Feldzug bayerischer Truppen nach Griechenland eine noch mächtigere Teilnahme wachgerufen; waren doch so viele der nächsten Verwandten und Freunde mit hinüber gesegelt, und die Briefe, die von Nauplia, Argos, Athen nach Haus gelangten, hielten diese Teilnahme rege und rückten die Stätten der

alten Welt und ihrer Geschichte für die jugendliche Einbildungskraft in unmittelbare Nähe.

Das alles aber war lange vorher und bildete gewissermaßen nur die unbewußt ruhenden und elementaren Grundlagen jener dichterischen Anschauungen, die in der Völkerwanderung zum Ausdrucke gelangten. Erst in den letzten meiner Universitätsjahre entstanden poetische Entwürfe und Anfänge, aus welchen sich das Ganze später und allmählich aufbaute. Es waren dies: Attilas Schwert, die Hunnenschlacht, Aetius als Held eines Dramas, Alboin und Rosamunde. — Jemand, der von diesen Fragmenten Kenntnis hatte, wies mich auf Gibbon hin, auf seine Geschichte des Unterganges der römischen Weltmacht. Hier fand mein Verlangen, meine Wißbegierde nach den Einzelerscheinungen jener ewig denkwürdigen Epoche die erwünschte Befriedigung. Da fand sich alles beschrieben — und mit welcher Anschauung beschrieben! — womit sich schon so lange mein Geist beschäftigt hatte. Ich konnte nicht satt werden, mich in das gewaltig ergreifende Buch zu vertiefen, das mit Gewalt mich anzog und festhielt.

Anderseits lähmte aber auch die Bekanntschaft mit dem Riesenwerke meine eigne Kraft und Lust, am Begonnenen weiter zu schaffen. Vor der poetischen Sprache Gibbons, seiner lebhaften Darstellung, seiner anschaulichen Charakteristik schien mir alles, was ich bisher geschrieben hatte, farblos, matt und unvollkommen.

Um jene Zeit schloß sich meine Studien-Laufbahn, ich trat als Arzt in den Militärdienst. An die Völkerwanderung dachte ich kaum noch. Als ich ihrer einst auf einem Spaziergang über das Lechfeld im Gespräch mit meinem Freunde Herberger, dem Archivar

der Stadt Augsburg, erwähnte, machte er mich auf diejenigen alten Autoren aufmerksam, die als Quellen jener Ära galten, die auch Gibbon benutzt hatte, und teilte mir, indem er mich ferner zur Ausführung meines halbaufgegebenen Entschlusses aufeuerte, fürs erste den Jornandes mit. Er empfahl mir, ihn eifrigst zu lesen. Das that ich denn auch und darüber erwachte neu die Lust, meine Dichtung fortzusetzen.

Ich sah ein, daß ein episches Gedicht seine eignen Vorzüge besitze und recht wohl neben dem Geschichtswerke bestehen könne. Sollte sich dieses nicht ebenso dazu verhalten, wie vielleicht zu den älteren Epen die mündliche Überlieferung des Mythus und der Sage? Das stünde, sagt' ich mir, dem modernen Geiste, dem Streben und der Richtung der Neuzeit wohl an. — Die schlichte Einfachheit der alten Chronisten wurde mir bald vertraut. Unter ihren kurzen Sätzen lag es wie lange blutige Geschichten von Kämpfen und unerhört kühnen Thaten; der lapidare Stil gemahnte wie an Palimpseste, wo unter der alten Schrift eine noch ältere hervorschaut und noch merkwürdigeres enthält, und wie an alte Fresken, wo hinter den Heiligen Krieger und Schwerter sichtbar werden. Germanisches Wesen sprach so mächtig aus den schlichten Worten eines Jornandes und Paulus Diakonus. Die Größe einer weltgeschichtlichen und nationalen That, als welche die Völkerwanderung einzig dasteht, trat mir immer deutlicher hervor. Der Sturz einer Weltdespotie durch germanische Kraft und Freiheitslust, ja, — das, wenn es mir gelänge darzustellen, das mußte ein deutsches Epos werden. Und selbst der Versuch, der Anstoß dazu, erschien mir verdienstlich. Jedoch verwahre ich mich gegen die öfters ge-

hörte Unterstellung, als habe ich in meinem Gedichte den Niedergang der „lateinischen Rasse" verkünden wollen ꝛc. Ich fand, was meinem Epos bisher noch gefehlt hatte, das nationale Bewußtsein und den Ausdruck dafür. Es war verborgen dagewesen, nun sollte es auch zu Tage treten.

Und dieser Gedanke trat nun gleich stark neben den, der von dem wehmütigen Eindruck einer untergehenden Schönheitswelt erfüllt war und der die Strophen des früheſten Gesanges „Die griechische Insel" hervorgerufen hatte.

Wäre mir damals etwas mehr Muße vergönnt gewesen, hätte ich mich germanischen Studien widmen können, welch reichen Vorteil hätte ich davon gehabt!

Daß es nicht sein konnte, es hatte vielleicht auch sein Gutes.

Die meisten Gesänge der Völkerwanderung sind nicht in der Studierstube zur Welt gekommen, auch nicht in reich ausgestattetem Boudoir oder Salon, sondern in den Jourzimmern der Lazarette, auf dem Marsch in Wirtshäusern und Einquartierungen. Manche Strophe hab' ich später auch noch auf meinem Ritte durch Wald und Berge niedergeschrieben, die spätesten in meinem zu München gegründeten Heim im Garten.

Rom zu sehen, war noch während meines Aufenthaltes in Augsburg sehnlicher Wunsch geworden und ging in Erfüllung. Auf der Rückreise, es war in Mailand, trat ich an die Bude eines Bücherkrämers in offener Straße, und welche Überraschung: das erste Buch, das ich in die Hand nahm, war eine Venetianer-Ausgabe des Claudius Claudianus, des letzten epischen Dichters der Römer, eines Zeitgenossen und Freundes Stelicos, des Vandalen.

Claudius dichtete nach dem Vorbilde Homers und Virgils, während vor den Thoren der ewigen Stadt bereits die Recken der neuen Heldensage standen.

Eine zweite Reise, gerade zwanzig Jahre später und kurz vor Ausgabe des zweiten Bandes, führte mich nach Ravenna, derjenigen Stadt, die nächst dem Lateranischen Viertel Roms die älteste noch lebende Zeugin jener Epoche ist, als das Christentum siegreich seinen Fuß auf die unterliegende Welt der Heiden setzte und sie ihrer kostbarsten Schätze beraubte. Eine fromme, arme Zeit nach den Orgien der cäsarischen Jahrhunderte.

Bruchstücke der Völkerwanderung erschienen zuerst im ersten Bande meiner durch Emanuel Geibel herausgegebenen Gedichtsammlung. Sie wurden günstig aufgenommen, was mich nur ermutigen konnte, das Werk zu vollenden. Eine Dreiteilung ergab sich wie von selbst — erster Band: Auszug der Völker aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen und Andringen gegen Rom; zweiter Band: Dreimalige Eroberung der Stadt, Ende des weströmischen Reiches; dritter Band: Entstehen neuer Reiche und ihr Übergang in neue Staatsformen. Die Anzahl der einzelnen Gesänge und der Strophen eines jeden ordnete sich damit in organischer Reihenfolge.

Im Jahre 1866 erschien der erste Band der Völkerwanderung, der Schluß im Jahre 1868. Am Weihnachtsabend dieses Jahres erlebte ich die Genugthuung, das Lob meines Epos unerkannt zu vernehmen. Ich ging in der Dunkelheit vor zwei Damen her und hörte, wie die eine der andern mitteilte, daß ihr Bruder als Weihnachtsgabe die „Völkerwanderung“ erhalten und daß ihm das Buch eine große Freude gewesen sei. Es folgten dann für den Autor

höchst ehrenvolle Worte, die mir, als von gänzlich Unbekannten ausgesprochen, von doppeltem Wert erschienen.

Von der Kritik hatte ich manches Unbillige zu erfahren, einige Blätter ließen es sich sehr angelegen sein, gegenüber der rühmenden Anerkennung der Bedeutenderen und der Gebildeten, das Werk herabzusetzen, und solche Bemühungen bleiben nie ohne Erfolg, wenn sie mit einigem Scheine von Unparteilichkeit und der Sorge für Wahrung des guten Geschmackes und der akademischen Kunstregeln vorgebracht werden. So läßt es sich wohl erklären, daß in den langen Jahren seit ihrem Erscheinen die „Völkerwanderung" noch keine zweite Auflage erlebt hat. Der Tadel, der einem Buche gleich anfangs nachgesagt wird, mag sich mit der Zeit als unhaltbar erweisen, für einen großen Teil des Publikums bleibt er doch ein willkommener Vorwand, ein solches Buch nicht zu kaufen. Und wie wunderlich lauteten oft diese Ausstellungen, die man gegen die „Völkerwanderung" glaubte vorbringen zu müssen! Noch in jüngster Zeit war in einer Zeitschrift zu lesen, die Wahl der Oktave sei die Ursache, daß bei der großen Menge diese Dichtung, die sonst „viel Großartiges" enthalte, vergessen sei. Als ob es für die große Menge ein besonders geeignetes Versmaß als Schutzmittel gegen das Vergessenwerden gäbe!

Mehr als jede andere Strophe war die der Renaissance, die Strophe Tassos und Ariostos, geeignet, die wuchtigen Quadern der Völkerwanderung anmutig zu tragen. Schon durch den Reichtum und die Mannigfaltigkeit ihrer Reimverbindungen, ihre bündig abschließenden Verszeilen am Ende der Strophe ist sie besonders geeignet für die Erzählung und wird selbst bei Stellen von weniger

anziehendem Inhalt noch durch den Reiz ihrer Form erfreuen. Auch das modernste Epos, Child Harold, an welches sich die Völkerwanderung in mehr als einer Hinsicht anschließt, ist in der nur erweiterten Stanze geschrieben.

Die „Völkerwanderung" ist nicht vergessen, nur totgeschwiegen. Einsichtsvolle Beurteiler haben mir versichert, ich könne getrost sein, die „Völkerwanderung" werde nicht zu Grunde gehen, und wenn, so ginge noch vieles andere damit oder vorher zu Grunde.

Nun, ich denke, die „Völkerwanderung" selbst wird auch wandern, aber so, wie es manche Pflanzen thun, die mit ihren Wurzeln unter der Erde weiter und weiter dringen, um einen mehr vom erwärmten Sonnenlichte beschienenen Boden zu gewinnen; ja, so wird hoffentlich auch mein Epos, wenn auch jetzt noch halb totgeschwiegen und verschollen, seine Wanderung machen und einen von der Sonne günstiger bedachten Grund erreichen, als der ist, den ihm die gegenwärtige Zeit bisher geboten.

Conrad Ferdinand Meyer

Mein Erstling „Huttens letzte Tage."

Von

Conrad Ferdinand Meyer.

„Huttens letzte Tage," meine erste größere Dichtung, erschien zum erstenmale im Jahre 1871. Sie ist aus drei Elementen geboren: aus einer jahrzehntelang genährten, individuellen Lebensstimmung; dem Eindrucke der heimatlichen, mir seelenverwandten Landschaft und der Gewalt großer Zeitereignisse. Alle drei gewannen ganz von selber Gestalt in meinem Helden.

Ich hatte früher zwei Bändchen Gedichte ausgehen lassen, Reisebilder und Balladen, ohne hervortretende individuelle Züge, wenn nicht den einer aus innern Jugendkämpfen hervorgewachsenen, Einsamkeit liebenden Resignation, und den andern eines in langen und soliden geschichtlichen Studien erstarkten Gerechtigkeitssinnes, welcher schon im väterlichen Blute lag. Diese Gedichte bezeichnen und

schließen eine Lebensepoche ästhetischer Beschaulichkeit, mannigfaltigster, vielsprachiger Lektüre, verschiedener Interessen, ohne die Glut einer erwärmenden Parteinahme des Herzens, und vieler nachhaltiger Reiseeindrücke, deren stärkster, neben der unwiderstehlichen Anziehung meiner heimischen Schneeberge, die alte Kunstgröße und der süße Himmel Italiens war. So hatte ich mich, ohne öffentliche Thätigkeit, in eine Phantasiewelt eingesponnen, und es konnte nicht ausbleiben, daß bei meiner übrigens kräftigen Natur, dieses Traumleben ein Ende nehmen mußte, und ich zu einer scharfen Wendung bereit war, etwa wie sie der Rhein zu Basel nimmt.

Ich bin zu jener Zeit ein wanderlustiger Mensch und ein froher Ruderer und Schwimmer gewesen. So blieb mir kein Fleck unseres Seespiegels und seiner schönen Ufer unbekannt, am wenigsten das unweit meines damaligen Wohnsitzes gelegene Eiland der Ufenau, welches den doppelten Reiz lieblicher Stille und einer großen Erinnerung besitzt. Oft bin ich bei den zwei Kirchlein gestanden, die auf dem nördlichen Wiesengrate über einem das Ufer einfassenden Kranze von Eichen und der grünen, die Insel bildenden Mulde den Höhepunkt der Ufenau bezeichnen. Zwischen den beiden Kirchen steht das verstümmelte Steinkreuz, welches dem Fremden als das Grabzeichen Huttens gewiesen wird. Nicht das wahre. Auf meine geäußerten Zweifel an der Echtheit der Grabstätte erwiderte mir einst der mich begleitende Knecht des Pächters mit ruhiger Sicherheit, der Stein stehe da, um den fragenden Besuchern einen „Anhaltspunkt" zu geben. Ein Bube aber, der dabei war, zeigte mit dem Finger in die Tiefe auf eine sumpfige Stelle und lachte: „Ich weiß, wo er steckt! Dort unten."

Die Ufenau ist, wie zu Huttens Zeit, Klostergut und wird von Konventualen besucht, die in dem gegenüberliegenden Uferlandhaus Seiner Gnaden von Einsiedeln ihre Ferien genießen. Auch der Abt selbst betritt zuweilen das Inselchen und ich erinnere mich mit Schrecken, eines Abends, gerade da man seinen Besuch auf morgen zur Besichtigung einer Baute erwartete, von der Ufenau heimgekehrt, beim Ablegen meines Rockes eine ungewöhnliche Schwere der Tasche gespürt und einen altertümlichen, ungeheuern Schlüssel daraus hervorgezogen zu haben. Es war der mir von den Inselleuten anvertraute, zu dem aussichtreichen äbtlichen Pavillon der Südseite, welchen ich zurückzugeben vergessen hatte. So wurde ich auf der Insel heimisch und geschah es, daß Hutten, dessen Leben ich genau kannte, nicht als der ideale Freiheitskämpfer, der Hutten, welcher durch die damalige deutsche Lyrik ging, sondern als ein Stiller und Sterbender in den sanften Abendschatten seiner Insel meinem Gefühle nahe trat und meine Liebe gewann.

Unter meinen poetischen Entwürfen lag eine Skizze, wo der kranke Ritter ins verglimmende Abendrot schaut, während ein Holbeinischer Tod von der Rebe am Bogenfenster eine Goldtraube schneidet. Sie bedeutete: „Reif sein ist Alles."

Das ist der Kern, aus dem mein Hutten entsprungen ist. Ich nahm das Gedicht in meine Sammlungen nicht auf mit dem dunkeln Gefühle, den vollen Hutten gebe es nicht.

So blieb es liegen jahrelang.

Inzwischen vergrößerten sich die Zeitereignisse. Zwei Aufgaben des Jahrhunderts, die Einigung Italiens und Deutschlands, schritten ihrer Erfüllung entgegen. Beide verfolgte ich mit persönlichem Interesse.

Im Jahre 1849 hatte sich der Baron Bettino Ricasoli längere Zeit in der Schweiz aufgehalten. In Zürich befreundete er sich mit unserer Familie, und ich lernte einen Mann kennen, dessen starke Seele der eine Gedanke der Freiheit und Einigung Italiens erfüllte. Dafür war er zu jedem Opfer bereit.

Damals erschien er mir als ein starrer Idealist, dessen eisernem persönlichem Willen sich die politische Wirklichkeit niemals fügen werde.

Anders war es, als ich ihn 1858, ein Jahr vor dem Ausbruch des italienischen Krieges, in seinem heimatlichen Toskana wiedersah. An einem Maiabend auf einem seiner Landgüter im Valdarno riß er mich hin durch die freudige Sicherheit, womit er mir seine Ziele, die jetzt greifbar vor ihm standen, bezeichnete. Damals und später, als er mit diktatorischer Gewißheit sein Toskana dem Könige von Italien zuführte, wurde mir beschämend klar, was ein Charakter im Leben einer Nation zu bedeuten hat.

Das glückliche Fortschreiten der italienischen Einigung ließ die baldige Gründung auch einer deutschen Einheit ahnen, wenn auch in jener Zeit gerade in Zürich Großdeutsche und Kleindeutsche schärfer als je auseinander traten. Der Sieg von Sadowa entschied diese Frage durch das Schwert. Für mich war es seit lange keine mehr gewesen. Schon der Sechzehnjährige hatte darüber eine Weisung erhalten, von der mich nur wundert, wie tief und unwiderleglich sie mir eingeprägt blieb. Ich verkehrte damals mit Gustav Pfizer, dessen redebegabte Frau mit meiner Mutter befreundet war, und der mich wohl leiden mochte. Der schweigsame Stoiker, den Heine so gewissenlos mißhandelt hat, wurde nicht müde, mir zu wiederholen, daß geschichtliche Bildungen und Entwickelungen, wie eben

der Beruf Preußens zur deutschen Vormacht, zwar durch ungeeignete Persönlichkeiten — er meinte den geistreichen Friedrich Wilhelm IV. — verspätet, aber nur solange aufgehalten werden können, bis die günstige Stunde ihren Mann findet.

Dieser wundersame Glaube an das Preußen zustehende Amt blieb für mich die langen Jahre hindurch ein nicht zu bezweifelnder Satz, den ich übrigens für mich behielt, bis ich, bei herannahender Entscheidung, in François Wille, meinem lieben Freunde und Nachbarn in Meilen, einen feurigeren Glaubensgenossen fand.

Dr. Wille, der, die Welt und die bedeutenden seiner Zeitgenossen wohl kennend, eine sichere Schätzung der politischen Werte der Gegenwart besaß, hat mir erzählt, wie Heinrich Heine, das noch ungedruckte Wintermärchen in Hamburg ihm mitteilend, einen ärgerlichen Vers vortrug, worin er die preußischen Junker „davonlaufen" ließ. Da habe er ihm gesagt: „Lieber Heine, schimpfen Sie auf die preußischen Junker so viel Sie wollen! Aber das muß fort! ‚Davonlaufen' war ihre Sache nie." So waren wir einig bei Wille unter den Bäumen von Mariafeld, wie es kommen müsse, aber alle doch sehr getröstet und gehoben, als es so kam. Alle — bis auf einen einzigen Gast, Gottfried Kinkel, der als ein abgeirrter Achtundvierziger eifersüchtig grollte.

Gerade zwischen 1866 und 1870 sah ich Wille sehr häufig und sein temperamentvolles Wesen ermutigte meine dichterischen Kräfte. Sicherlich erzählte ich ihm oft von Hutten, dessen Waghalsigkeit er liebte, nicht davon zu reden, daß er, als gewesener Journalist, eine Zärtlichkeit für den Ritter hatte, von dem er behauptete, er sei der Älteste der Journalistenzunft.

Hutten fing an in mir zu leben. Er war in den Vordergrund meiner Seele getreten.

Aufs tiefste ergriff mich jetzt der ungeheure Kontrast zwischen der in den Weltlauf eingreifenden Thatenfülle seiner Kampfjahre und der traumartigen Stille seiner letzten Zufluchtstätte. Mich rührte sein einsames Erlöschen, während ohne ihn die Reformation weiterkämpfte. Wieder erfüllten sich große Geschicke in Deutschland und der ohne Grab und Denkmal unter diesem Rasen Ruhende hätte seine Lust daran gehabt, denn auch er hatte von der Einheit und Macht des Reiches geträumt.

Ritter Hutten, den ich hier auf seinem Eiland bisher entsagend sterben sah, erhob sich vor meinem Blicke, um es ungeduldig zu umschreiten, hinaushorchend nach dem Kanonendonner an der Grenze, den man in der Winterstille auf den Höhenzügen seines Sees vernehmen konnte.

Ich getraute mir, Huttens verwegenes Leben in den Rahmen seiner letzten Tage zusammenzuziehen, diese füllend mit klaren Erinnerungen und Ereignissen, geisterhaft und symbolisch, wie sie sich um einen Sterbenden begeben, mit einer ganzen Skala von Stimmungen: Hoffnung und Schwermut, Liebe und Ironie, heiliger Zorn und Todesgewißheit, — kein Zug dieser tapfern Gestalt sollte fehlen, jeder Gegensatz dieser leidenschaftlichen Seele hervortreten.

So belebte sich mir die Ufenau. Ignatius Loyola wird, nach Jerusalem pilgernd, und unterwegs den nahen Heilsort Einsiedeln aufsuchend, nach der kleinen Insel verschlagen und von Hutten beherbergt. Der abenteuerliche Paracelsus kommt von seinem

Wohnsitz am nahen Etzel herüber, um dem Kranken als Arzt den Puls zu befühlen. Der in Zürich hausende Herzog Ulrich, Hans Huttens Mörder, erscheint und wird dem Sterbenden zum letzten Ärgernis. Mit diesen Gestalten des sechzehnten Jahrhunderts schreiten auf der Insel die Geister der Gegenwart.

In jenem Winter von 1870 auf 1871 entstanden die kurzen Stimmungsbilder meiner Dichtung Schlag auf Schlag. Jeder Tag brachte ein neues, und jede Woche las ich sie in Mariafeld vor. Daneben stob mancher andere Funke aus dem Amboß. „Der deutsche Schmied" wurde gedruckt und gesungen. Ich sehe, er ist nun zum Volksliede geworden und hat meinen Namen verloren, wie es auch recht ist. Es war eine glückliche Zeit. —

Ich war damals dermaßen in deutschen Eifer geraten, daß ich, ganz gegen die angeborne Abgeschlossenheit meines Wesens, mich eines Tages an Gottfried Kinkel wagte, und ihn dringend beschwor, durch ein schönes patriotisches Gedicht mit Deutschland Frieden zu schließen und in das erstandene Reich heimzukehren. Dieser Angriff des Schweizers verblüffte den liebenswürdigen Dichter dergestalt, daß einen Augenblick der unmögliche Gedanke in ihm aufstieg, ich strebe nach seiner Professur in Zürich und wünsche ihn weg. Ich erschrak und lachte innerlich und ließ ab.

Hässel in Leipzig druckte mir den Hutten mit Freuden. Das Büchlein erlebte bald neue Auflagen. Bei kühlerm Blute und fortgesetzten geschichtlichen Studien setzte ich später noch manchen realistischen Zug in das Bild des Ritters, um ihm Porträtähnlichkeit zu geben.

Während mein Hutten zum erstenmal unter der Presse war, im

Sommer 1871, eilte ich auf meine Berge und erwog dort, während Wochen, die mir lange schienen, zwischen Bangen und Hoffen sein Los. Nachricht fand ich erst bei meiner Heimkehr: es war ein sympathisches, öffentliches Urteil von Johannes Scherr, ein erster freudiger Zuruf, dem aus der Heimat und aus Deutschland wachsender Beifall und dann volle Zustimmung folgte. Dies ist die Entstehungsgeschichte von „Huttens letzte Tage".

Friedrich Spielhagen

Wie die „Problematischen Naturen“ entstanden.

Von

Friedrich Spielhagen.

Der Wunsch, von einem Dichter zu erfahren, wie sein erstes Werk entstanden sei, ist ebenso begreiflich, wie das Unternehmen, diesem Wunsche nachzukommen, schwierig. Es gehörte zu seiner Durchführung nicht mehr und nicht weniger als eine vollständige Erklärung der Phantasie, ein Auffinden und Aufdecken all' der geheimnisvollen Quellen, aus deren Zusammenfließen sich ihr Strom bildet. Und damit wäre es nicht gethan. Man würde sich bei dieser Erklärung immer in Allgemeinheiten zu bewegen haben, deren ästhetisch-psychologischer Wert höchlichst zu veranschlagen sein mag, ohne daß dem thema probandum viel damit abgewonnen wäre. Denn nicht darum handelt es sich: wie operiert die menschliche Phantasie? sondern: wie operiert die Phantasie dieses Individuums? Und

selbst diese Frage muß noch dahin eingeschränkt werden: wie hat sie in diesem besonderen Falle operiert?

Denn auch die individuelle Phantasie ist keineswegs immer dieselbe, vielmehr nicht bloß quantitativ, sondern auch qualitativ einem beständigen Wechsel unterworfen. Wer würde, wüßte er es nicht anderweitig, Tasso und den Bürgergeneral, Iphigenie und den Großkophta einem und demselben Autor zuschreiben? Jedes Werk wird unter einem besonderen Himmel geboren, dessen Farbe sich in ihm widerspiegelt; erwächst aus einem besonderen Boden, dessen Geruch ihm anhaftet. Aber beschränkt man sich nun auch auf die Analyse eines bestimmten Werkes eines bestimmten Autors und bringt glücklich alle Momente zusammen, die möglicherweise bei seiner ersten Konzeption, seinem allmählichen Wachsen und Ausreifen mitgewirkt haben; kann man mit wünschenswerter Bestimmtheit angeben, wie der Stand seiner Bildung war, als er an das Werk ging und während er daran arbeitete, und wie seine Lebenslage im engeren und in dem weiteren Sinne des ihn umgebenden, ihn beeinflussenden Milieu; vermag man die litterarischen Quellen aufzudecken, aus denen er schöpfte, und die Vorbilder zu nennen, nach welchen er sich wissentlich oder unwissentlich richtete; kennt man die Landschaft, die er zum Hintergrund seiner Handlung nahm, vielleicht sogar die Modelle, nach denen er seine Menschen formte — nun, dann hat man besten Falles die Teile sämtlich in der Hand; aber die Hauptsache fehlt: das geistige Band, das, die Teile durchflechtend und umschlingend, sie erst zu einem Ganzen macht.

Es fehlt und wird ewig fehlen, denn niemand kann in die Tiefen dringen, wo die geheimnisvollen Mütter hausen, die aus

unsichtbaren, ungreifbaren, unwägbaren Stoffen das magische Gebilde spannen und webten. Niemand und auch der Autor nicht.

Der vielleicht am wenigsten. Mag der Beobachter den Moment bestimmen können, wann der Schlaf dem Eingeschlafenen kam, — der Eingeschlafene kann es nicht; mag unsre Umgebung ein sehr klares Bild von unserer leiblichen Erscheinung haben und wie wir stehen, gehen, uns sonst bewegen; genaue Rechenschaft geben können von dem Wechsel des Ausdrucks unsrer Augen in der Freude, im Schmerz, im Zorn, und welchen Klang unsere Stimme in diesem oder jenem Affekt annimmt — wir selbst sind dem allen gegenüber ein mindestens Halbblinder, Halbtauber; der Hund, der uns auf den Fersen folgt, oder vor uns sitzt und uns ansieht, weiß davon ein mehreres und genaueres als wir.

Es hat wohl so sein müssen, wenn wir das Leben, dessen Mittelpunkt doch jeder sich selbst ist, nicht nur erträglich, sondern vielleicht sogar lebenswert finden sollten. Jedenfalls ist es so.

Ich habe dies Bekenntnis wohlbedächtig vorausgeschickt, damit der Leser, dem ich in dem Folgenden von dem Wann? Wo? Wie? Warum? meines ersten Werkes, der „Problematischen Naturen", nach bestem Wissen und Gewissen einiges mitzuteilen gedenke, seine Erwartungen nicht zu hoch spanne.

Die „Problematischen Naturen" sind wirklich mein erstes Werk, wenn auch in dem Katalog meiner Schriften einige frühere Nummern verzeichnet stehen. Aber die Novelle „Clara Vere" ist, recht betrachtet, nur eine Schülerarbeit, bei der mir freilich kein Meister über die Achsel gesehen hat; eine Probeschrift zu eigenem Gebrauch, mir selbst darüber klar zu werden, wie weit ich es in der Einsicht

des Weltgetriebes und der Darstellung von Menschen ungefähr gebracht; alles in allem ein Produkt, in welchem ich noch nicht eigentlich ich selbst bin.

Diesen ausgeprägten Stempel der Ichheit aber muß meiner Ansicht nach jedes Erstlingswerk, das so genannt zu werden verdient, an der Stirn tragen, wenn der Autor sich auch in den wenigsten Fällen mit seinem Ich hervorwagt, sondern sich etwa hinter einem Jüngling versteckt, den er Werther nennt, oder unter dem Pseudonym Karl Moor in die böhmischen Wälder zieht. Ich traue dem dichterischen Genius der Leute nicht, die, um sich selbst zu finden, in ein fremdes Land, womöglich in eine ferne Zeit nach einem Erstlingshelden suchen gehen müssen, mit dem sie gerade so viel Ähnlichkeit haben, wie Hamlet zwischen sich und dem Herkules konstatiert. Das mag dann von ihrer Objektivität, ihrer Belesenheit, ihrer klassischen und sonstigen Bildung, ihrem Sinn für die schöne Form (goethesierend natürlich!) und andern schätzenswerten Eigenschaften ein glänzendes Zeugnis geben; sie mögen von pedantischen Schulgelehrten und solchen, die niemals weiter als bis in den Vorhof der Kunst gelangen, als die wahren Musterknaben der Poesie gepriesen und als solche durch die Litteraturgeschichten geschleppt werden — ich kann ihnen höchstens den Rang eines vortrefflichen Schriftstellers zubilligen, eines Dichters nicht. Eines wahren Dichters Erstlingswerk wird immer eine Beichte sein. Eine Beichte, auch wenn man sie dem Publikum ablegt, ist zweifellos eine intime Angelegenheit, vorausgesetzt, daß der Beichtende die Sache „nicht nur so mitmacht", weil „es einmal dazu gehört", sondern ihm etwas auf dem Herzen drückt, das er herunter haben muß, wenn er wieder

frei soll atmen und ruhig schlafen können. Jene Leute aber haben nichts zu beichten, das nicht ein anderer an ihrer Stelle ebensogut vorbringen könnte: kein individuelles Erlebnis, das ihre Seele bis in den tiefsten Grund aufwühlte und ihnen Himmel und Hölle war; kein Leiden, das ihnen aus den öffentlichen Zuständen erwuchs und sich im Laufe der Zeit bis zur Unerträglichkeit steigerte; nicht mit „denen, da droben" zu hadern und keine Anklage „in tyrannos" dieser Erde zu erheben. Nicht heiß und nicht kalt ist, was aus ihrem Munde geht. So kann ihre Rede auch nicht „sturmschritts erobern warme Menschenherzen", und „in usum delphini" ist das einzige, was sie füglich auf das erste Blatt ihres ersten Werkes setzen dürfen. Das hat dann freilich den Vorteil für den lauen Herrn, daß weder die ganze noch die halbe Welt sich über ihn ärgert; niemand darüber jammert, er habe ihm sein Armesündergesicht im Spiegel gezeigt, oder ihn sonst in seinen heiligsten Gefühlen verletzt; im Gegenteil: alle Welt in das Lob seiner gesellschaftlichen und ästhetischen Korrektheit, moralischen und politischen Ungefährlichkeit einstimmt, und er, wenn Gott will, noch bei Lebzeiten den Triumph hat, auf die Bank der Klassiker gesetzt zu werden.

Habeat sibi! —

Mit meiner Beichte hatte es gute Weile: ich war, bis die erste Abteilung der „Problematischen Naturen" erschien, schier dreißig Jahre alt geworden. Wie das so kam — und, weil's so kam, vermutlich so kommen mußte — in meiner Autobiographie „Finder und Erfinder" (Leipzig 1887, L. Staackmanns Verlag) habe ich es zu erklären versucht und ich muß den Leser, der sich für die Einzelnheiten des Falles interessiert, auf diese zweibändige Relation

verweisen. An dieser Stelle kann ich nichts, als versuchen, sein Augenmerk auf die Hauptpunkte zu richten, welche in der längeren Erzählung, von Beiwerk überwuchert, vielleicht wenig deutlich hervortreten, und ein und das andere Moment, dessen Bedeutung für den Prozeß mir selbst nachträglich erst aufgegangen ist, schärfer zu accentuieren.

Ich bedaure nachträglich gar nicht, daß ich mir zur Formulierung meiner Beichte so viel Zeit ließ. Möglicherweise ist sogar, um das dreißigste Jahr herum den großen Wurf zu wagen, jedem zu raten, der den Drang in sich spürt, in Zukunft das leve vulgus, Publikum genannt, zum obersten Richter über seine Thathandlungen zu machen. Nur daß man den Leuten nicht zu raten braucht, was die Natur gemeiniglich in die eigne starke Hand nimmt, und den Arm, der schon längst vor Begierde zittert, ganz einfach zwingt, den Speer zu entsenden. Sehr begreiflich! Sie sagt sich: jetzt, oder nie ist der Mann im stande, zu zeigen, was er kann. Er steht in der Akme seiner durch jahrelange Übung gestählten physischen und geistigen Kraft; noch haben Fehlschläge ihm nicht das Vertrauen zu sich selbst geraubt; noch glaubt er an die Echtheit goldner Zukunftswolken, noch an die Verwirklichung seiner Ideale und die Perfektibilität der Menschen. Einige Jahre früher fehlte dieses oder jenes Moment, auf das ich für die beabsichtigte Wirkung rechnen muß; ein paar Jahre später werden wieder andre, die sich inzwischen dazu gesellt, hemmend eingreifen. Also frisch ans Werk!

Ich gebe gern zu: auch hier schickt sich eines nicht für alle. Eine schnelllebige Zeit wird ihre jungen Krieger früher auf den Kampfplatz führen, und zu jeder Zeit gab es Heißsporne, die das

feurige Blut nicht schlafen läßt und die aufstehen und ihre Stimme erheben, bevor die jüngsten Hähne krähen. Meine Jugend fiel in eine Periode, in der die Nacht länger war als der Tag, die Nachtwächter sehr auf ihren Dienst paßten und die sanftesten Schlummerlieder zu tuten wußten. Dazu war ich kein Percy, hatte im Gegenteil eine tüchtige Portion jener Temperamentseigenschaft, mit der „Frankreich" Cordelias spröde Zurückhaltung entschuldigen will und, höflich, wie er ist, „ein Zaudern der Natur" nennt, „das oft die That unausgesprochen läßt, die es zu thun gedenkt." Was aber vielleicht in der Sache den Ausschlag gab: ich empfand nichts, oder doch sehr wenig von dem Stachel, den andre fortwährend in ihrem Fleisch fühlen, und der sie rastlos vorwärts treibt: dem Stachel des Ehrgeizes; und es ist wahrlich keine Ruhmredigkeit, sondern eher das Gegenteil, wenn ich mir — wenigstens für jene Zeit, und auffallend habe ich mich in dieser Beziehung bis auf den heutigen Tag nicht verändert — die Gesinnung des etwas stark schrullenhaften, weltfremden, „ausgewanderten" Freiligrath'schen Dichters vindizierte und sein vermessenes Wort zu dem meinigen machte: „Fahr' hin, o Welt! Im Herzen trag' ich Welten."

Trotzalledem hatte ich, bis es zur eigentlichen Beichte kam, mein übervolles Herz nicht durchaus wahren können.

Es wird in der Dämmerstunde eines Herbstabends im Jahre 51 gewesen sein, als ich meiner Schwester, die ich sehr liebte und trotz ihrer großen Jugend zur Vertrautin meiner seelischen Freuden und Leiden machen durfte, einen Roman erzählte, der im Grunde nichts anderes war als die „Problematischen Naturen". Ich sage: im Grunde, denn, hatte auch der erzählte Roman mit dem so viel

später geschriebenen, was die Fabel betraf, nur eine entfernte Ähnlichkeit — die Hauptsache, vielmehr die Hauptperson war da: der Held, der, wenn er sich nicht mein Spiegelbild nennen durfte, doch mit dem Erzähler eine ausgeprägte Familienähnlichkeit aufwies. Und nicht er allein erschien mit voller Deutlichkeit auf der Bildfläche. In seinem Gefolge befanden sich verschiedene Gestalten, schon nicht mehr schwankend, vielmehr in klaren, scharfen Umrissen — die Gestalten derjenigen meiner Freunde, welchen ich den stärksten Einfluß auf den Gang meiner Entwickelung zusprechen mußte, und die denn auch, wie sie damals fest vor meines Geistes Aug' standen, in den Roman übergegangen sind.

Was aber wichtiger noch und etwas ganz anderes zu sein scheint, während es dasselbe nur mit andern Worten sagt und mit dem Helden völlig identisch ist: der Gesichtswinkel, unter welchem der junge Poet das Weltfragment sah, das er zu schildern gedachte, war in dem erzählten Roman der nämliche, welcher für den geschriebenen zur Anwendung kam. Der ganze Unterschied bestand darin, daß das betreffende Weltfragment im Laufe der Jahre naturgemäß an Weite und Breite gewann und Raum gewährte für eine Fülle von Personen, deren Bekanntschaft ich noch zu machen hatte, darunter allerdings auch unterschiedliche sind, ohne die sich der Leser den Roman nicht wohl vorstellen könnte.

Auch war es nicht bei diesem rhapsodischen Erguß vom Brudermunde zum Schwesterohr geblieben. Ich hatte ein paar Jahre später etwas erlebt, das mir eine Quelle hohen Glücks gewesen war, um mir — und leider nicht mir allein — nachträglich viel heiße Thränen zu kosten, und natürlich, wie alles Bedeutsame, das

ich erlebte, als Stoff in den Roman einfließen sollte. Je öfter ich aber in Gedanken — denn noch immer war kein Wort zu Papier gebracht — diesen Stoff überschlug, um so drückender wurde für mich die Empfindung der Masse, welche sich im Laufe der Jahre angehäuft hatte, und daß ich niemals imstande sein würde, sie zu bewältigen. Da brauchte denn bloß die Versucherin Not in Gestalt einer Zeitungsredaktion, die durchaus eine Erzählung von mir haben wollte, an mich heranzutreten, und die Novelle „Auf der Düne" war in wenigen Wochen fertig und gab sich als ein selbständiges kleines Werk aus, trotzdem sie ursprünglich nichts als ein integrierendes Stück des großen Romans gewesen war und als solches monatelang angefangen im Kasten gelegen hatte. So entstand in dem Roman eine Lücke, die niemals richtig wieder ausgefüllt und nur, so zu sagen, überkleistert wurde. Sie findet sich da, wo Oswald, der Hauslehrer, in den Ferien an die See geht, um, wie der ursprüngliche Plan war, eben die in der Novelle geschilderten Ereignisse, wie die Sache jetzt steht, schlechterdings nichts zu erleben und, da er doch nicht ewig müßig aufs Meer starren konnte, von einem deus ex machina in Gestalt des jungen Doktor Braun nach Grenwitz zurückgeholt zu werden. Als Fielding einst ein Theaterstück aufführen ließ und die Leute im Parterre bei einer Scene, deren Schwäche er selbst sehr wohl kannte, anfingen zu pfeifen, wandte er sich lächelnd zu seinem Begleiter mit den Worten: The sly dogs! they have found it out! Keiner meiner Kritiker hat mir, den mit gröbstem Zwirn zugenähten Riß in dem Gewebe des Romans aufzeigend, Gelegenheit gegeben, meine Kaltblütigkeit einem begründeten Tadel gegenüber an Tag zu legen. Freilich, wer

verlangt denn auch von der Fabel eines Romans die Folgerichtigkeit, mit der die eines Dramas aufgebaut sein muß! Nicht die Kritik und nicht das Publikum! Ach, und wie innig wäre zu wünschen, daß die Fieldingschen Pfeifer im Parterre auch für die Romane existierten! Sie müßten freilich, wenn sie ihres Amtes gewissenhaft walten wollten, einen gar mächtigen Atem haben! Und dann wäre noch darauf zu wetten, daß von neunundneunzig Malen unter hundert die Ausgepfiffenen nicht wüßten, warum gepfiffen wird.

Dann — so um das Jahr 54 — wurde mir des Rumorens in Kopf und Herzen doch zu viel und ich ging ernstlich daran, dem Spuk ein Ende zu machen, die Schemen einzeln bei ihren Namen zu rufen, sie vom Blute — man nimmt da bekanntlich, faute de mieux, sein eigenes — trinken zu lassen und so zur Rede zu zwingen.

Aber der Beschwörungsprozeß ging nur langsam von statten. Es kamen da so manche Zwischenfälle, welche den Zauber, der die völlige Hingabe des Beschwörers an die Sache, die straffste Sammlung seiner Geisteskräfte und nebenbei auch noch die tiefste Stille rings um den geweihten Kreis erfordert, auf die unliebsamste Weise störten. Vielleicht ist es übel eingerichtet, leider aber nicht zu ändern, daß man, um schreiben zu können, auch zu leben haben muß. Zu diesem banausischen Zweck nun war ich genötigt, vieles zu thun, was ja so weit ganz ehrenvoll war und auch den nicht zu entbehrenden bescheidenen Gewinn brachte, aber mir einmal über das andere die wehmütige Frage der Müllerlieder: „Ist das denn meine Straße?“ auspreßte. Ach Gott, es war nicht meine Straße, die mich Tag für Tag in das Leipziger Moderne Gesammtgymnasium

führte, wo ich widerspänstige Buben in die Geheimnisse der deutschen und englischen Grammatik einzuweihen hatte, oder nebenan in die dem Gymnasium angeschlossene höhere Töchterschule, dort mit willigen Mägdelein J'aime, tu aimes zu konjugieren! Nicht meine Straße, die in die Sackgasse von Verlegern auslief, denen ich für schnöden Lohn fremden Ungeschmack vertieren sollte! Und wenn auch sicher die preußischen sechswöchentlichen Reserveübungen pro patria waren, und ich zweifellos die heilige anno 59 bei der famosen Mobilmachung mehrere Monate hindurch aus allen Kräften retten half — mein Roman, an dem ich oft genug nur nächtlicher Weile ein paar Stunden schreiben konnte, und der ein andermal wer weiß wie lange unberührt im Pulte lag, kam nur mit Schneckenlangsamkeit aus der Stelle; wenn das so fortging, konnte ich, bevor ich meine Beichte beendet hatte, das Alter der weißköpfigen Krähe erreichen. Und Don Karlos beklagt sich, daß er mit zweiundzwanzig Jahren noch nichts für die Unsterblichkeit gethan!

So ging es also nicht. Ich faßte einen energischen Entschluß, verbrannte das Schulschiff hinter mir, stopfte mir Wachs in die Ohren gegen das Sirenenlocken übersetzungswütiger Verleger und schloß mit der „Zeitung für Norddeutschland" in Hannover einen Kontrakt ab, laut welchem ich ihrem Feuilleton, ohne daß eine Unterbrechung im Druck stattfände, einen Roman von vier Bänden zu liefern hatte, von dem höchstens einer fertig war und die drei andern im Wettkampf mit der Druckerpresse geschrieben sein wollten.

Nun, ich brauchte schon in jenen verhältnismäßig jungen Jahren wenig Schlaf, hatte auch zu arbeiten gelernt; überdies, die Sache machte mir ein Vergnügen, von dem der eifrigste Leser sicher

niemals den hundertsten Teil empfunden hat, und — ich ging glatt durch das Ziel, den Gegner in für ihn beschämender Weise weit hinter mir lassend.

Dann wurde ich Redakteur desselben Feuilletons, in welcher die erste Abteilung des Romans — weiter war ich in den vier Bänden nicht gelangt — das Licht der Lesewelt erblickt hatte, und schrieb, als solcher, die zweite — abermals in vier Bänden, so meine große Beichte absolvierend.

Eine achtbändige Beichte, in der zehn Jahre meines Lebens steckten!

Und das ist noch zu wenig gesagt: die Quintessenz meines ganzen bisherigen Lebens!

Allerdings wirklich nur die Quintessenz. Von meinen thatsächlichen Erlebnissen waren nichts als Fragmente in den Roman verarbeitet und auch sie hatten es sich gefallen lassen müssen, in dem Tiegel der Phantasie umgeschmolzen und dann in die Form gegossen zu werden, in welcher sie sich dem übrigen Körper des Romans harmonisch angliederten.

Nichts als Fragmente, und auch ihrer waren, je länger ich mich mit dem Stoff trug, und nun gar, als es an die Ausarbeitung ging, immer weniger geworden. Ursprünglich nämlich hatte die Aufgabe, die ich mir gestellt, ungefähr ausgesehen, wie das bekannte Rezept des Bauers: „Mein Herr Maler, will er wohl mich abkonterfeien" — nach welchem allerdings in erster Linie er auf der Leinwand paradieren soll; dann aber auch sein Weib, seine Söhne, Töchter, Knechte, Mägde, Nachbarn, schließlich das ganze Dorf mit seinen sämtlichen Äckern und Wiesen. Allmählich wurde mir klar, daß dabei bestenfalls eine Selbstbiographie herauskäme, nimmermehr

ein Roman. So mußte denn gestrichen werden. Erklärlicherweise trafen die Striche besonders hart die ersten Kapitel meines Lebens: die Knaben- und Jünglingsjahre, von denen, wie die Sache jetzt liegt, nur hier und da noch ein wenig zwischen den Zeilen zu lesen ist; oder, innerhalb der Zeilen, nicht anders als maskiert sich ans Licht wagt; z. B. in der Gestalt Brunos. Dann kommt eine Partie — und mit ihr setzt der Roman ein — in welcher die Anleihen, die ich bei meinen wirklichen Erlebnissen mache, sehr stark sind, ja, wo der Held des Romans, und was ihm begegnet, mit der Person des Autors, und was diesem begegnet war, zu einem korinthischen Erz zusammenschmelzen.

Das gilt, wenn man es nicht zu streng nehmen will und bedenkt, wie in einem solchen Falle Wahrheit und Dichtung stets geschwisterlich Hand in Hand gehen müssen, von der ganzen ersten Abteilung. Von der zweiten gilt es nicht mehr, oder doch nur in sehr viel eingeschränkterem Maße.

Denn hier trennen sich die Wege des Autors und des Helden und gehen bis zum Schluß immer weiter auseinander. Um die Geschichte irgend einer „Natur" schreiben zu können, darf man selber keine ebensolche bis in's Mark sein; nur ein Geistesverwandter mit einer gewissen Familienähnlichkeit: nicht toto genere, aber doch so weit verschieden, wie es Brüder zu sein pflegen, die besser harmonieren würden, wenn nicht einer in dem andern fortwährend Züge entdeckte, welche er bei sich selbst keineswegs zu seiner Freude beobachtet hat. Wie unheimlich groß muß die Ähnlichkeit gewesen sein, die Gulliver zwischen sich selbst und dem Yaahoo entdeckte, wenn er vor dem unglücklichen Geschöpf ein solches Grauen empfinden konnte!

Ich bezeichnete oben als das einem Roman sein besonderes Gepräge gebende und seine Bedeutung bestimmende Moment den Gesichtswinkel, unter dem der Autor sein diesmal zur Beobachtung erwähltes Weltfragment gesehen habe, und versicherte, dieser Gesichtswinkel sei für mich von der ersten Konzeption der „Problematischen Naturen" bis zum Schluß derselbe geblieben, trotz der Erweiterung, welche der Stoff im Laufe der Jahre erfuhr. Darin liegt nichts eben Auffallendes, noch weniger ein Widerspruch. Ich will nicht behaupten, es gehe in dem angeborenen Temperament eines Menschen — und mit dem Temperament in seinem Charakter und mit dem Charakter in seiner Weise, die Welt zu sehen — überhaupt keine Veränderung vor; aber von dem Augenblicke einer gewissen Reife seines Wesens sind für die Folgezeit diese Veränderungen sicherlich sehr gering, und man kann sagen: idem semper vultus eademque frons. Wenn Wallenstein des Menschen Wollen und Handeln zum voraus bestimmen will, sobald er nur erst sein Inneres erkannt, muß er derselben Ansicht gewesen sein. Wieviel von diesem Wollen und Handeln wirklich wird, hängt freilich für das betreffende Individuum von allerlei Zufälligkeiten ab; für Wallensteins Vetter z. B. davon, ob ihn aus der Lützener Schlacht der Schecke wieder heil ins Lager bringt, oder als Schwerverwundeten, oder auch gar nicht. Analog ist denn auch das fragliche Weltfragment, welches unter den Gesichtswinkel fällt, hinsichtlich seiner Ausdehnung nur von relativer Bedeutung. Es kann so sein, wie das in der Ilias geschilderte, d. h. so groß, daß es beinahe die ganze Welt umfaßt, oder so eingeschränkt, wie in Hermann und Dorothea. Ist das kleine Fragment nur mit demselben klaren,

liebevollen Auge geschaut, mit derselben gewissenhaften Plastik dargestellt, wie das große, kann man den Gesichtswinkel des Dichters in dem einen Falle genau so scharf bestimmen, wie in dem andern. Womit nicht gesagt sein soll, daß die Größe und Bedeutsamkeit des Objekts für die Wertschätzung des Kunstwerks, zu welcher Art es auch gehöre, völlig gleichgültig sei. Ein Einakter, wäre die in ihm an den Tag gelegte Kunst noch so löblich, wird immer hinter dem Hamlet oder dem Makbeth zurückstehen; der Baumeister einer noch so stilvollen Villa dem des Kölner Doms den Vortritt lassen müssen. Doch das nebenbei.

Wie aber soll ich den Gesichtswinkel bestimmen, unter dem der Autor der „Problematischen Naturen" seine Welt sah? Oder es anders auszudrücken: was war die ruling passion seiner Seele? das besondere Pathos, in dessen Färbung sich vor seinem Blick notgedrungen das Menschentreiben tauchte? und von dessen übermächtigem Druck sich zu befreien, dessen qualvolle Glut auszuströmen, er mit allen Kräften rang?

Wäre doch nur gleich ein anderer zur Stelle, der die Beantwortung dieser Frage übernähme und sich ganz gewiß besser aus dem Handel zöge, als ich es zu thun im stande bin! Aber da ich mich einmal auf ihn eingelassen, mag's drum sein. Nur wundere sich der Leser nicht, wenn er jetzt mit mir „durch einen Spiegel in einem Wort sieht", das womöglich noch dunkler ist als so manches schon vorausgegangene.

Wie der Hirsch nach Wasser hatte meine Seele, ich sollte meinen: von dem ersten Augenblicke, da sie „Ich" denken konnte, nach Freiheit geschrieen. Nach der Freiheit, zu leben nach meinem Gutdünken,

wenn man darunter versteht, was uns gut deucht nicht im eudämonistischen, sondern moralischen Sinne; nach der Freiheit, mich auszuleben, jede Kraft, die ich in mir fühlte, spielen und wirken zu lassen bis an ihre Grenze; mich frei zu machen von dem Einfluß der Menschen, die mich auf andere Bahnen lenken wollten, als meine Natur mir vorschrieb; von der Macht der Verhältnisse, welche die Autonomie meines Handelns und Wirkens zu bedrohen schienen; zuletzt, und nicht zum geringsten, von den Hindernissen, die, aus dem eignen Innern aufsteigend, der fröhlichen Entfaltung meines Wesens sich entgegenstemmten in Gestalt von schlimmen Neigungen und Begierden, oder Schwächen jeder Art, auch wenn sie sich selbstgefällig als Stärken aufputzten.

Dies war das eine: mein Leben sollte so groß und mächtig sein, wie ich es irgend machen könnte. Sodann ein anderes Verlangen, nicht minder brünstig als jenes: es sollte schön sein; sollte für mich erraffen, was es an Schönem, in welcher Form immer, zu erraffen vermöchte.

Es versteht sich von selbst, daß es kürzere oder längere Zeit währen muß, bis ein junger Mensch, wenn er auch die Regungen solcher Leidenschaften lebhaft in sich spürt, über ihre Natur klar wird, und daß sie ein für allemal die bestimmenden Momente seines Lebens sind; daß er dazu geboren ist, ein Freidenker, Tyrannenhasser, Republikaner zu sein; und keine Einreden von Vettern und Basen und keine Mißgunst der Verhältnisse ihn auf die Dauer davon abhalten werden, sein Heil als Künstler zu versuchen.

Ich darf sagen: verhältnismäßig recht frühzeitig bin ich mir in meinem dunklen Drange des rechten Weges — des Weges, den ich

wie ich nun einmal war, allein gehen konnte — bewußt gewesen; und dies Bewußtsein war es auch wohl, was mich vor der Überhast schützte, die so viele längst vor dem erstrebten Ziele zusammenbrechen läßt.

Aber der Kampf mit den unholden Mächten, die dem Schwärmer für Freiheit und Schönheit sich von außen entgegentürmen, oder ihm aus seinem Innern neckend und schreckend erwachsen, ist mir nicht erspart geblieben; und nicht das Grausen vor dem Abgrund, an dessen Rand ich wandele; und nicht die schaudervolle Gewißheit, daß, wer sein Freiheits- und Schönheitspathos zum seelen- und körperzerrüttenden Rausch ausarten läßt, unfehlbar in den Schlund hinabstürzt.

Die „Problematischen Naturen" sind die Geschichte eines solchen Unglücklichen.

Armer Halbbruder! Ich konnte mit dir in vollen Zügen den herben Atem des Meeres trinken und die balsamische Luft, die über blühende Gärten weht; und den Würzduft, der aus frischumpflügten Ackerbreiten steigt; mich im Waldesschatten am Rand des schilfumflüsterten Sees mit dir einspinnen in bunte Märchenträume von der blauen Blume, die im stillverborgenen Felsenthale wächst, und schönen Frauen, die den schäumenden Renner zügeln, dir gütig lächelnd die schlanke Hand zu reichen; konnte mit dir sinnen und dichten, grübeln und philosophieren, scherzen und spotten — spotten der Dichterlinge und ihrer Gesellinnen; der augenverdrehenden Pfaffen und ihres Gelichters; der sporenklirrenden Junker und ihrer hochnasigen Weiber. Und mit dir trauern um einen edlen Geist, der sich selbst zerstört; einen herrlichen Knaben-Jüngling, vom

herben Geschick dahingerafft in seiner Maienblüte. Und aus voller Seele mit dir hassen alles, was in Staat und Gesellschaft sich übermütig spreizt und bläht und gierig von dem Schweiß der vielen mästet, deren Nähe es doch, wie die Pest, flieht; und Sonderrechte arrogiert, die ihm die Gnade eines Gottes zugeteilt haben soll, den es sich nach seinem schnöden Ebenbilde machte. Das konnte ich und hab's redlich gethan — weiß es Gott!

Und er weiß auch, wie mein Herz blutete, als ich mich von dir trennen mußte, um nicht mit dir einzulenken in das fluchbeladene Land, da in der stechenden Sonne rücksichtsloser Leidenschaft keine holden Blütenträume mehr reifen und der Acker ihm, der zu arbeiten verlernt hat, keine nährende Frucht länger bringt.

Und weiß, wie ich es dir so von ganzem Herzen gönnte, da, wie verfehlt auch sonst dein Leben war und du selbst bankerott an Glauben und Hoffnung und Liebe, du wenigstens sterben durftest mit vielen hunderten, die braver waren als du, für eine Idee, die, tausendmal blutig gegeißelt und schmählich ans Kreuz geschlagen, immer wieder aus dem Grabe erstehen und endlich die Welt besiegen wird.

Paul Heyse

Meine Erstlingswerke.

Von

Paul Heyse.

Als der Herausgeber der „Deutschen Dichtung“ mich aufforderte, „die Geschichte meines Erstlingswerks“ zu erzählen, verhehlte ich ihm nicht, daß ich zu einem so bedenklichen Unternehmen durchaus keine Neigung verspürte.

War es doch selbst von unsern Klassikern nur den größten vergönnt, gleich bei ihrem ersten Schritt in die Öffentlichkeit den Platz zu bezeichnen, von dem aus sie ihre Welt bewegen sollten. Erstlinge wie Werther und die Räuber, deren „Geschichte“ auf ein tiefes Interesse aller Gebildeten Anspruch hat, stehen vereinzelt da. Wohl geben die ersten Schriften, mit denen Lessing, Herder, Wieland hervortraten, dem liebevollen Biographen Anlaß, nachzuweisen, daß auch hier das Kind der Vater des Mannes gewesen sei. Schwerlich

aber würden wir uns einer gewissen Verwunderung erwehren können, wenn diese Männer es der Mühe wert gehalten hätten, sich selbst den zweifelhaften Liebesdienst zu erweisen, mit psychologisch-historischer Gewissenhaftigkeit ihren Werdeprozeß zu beleuchten, den Waffengang zu schildern, in dem sie sich die ersten Sporen verdient. Und wäre dies nicht mit der leuchtenden monumentalen Ruhe und reinen Sachlichkeit geschehen, die „Dichtung und Wahrheit" zu einem so einzigen Muster hoher Selbsterkenntnis machen, so wären bei allem Interesse, das jeder autobiographische Bericht erregt, dergleichen vereinzelte Studien über dichterische Produktionen, die nur den Wert von Vorübungen haben, dem Vorwurf der Selbstgefälligkeit kaum entgangen.

Und nun wir Heutigen, wenn wir uns auch eingestehen dürfen, redlich das Unsere gethan und das Erbe der Väter nicht bloß genossen, sondern in mancherlei Weise gemehrt zu haben — sollen wir uns wichtiger dünken, als Jene? glauben, es sei der Litteraturgeschichte oder der Ästhetik sonderlich damit gedient, wenn wir es der Welt nicht vorenthalten, wie uns zu Mute war, als wir zum ersten Mal mit in die Schranken traten, wer uns die Waffen geliehen oder uns mit seinem Beispiel vorgeleuchtet habe?

Sind doch auch, wie gesagt, in den meisten Fällen „Erstlingswerke" wenigstens der Form nach nicht reine Eingebungen der eigensten Dichternatur, sondern, wenn sie überhaupt einen künftigen Meister ankündigen, Zeugnisse einer löblich absolvierten Lehrzeit, die noch ein wenig nach der Schule schmecken und neben Selbsterlebtem, das sich bedeutsam hervorthut, Anerzogenes und Anempfundenes genug enthalten, um noch nicht für voll genommen zu werden.

Nicht einmal die ganz Großen sind immer gleich zu sich selbst gekommen. Tragen doch selbst Raphaels erste Tafeln deutlich das Schulzeugnis Peruginos an der Stirn. Und wer hört nicht aus Beethovens ersten Sonaten und Quartetten Anklänge an Haydns und Mozarts Tonsprache heraus, die in der Seele des jungen Genius wiedergeklungen war?

Doch jene Werke, auch wenn sie erst mit scheuem Flügelschlage die künftigen hohen Flüge vordeuten, entzücken uns noch heut. Von ersten Produktionen aber, die schon heute, bei Lebzeiten ihrer Urheber, vergessen sind und deren Entstehung nur diesen selbst und ihren nächsten Freunden von Interesse sein kann, mit einer fast wissenschaftlichen Chronistenmiene zu reden, scheint alles Andere als Dank zu verdienen. Wohl heißt es: „frisch auf die Zäune, dann trocknen die Windeln" und wer, zum Manne gereift, sich sagen darf: Anch'io sono pittore — in derbem Deutsch: am Ende bin ich doch auch kein Hund! — wird sich selbst die Übereilung nicht zu schwer anrechnen, mit der er seine Erstlinge allen Winden der Kritik preisgegeben hat. Aber soviel Wesens davon zu machen und selbst die Welt darüber aufzuklären, daß

Die Raupe schon, die Chrysalide deutet
Den künftigen bunten Schmetterling —

schien mir eher den Spott als den Beifall der verehrlichen Mit- und Nachwelt herauszufordern.

Ich sehe nun freilich, daß ich mit dieser Meinung im Irrtum war. Die in der „Deutschen Dichtung" erschienenen autobiographischen Rückblicke einer großen Anzahl von trefflichen Kollegen sind beifällig aufgenommen und Manches daraus in anderen Blättern weiterverbreitet

worden. Und so würde ich mich, während ich den Verdacht der Selbstbespiegelung von mir abzuwehren suchte, dem schwereren aussetzen, als wünschte ich „durch meine Abwesenheit zu glänzen", oder als hätte ich Ursach, mich meines Erstlingswerks so sehr zu schämen, daß ich am liebsten überhaupt nicht daran erinnert werden möchte.

Dies ist nun freilich in gewissem Sinne dennoch der Fall, zugleich aber auch weniger als bei den ersten Publikationen mancher Anderen. Denn sowenig Grund ich habe, an das erste Buch, das von mir in die Welt gegangen, mit sonderlicher Befriedigung zurückzudenken, so beruhigend ist mir der Gedanke, daß die Verantwortung für die Veröffentlichung nicht mir allein zur Last fällt.

Ich rede von dem Märchenbuch, das unter dem Titel „Jungbrunnen. Neue Märchen eines fahrenden Schülers" im Verlag von Alexander Duncker 1850 erschienen ist. Was von meinen lyrischen Erstlingen schon 1847 in Gubitz' „Gesellschafter" und 1848 in den politisch-patriotischen „Fünfzehn neuen deutschen Liedern" — mit Beiträgen von Franz Kugler, Friedrich Eggers, L. K. Aegidy, Bernhard Endrulat — gedruckt worden war, kann hier nicht in Betracht kommen, zumal es in keiner Hinsicht eine „Geschichte" hat, sondern dem poetischen Bedürfnis des Augenblicks entsprungen war.

Mit jenen Märchen aber hatte es eine andere Bewandtnis. Eines derselben reichte bis in meine Primanerzeit zurück und war von dem sentimentalen Duft einer melancholischen Schülerliebe durchweht. Die anderen hatte ich für die Kinder Franz Kuglers geschrieben, in dessen Haus Geibel den siebzehnjährigen Studenten eingeführt hatte. Ich stand damals unter dem Zauber der Clemens Brentanoschen Märchenwelt, deren phantastischer Reiz und barocke

Laune mir noch immer anziehend sind, wenn auch der witzelnde Ton, der dem echten Märchen volkstümlicher Herkunft fremd ist, vor einer gestrengen Ästhetik nicht bestehen kann. Damals aber verführte gerade dieser ungebundene romantische Humor, der selbst vor Wortspielen und tollen Reimscherzen nicht zurückschreckt, den jungen Berliner, auf seine Manier Ähnliches zu wagen. Und da sein kleines Publikum ebenfalls aus Berliner Kindern bestand, die Spaß verstanden und für jede Anspielung auf Personen und Verhältnisse der häuslichen Koterie dankbar waren, so überließ sich meine Märchenphantasie ohne Bedenken all ihren krausen Gelüsten und hielt es nicht einmal unter ihrer Würde, gelegentlich einen richtigen Kalauer einzumischen.

Ich nahm mir das um so weniger übel, als der werdende Poet neben diesen harmlosen Scherzen, bei denen er nie an ein Drucken-lassen oder gar an einen litterarischen Erfolg gedacht hatte, sich an ernstlichen Aufgaben emporzuarbeiten suchte. In leidenschaftlichem Drange regte sich der dramatische Trieb, die ersten Novellen in Prosa und in Versen entstanden, eine unermeßliche lyrische Vegetation grünte und blühte zwischendurch. Von alledem aber, was später nur den Wert von Exercitien für mich hatte, soll hier nicht die Rede sein. Als ich um Ostern 1850 nach Bonn auf die Universität zog, war bis auf die erwähnten lyrischen Erstlinge nichts von meinen Sachen gedruckt. Geibels Warnung, nicht zu früh hinauszutreten, hatte ich dankbar beherzigt.

Nun überraschte mich im Sommer mein teurer Vater mit der Nachricht, er habe meine Märchen, die er sorgfältig aufbewahrt hatte, Alexander Duncker zum Verlag angeboten, der bereitwillig

darauf eingegangen sei. Ich zweifle nicht, daß meine nachträgliche Zustimmung vorbehalten war. Doch weiß ich mich zu entsinnen, daß ich in einen peinlichen Zwiespalt geriet und lange schwankte, ob ich in die Herausgabe willigen sollte. Nicht, daß ich gar zu schlecht von diesen Jugendsünden dachte. Zu viel heitere Erinnerungen hingen daran, und auf einige dieser Erfindungen that ich mir sogar heimlich etwas zu gute. Doch hatte ich, sobald ich den heimischen Kreisen entrückt worden war, zu bedeutsame Wandlungen durchgemacht, um wünschen zu können, als der leichtherzige Juvenil, der diese Schnurren zusammen fabuliert hatte, zum erstenmal vor der litterarischen Welt zu erscheinen. Die politischen Unruhen, die damals gerade am Rhein gärten und unter anderem Kinkels Vorlesungen über Kunstgeschichte jählings abbrachen, hatten mich nicht unberührt gelassen. In harten inneren Kämpfen um meine eigene Entwickelung hatte ich bald nach dem Eintritt in das Sommer-Semester der klassischen Philologie abgesagt, mich der Kunstgeschichte zugewendet und auch diese allzulose Haut wieder abgestreift, um unter der Führung des edlen Diez endlich mit einer Wissenschaft Ernst zu machen und als romanischer Philologe einen festen Halt für meine Studien zu gewinnen.

Daneben war mir die hohe Gestalt Spinozas aufgegangen, und im täglichen Verkehr mit einem der schärfsten Denker und abgründlichsten Gelehrten, die mir im Leben begegnet sind, mit Jacob Bernays, sah ich auf die Juvenilia, die mich in Berlin ergötzt hatten, mit überlegener Herzenskühle herab.

Und nun sollte ich in den Kinderschuhen, die ich längst ausgetreten hatte, vor dem deutschen Volke, das damals in so schweren

Mannesnöten rang, den Anstieg zu den Höhen des Parnasses beginnen!

Wie ich es über mich gewann, in diese beschämende Ehre zu willigen, ist mir heute nicht ganz verständlich. Sicherlich war, was mich trotz alledem dazu bestimmte, nicht der eitle Trieb, mich um jeden Preis gedruckt zu sehen, vielmehr die Rücksicht auf den sehr geliebten Vater, dessen Urteil und Willen ich stets verehrt hatte, und der mit ernster Kritik sonst nicht zurückzuhalten pflegte. So dachte ich wohl auch, er müsse am Ende besser wissen, ob diese Sächlein sich sehen lassen könnten, als ihr Autor, der schon damals wie während seines ganzen späteren Lebens sein Herz von jeder noch so freudig begonnenen Arbeit abzuwenden pflegte, sobald sie abgeschlossen vor ihm lag.

Also ließ ich das Verderben seinen Gang gehen und deutete nur in einer kleinen Vorrede an, daß diese Kinderpossen mir selbst höchst unzeitgemäß erschienen.

Das Schicksal, das sie fanden, habe ich schon damals als gerecht anerkannt.

In Berlin freilich wurden sie freundlich aufgenommen, gerade um ihrer Fehler willen. Doch was sich in einigen an echter Märchenstimmung findet und heute noch eine Kinderphantasie erfreut, wurde weniger geschätzt, als was an unkindlichem Witz dazwischen wetterleuchtet. Den reinsten Eindruck machten die vielen eingestreuten Lieder, deren sich auch die Komponisten, darunter einige der bedeutendsten, sofort bemächtigten. Auch das aber war nicht dazu angethan, mich sonderlich stolz zu machen, da ich mir nur allzu wohl bewußt war, wieviel ich von dem sangbaren melodischen

Hauch in diesen Jugendliedern meinem herrlichen Eichendorff verdankte.

Im übrigen deutschen Publikum wurde der fahrende Schüler wenig beachtet. Auch eine neue Auflage, die im Jahre 1877 im Verlag der Gebrüder Paetel erschien, von den gröbsten Spuren eines unreifen Geschmacks gereinigt, machte so wenig Glück, daß die Verleger sich ihrer bald entledigten und den Vorrat an einen Bonner Kollegen verkauften, der gleichfalls, nachdem der Rest vergriffen war, zu einer dritten Auflage sich nicht veranlaßt fühlte.

Und so könnte ich hier die nicht eben glorreiche „Geschichte meines Erstlingswerks" beschließen. Doch sei mir noch ein kleines Nachwort — oder zwei — gestattet.

Zunächst: nachdem ich auf diese Weise gleichsam hinter meinem Rücken in die Öffentlichkeit getreten war — denn nicht einmal das Manuskript hatte ich vor dem Druck wieder durchgesehen, und selbst die Korrektur war von meinem Vater besorgt worden — fühlte ich ein unwiderstehliches Verlangen, ja eine Art moralischer Verpflichtung, ein Werk folgen zu lassen, zu dem, so jugendlich unvollkommen es sein mochte, ich mich voll bekennen durfte.

Im Frühling des nächsten Jahres erschien im Hertzschen Verlage mein erstes Trauerspiel „Francesca von Rimini", das ich nun im eigentlichen Sinne als mein „Erstlingswerk" betrachten darf. Eine Geschichte desselben wüßte ich freilich nicht zu erzählen. Es war entstanden unter dem mächtigen Eindruck der berühmten Episode aus Dantes „Göttlicher Komödie", und zum erstenmal hatte ich Seele und Geist mit voller Inbrunst und rücksichtsloser Energie an einen tragischen Stoff gewendet. Im Stil freilich zeigte sich auf

den ersten Blick die Abhängigkeit von dem gewaltigen Vorbilde Shakespeares. Aber die Gestalten waren meiner eigenen Phantasie entsprossen, und es war nicht mehr ein leichtes ästhetisches Spiel, sondern eine ernste Hingabe der vollen Natur, was in diesem Erstling zum Ausdruck gekommen war.

Die Wirkung, so seltsam sie war, so sehr sie mich in meiner Arglosigkeit befremdete, konnte mir nicht unerwünscht sein. Eine allgemeine sittliche Entrüstung empfing dies leidenschaftliche Gedicht, und die hochmoralischen „gebildeten" Kreise Berlins waren einig in der Meinung, nur ein sehr lasterhafter junger Mensch könne die sündige Liebe des selig unseligen Paars mit so tiefer Sympathie behandelt haben. Daß eben die Naivität eines noch unerfahrenen Jünglings dazu gehörte, in unverhüllter Offenheit die Scenen glühender Schuld und reueloser Hingebung zu schildern, fiel der „guten Gesellschaft" nicht ein, die den bisher für „wohlerzogen" gehaltenen Professorssohn in Bann und Acht erklärte. Ich mußte erfahren, daß ich zwar noch nicht berühmt, aber schon berüchtigt war. Da außer dem eigenen Gewissen auch mein verehrtester Richter, mein Vater, für mich eintrat, kümmerte mich die Verdammung, die ich von den „Müttern" erfuhr, nicht im geringsten. Hatte ichs doch auch durch diesen ungezogenen Wildling erreicht, die Scharte auszuwetzen, die ich durch das allzu zahme Märchengetändel erlitten hatte.

Und nun zum Schlusse, nachdem der ernsten „historischen" Pflicht Genüge geschehen, ein heiteres Histörchen, das sich um ein allererstes dramatisches Opus des späteren fahrenden Schülers dreht.

Am 15. Mai 1854 feierte ich meine Hochzeit mit dem Mädchen, dem ich das Märchen von Fedelint und Funzisudelchen erzählt hatte,

als sie noch kurze Kleider und Schleifchen im Haare trug. Am Abend vorher wurde im Kuglerschen Hause allerlei lustiger Polterabendscherz getrieben, und die jungen Freunde und Freundinnen des gastlichen Hauses thaten ihr Bestes, das Fest zu verherrlichen. Nach verschiedenen Einzelanreden an das Brautpaar ging ein Vorhang vor einer kleinen Scene auf, in welcher ein würdiges Ehepaar erschien, Fritz Eggers als der Gatte, eine Tante der Braut als seine Frau. Sie führten einen kleinen trockenen Dialog über die Unsicherheit, die in der Stadt herrsche; unter Anderem sei sogar ein Preis auf die Ergreifung eines berüchtigten Räubers, Vorsicht genannt, gesetzt worden! Alsbald wurde die Frau unruhig und gestand, sie habe im Zimmer ein verdächtiges Geräusch gehört. Der Mann glaubte anfangs, dasselbe rühre von ihrem Knaben her — keinem Geringeren als Adolf Menzel, der in einem Kinderröckchen am Boden kauerte und mit einem hölzernen Pferdchen spielte. Doch gleich darauf kam unter dem Sofa ein haarbuschiger Geselle — wenn ich mich recht erinnere, Wilhelm Lübke — hervorgekrochen, der sich als den Gesuchten und mit einem Preise Ausgezeichneten zu erkennen gab und auf den Knieen das erschrockene Ehepaar anflehte, ihn laufen zu lassen. Mit der großmütigen Handlung, die Gnade vor Recht ergehen ließ, schloß der erste Akt.

Ich hatte das Spiel in höchster Verwunderung mit angesehen und mir den Kopf zerbrochen, wie die ganz witz- und reizlose Scene in unsern anmutigen Polterabend hereingeschneit sei. Die übrigen Zuschauer schienen sich desto königlicher zu amüsieren, so daß ich mit verlegenem Lachen in den Applaus einstimmte. Gleich aber ging es an den zweiten und letzten Akt. Das nämliche Ehepaar

mit seinem schon damals berühmten Knaben erschien auf einer Reise und erklärte, sich im Walde verirrt zu haben. Sofort wurden sie auch von einigen verdächtigen Gesellen mit geschwärzten Gesichtern umringt und aufgefordert, ihre Baarschaft herzugeben. Sie flehen auf den Knieen um Gnade — vergebens. Da, wie der Mann schon in die Tasche greift, erscheint aus dem Dickicht, einem mit einer Decke verhängten Kleiderschrank, hervor — der vorhin begnadigte Räuber Wilhelm Lübke, schreckt das Gesindel durch seinen bloßen Anblick zurück und ruft im höchsten Tone, indem er die Knieenden aufhebt: Beruhigen Sie sich! Ich bin Vorsicht. — Vorhang fällt!

Schon bei Beginn des zweiten Akts war mir's zum Bewußtsein gekommen: das Stück, das den Titel „Der dankbare Räuber" führte, war mein eigenes dramatisches „Erstlingswerk", in meinem zwölften Jahre in ein kleines Oktav-Schulheft geschrieben, in dem es sechs ganze Seiten füllte. Meine gute Mutter hatte es aufbewahrt und der nutwilligen Bande ausgeliefert. Ein unstillbarer Lachkrampf schüttelte mich, sobald diese Erkenntnis mir aufging, und die Vorstellung endete unter einem Beifallssturm, wie er schwerlich je einem dramatischen „Erstlingswerk" und auch keinem der späteren Bühnenwerke desselben Verfassers zu Teil geworden ist.

Marie Ebner-Eschenbach.

Aus meinen Kinder- und Lehrjahren.

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Meine Erinnerungen an die frühe Kinderzeit sind nicht besonders lebhaft; ich weiß nur, daß ich ein sehr fröhliches Geschöpf gewesen bin und auch — tempi passati! — ein sehr wildes und unbändiges. Ich hatte eine um ein Jahr ältere Schwester, ein ernstes, braves, gewissenhaftes Kind, und zwei Brüder, der eine um drei, der andere um vier Jahre jünger als ich. 1835 kam noch ein Schwesterchen dazu, vom ersten Augenblick seines Lebens an das holdeste kleine Wesen, dessen ich mich entsinne.

Fast zugleich mit der Freude, die wir zwei Großen an ihr hatten, trat der erste Schmerz in mein Leben. Ich sollte stricken und lesen lernen. Warum mir das als eine Schmach erschien, ist mir heute noch unerklärlich. Ich wehrte mich heftig und lange, doch wurde

mein Widerstand endlich besiegt. Der Abscheu, den ich vor der Strickkunst empfand, endete mit der Herstellung von Strumpfbändern für meine geliebte Mama. Sie waren das Mißratenste, was je auf diesem Gebiete geleistet worden, aber die größten Meisterwerke hätten nicht freudiger empfangen werden können, als das scheußliche Paar. Mit welcher Zärtlichkeit schloß mich Mama in ihre Arme und wischte mir die Thränen ab, die ich vergoß, indem ich ihr das Zeichen meiner Unterwerfung auf den Schoß legte. Ich war glücklich und traurig, denn ein dumpfes Gefühl sagte mir, daß es nun vorbei sei mit meiner ungebundenen Freiheit und die Zeit gekommen, in der auch ich arbeiten und lernen mußte. Eines war mir so widerwärtig wie das andere, und wenn meine Lehrer mir sagten: „Wie kann man so schlecht lernen, wenn man so leicht lernt," geriet ich in Entrüstung. Leicht sollte mir das Lernen sein — mir — das Dasitzen über Büchern und Schiefertafeln, während draußen die Sonne schien, alles grünte und blühte, die glücklichen Vögel von Wipfel zu Wipfel flogen und meine kleinen Brüder im Garten spielten!

Wenn durchaus gelernt werden mußte, ließ ich es mir in der Stadt eher gefallen. Wir hatten dort einen vorzüglichen Lehrer. Es ist nicht möglich, wohlwollender und gütiger zu sein, als er es gewesen, und dennoch gab es einen Menschen, den er täglich hundertmal verwünschte: den Erfinder der Stahlfeder. „Einsperren sollte man den Kerl!" rief er, „in Grund und Boden ruiniert er die Kalligraphie; wer mit Eisen schreibt, kriegt eine Hand von Eisen." — Eines Tages streckte er mir die Rechte über den Tisch entgegen: „Da, schlagen Sie ein und geloben: So wahr Sie ein ehrliches Kind sind, nie mit einer Stahlfeder zu schreiben."

Ich gelobte und — ein Jahr später war mein guter Lehrer tot und ich kein ehrliches Kind mehr, sondern ein wortbrüchiges, und schrieb mit Stahlfedern. Wir erhielten nur solche, und wohl oder übel mußte ich mich zu ihrem Gebrauche bequemen. Die Gewissensqualen, die ich dabei erduldete, waren ganz entsetzlich.

In jener Zeit brachten wir den größten Teil des Jahres in Zdislavic, dem Gute meines Vaters zu, kamen erst im Spätherbst nach Wien und zogen im Vorfrühling wieder aufs Land. Die Tage der Abfahrt, der Reise, der Ankunft waren befugte freie Tage für die Kinder. Wir wußten uns aber auch einige unbefugte zu erschwindeln. Sobald der erste für unsere Effekten bestimmte Koffer sich blicken ließ, waren auch schon unsere Bücher und Theken hineingeschmuggelt, — unmöglich noch eine Lektion zu nehmen, alle Lehrgegenstände fehlten. Wir summten müßig im Hause umher, in der Küche, den Vorzimmern, krochen in die noch leerstehenden Kisten, verbargen uns im Stroh, genierten alle Welt und wurden fortgeschafft, wo wir uns zeigten; das alles war uns unbeschreiblich angenehm, am angenehmsten aber die Reise selbst.

Heute legt man die Strecke in 6 Stunden zurück, damals brauchten wir anderthalb, wenn das Wetter schlecht war, auch wohl zwei Tage; ein Nachtlager gab es immer, und je länger wir unterwegs blieben, desto lieber war es uns. Die Postillone bekamen ein Extra-Trinkgeld „fürs Blasen" und gar herrlich schien uns, unter schmetternden Fanfaren über die Landstraße und durch die Ortschaften zu rollen.

Die Ankunft in der Stadt war immerhin erfreulich wegen des alten Spielzeugs, das wir dort zurückgelassen hatten und

wiederfanden. Nach der langen Trennung kam es uns vor wie neugeschenkt und trotz mancher Schadhaftigkeit schöner denn je. Aber was bedeutete dieses Wiedersehen mit alten Bekannten aus Holz oder Blech im Vergleich zu dem mit den lebendigen Freunden, die uns bei einer Ankunft in Zdislavic erwarteten. War das ein Drängen im Schloßhof — wenn unsere drei Reisewagen vierspännig hereinfuhren; war das ein Willkommrufen und ein Händeschütteln und ein Versichern, man hätte die Stunde, die uns wiederbringen sollte, kaum erwarten können!

Unter dem Thor, auf ihren Stock gestützt, stand eine alte Frau, „Urgroßmutter" wurde sie im Hause genannt; man rechnete ihr nach, sie sei weit über die neunzig. Unter unseren Großeltern schon hatte sie ihr halbhundertjähriges Dienstjubiläum gefeiert und lebte jetzt als Pensionärin im Schlosse. Ihr kleines, feines Gesicht war schneeweiß, weiß die zierlich gefältete Haube, die es umrahmte, weiß das über die Brust gekreuzte Tuch. Sie sprach fast nie; die weichen Schuhe, in denen sie einherhumpelte, machten ihren Gang unhörbar. Wir empfanden gewöhnlich einige Scheu vor ihr, doch kam diese im Freudenrausch der Heimkehr nicht zur Sprache. Die alte Frau erwiderte unsere Begrüßung scheinbar unbewegt, aber wir vernahmen das laute Klopfen ihres Herzens, wenn sie sich niederbeugte, um uns auf die Stirn zu küssen. Nicht minder herzlichen Willkomm, als die Menschen daheim, bot die traute heimische Natur: die Felder, die Wiesen, die blütenüberschneiten Bäume am Wegesrand, und im Garten jeder Strauch und jeder Halm. Kein schöneres Wiedersehen aber als das der doppelreihigen, breitästigen Lindenallee, unseres liebsten Spielplatzes an heißen Sommertagen —

o wie herzlich wünschte ich oft ein Riese zu sein mit ungeheuren Armen, um alle diese Wipfel umfassen und an mein Herz drücken zu können.

Im Frühling des Jahres 1837 wurde es sehr traurig bei uns. Unsere vielgeliebte Mama kränkelte und wir, die gewohnt waren, stundenlang um sie zu sein, durften jetzt nur morgens und abends für einen Augenblick zu ihr kommen.

Eines Tages erwachte ich — meine Schwester saß aufrecht in ihrem Bette und sah gespannt ins Nebenzimmer, dessen Thür die Gouvernante, die dort eingetreten war, offen stehen gelassen hatte. „Schau," flüsterte meine Schwester mir zu, „schau, was sie gebracht haben . . . Eine Puppe, eine lebendige" . . . Und wirklich, eine fremde Frau hatte ein kleines wimmerndes Wesen hereingetragen, und beschäftigte sich nun damit, es in ein Deckchen zu hüllen. Wir sprangen aus den Betten und liefen zum Wickeltisch, auf dem das Kindchen lag, und wollten es küssen und herzen. Auch die Kleinen erwachten und umdrängten das Neugeborene. Unsere Tante trat ein, sie sah müde und überwacht aus. „Ist's vorbei?" fragte sie, und die Fremde antwortete „Noch nicht." „Haben Sie die Nottaufe gegeben?" „Ja wohl."

Was ist das, die Nottaufe? und was soll vorbei sein? Keines von uns wußte es, und wie gern wir auch dahinter gekommen wären, lag uns doch noch viel mehr daran zu erfahren, wem das kleine Kind eigentlich gehöre? — „Mir," meinte ich. „Mir, weil ich die ältere bin," behauptete meine Schwester.

Einige Stunden später war das kaum erwachte Leben erloschen, mitten unter uns vollzog sich das unheimliche Wunder des Todes.

Der letzte Atemzug des Kindleins hatte unseren Streit geschlichtet, denn: „Jetzt," sagte man, „gehört es dem lieben Gott."

Und bald darauf gehörte auch unsere Mama dem lieben Gott.

„Er hat sie zu sich gerufen," sagte ihre Mutter mit der Ergebung einer Heiligen. — Ihre Ruhe täuschte uns über die Größe des Unglücks, das wir erfahren hatten.

Unser Vater ließ uns zu sich bescheiden; und wir standen lange vor seiner Thür und wagten nicht anzuklopfen. Endlich kam er selbst heraus, der starke Mann war in Thränen aufgelöst, seine Stimme brach, als er mit uns sprechen wollte, und er weinte mit seinen Kindern wie ein Kind.

Am selben Abend spielten wir in unseren Zimmern so vergnügt wie je. — Plötzlich besann ich mich dessen, was geschehen war, und sagte zu meiner Schwester: „Jetzt ist diese beste Mama gestorben, wir werden sie nie wieder sehen, warum sind wir denn nicht traurig?" „Warte nur," erwiderte sie, „wenn erst die schwarzen Kleider kommen, werden wir schon traurig sein."

Als wir einige Zeit später in Zdislavic eintrafen, hatten die Bäume und Sträucher schon abgeblüht und eine Nische mehr war in der Gruft zugemauert worden. Wir kannten diese Stätte des Friedens gar gut. Sie lag jenseits der Straße in einem schattigen Parke, den wir Kinder täglich besuchten. Meine Schwester und ich traten oft in den stillen kühlen Raum, um dort für unsere Mutter zu beten. Es war uns kein Geheimnis, daß die gütige Mama, die wir jetzt verloren hatten, wohl die rechte Mutter der drei jüngeren Geschwister gewesen, daß die unserige jedoch wenige Tage nach meiner Geburt gestorben war. Nun ruhten die beiden nebeneinander,

und nun kamen auch die „Kleinen“ mit uns in die Gruft und wir beteten zusammen für unsere Mama und für unsere unbekannte — wohl gekannte Mutter. Denn wir kannten sie, sie lebte für uns fort im Gedächtnis der Menschen. Die Diener sprachen von ihr, die Beamten, die Dorfleute, die Arbeiter im Garten. Ein alter Gehilfe nannte ihren Namen nie, ohne das Mützlein zu ziehen: „Das war eine Frau, Ihre Mutter! . . Gott hab' sie selig.“ Da wurde mir immer unendlich stolz und sehnsüchtig zu Mute: „Ich seh' ihr ähnlich, nicht wahr? Geh, sag ja!“ — Er zwinkerte mit den Augen und schob die Unterlippe vor: „Ähnlich? Ähnlich schon, aber ganz anders.“ Es sollte sich niemand mit ihr vergleichen wollen, nicht einmal ihre eigene Tochter. — „Ja,“ fuhr er nach einer Pause fort, „blutige Köpfe hat's gegeben bei ihrem Begräbnis; geschlagen haben sie sich um die Ehre ihren Sarg zu tragen. — Das war eine Frau!“

Ich glaube, daß meine Liebe zu den Bewohnern meiner engsten Heimat ihren Ursprung hat in der Dankbarkeit für die Anhänglichkeit und Treue, die sie meiner Mutter über das Grab hinaus bewahrten. Auch hatte ich ein Gefühl der Verwandtschaft mit ihnen, da ich ja in Zdislavic geboren war. Es beleidigte mich, wenn ein Tadel gegen sie ausgesprochen wurde; es kränkte mich, wenn man mit Härte gegen sie verfuhr. Und das geschah; die Aufseher bei der Fronarbeit auf dem Felde thaten es, besonders that's der Burggraf. So nannte man damals in Mähren den Ökonomiebeamten, zum Unterschied von dem die Amtsangelegenheiten führenden Verwalter. Er war ein ältlicher, großer, starker Mann und stand seiner Tüchtigkeit wegen sehr in Gnaden bei seinen

Vorgesetzten. Unsere Gouvernante und die Frauen in der Kinderstube sprachen oft von ihm, mit Lachen oder mit Grauen, aber immer ganz leise, was mich in die Seele hinein verdroß.

Dieser Burggraf schlug einmal in meiner Gegenwart einen alten Teichgräber so heftig mit dem Stocke, daß der Mann zusammenbrach. Bei diesem Anblick ergriff mich eine sinnlose Wut; was ich unter ihrem Einfluß gethan, ist mir nicht mehr erinnerlich, ich weiß nur, daß ich schrie und tobte und daß diese Scene mit einer Beschämung für mich endete. Der Burggraf, die Arbeiter lachten mich aus, sogar der Geprügelte lachte. Daß mein Groll gegen den Machthaber, von dem man Geschichten erzählte, die wir nicht hören durften, dadurch nicht vermindert wurde, ist begreiflich. Ich trug mich sehr ernstlich mit der Absicht, dem Burggrafen bei der nächsten Begegnung einen tüchtigen Puff zu geben. Die Gelegenheit, das Attentat auszuführen, bot sich wiederholt, doch zögerte ich so lange, bis etwas geschah, das meine streitbaren Empfindungen für einige Zeit bezähmte.

Der ältere meiner Brüder hatte das sechste, der jüngere das fünfte Jahr erreicht. So wie uns gab auf dem Lande auch ihnen der sanftmüthige, harmlose Herr Verwalter Schreibunterricht. Während einer solchen Lehrstunde geschah's, daß unser kleiner Bruder plötzlich aufsprang, ehe sich's jemand versah, dem Herrn Verwalter eine Ohrfeige applizierte und im nächsten Augenblicke unter dem Tische verschwand.

Herr Gott im Himmel! . . . Die That, die ich träumte, da war sie gethan — allerdings mit der Steigerung vom Puff zur Ohrfeige und auf Kosten eines Unschuldigen. — Und dennoch —

ich hatte meine Gedankensünde in lebendiger, wenn auch verzerrter Darstellung vor mir gesehen, das erschütterte mich und weckte meine Reue.

Der junge Verbrecher mußte sofort ins Amtshaus, den Herrn Verwalter um Verzeihung zu bitten. Er sah steinunglücklich aus und kam uns auf seinem Bußgange noch kleiner und magerer als sonst vor, sein Bruder, sein getreuer Eckhart, führte ihn, und war womöglich noch zerknirschter als er. Sie boten einen kläglichen Anblick.

In einer der nächsten Religionsstunden erklärte uns der Herr Localist die Bedeutung des Gebotes „Du sollst nicht töten." „Das heißt nicht etwa," sagte er, „Du sollst deinen Nächsten nicht erschlagen oder erschießen, es heißt auch, Du sollst nicht die Hand erheben wider ihn, Du sollst gegen ihn nicht einmal einen bösen Gedanken hegen."

Ich wurde rot wie ein Paradiesapfel und dankte Gott, daß mich niemand fragte warum.

Einige Jahre vergingen. Mein Vater hatte sich wieder vermählt, die neue Mama feierte ihren Eintritt in unser Haus mit einer guten That. Sie entfernte die leichtsinnige Französin, der meine Schwester und ich anvertraut gewesen, und setzte eine erprobte deutsche Erzieherin an ihre Stelle. Eine für uns glücklichere Veränderung hätte nicht getroffen werden können, und diese blieb nicht die einzige. Mit der neuen Stiefmutter zog ein regerer Geist bei uns ein. Sie war eine schöne, liebenswürdige, sehr talentvolle Frau, ich zerfloß in Bewunderung der Bilder, die sie malte, der Lieder, die sie sang, besonders aber der Bücher, die sie uns

vorlas. Das erste, welches ich durch sie kennen lernte, war Grüns Letzter „Ritter“. Dieses edle Gedicht übte einen außerordentlichen Zauber auf mich aus, und wenn sein Inhalt sich mir auch nur zu einem verschwommenen Bilde gestaltete, die Verse drangen mir in die Seele mit klingendem Spiel und tönendem Schritt.

Der mächtige Eindruck rief Reflexerscheinungen hervor, eine Reihe von Improvisationen entstand, die ich mit großem Entzücken und fürchterlicher Ausdauer vor mich her sang. Meine arme Schwester, die notgedrungen zuhören mußte, sagte manchmal: „Das hat keinen Sinn.“ Sie wird wohl recht gehabt haben.

Der Anregung, die ich durch den „Letzten Ritter“ empfing, folgte noch manche andere, doch verschwanden sie alle wie Schatten vor dem Eindruck, den die dramatische Kunst auf mich machte. Im Winter wurden wir, zu unserem nicht geringen Stolze, jeden zweiten Tag in das Burgtheater mitgenommen. Eine neue Welt ging mir auf, und doch war mir, als befände ich mich in meinem eigentlichen Element. Das Burgtheater war damals eine Bildungsschule ersten Ranges, die Erfindung der Komtessen-Stücke noch nicht gemacht. Noch galt das Wort Julie Rettichs: „Das Klassische schadet nicht.“ Nein wahrlich, es schadet nicht, es läutert, es erbaut und begeistert. An manchem solchen Weiheabend saß ich auf dem Bänkchen im Hintergrund unserer Loge, der Kopf brannte mir, meine Wangen glühten, ein kalter Schauer nach dem andern lief mir über den Rücken und ich dachte: über kurz oder lang werden deine Stücke hier aufgeführt, und deine Worte werden von der Bühne wie Funken herunterprasseln. Das waren Stunden! jede von ihnen befestigte meine Überzeugung, daß ich bestimmt sei, der Shakespeare

des XIX. Jahrhunderts zu werden. Schon hatte ich mir aus einem Papierbogen ein Büchlein gemacht, das ich immer in der Tasche trug, um jeden Gedanken festzuhalten, der mir etwa kommen würde; dieses Büchlein zeigte ich meiner Schwester, die es sehr bewunderte, weil die Blätter so schön weiß waren, was sie auch immer blieben.

Überhaupt machte ich nicht lange ein Geheimnis aus meinen festen Hoffnungen auf die Unsterblichkeit, am wenigsten verbarg ich sie meiner Vertrauten, unserer ehemaligen Erzieherin. Sie hatte uns leider, von ihrer Familie zurückberufen, verlassen müssen, bewahrte uns aber trotz der Trennung ihre treue Freundschaft. Der Briefwechsel, den wir führten, war mir in einer wichtigen Werdezeit Stütze und Stab. Ich sprach von allem, was in mir vorging, ich berichtete jeden tollen Einfall, erfuhr oft verdienten Tadel und nahm ihn ohne Widerspruch hin. Einmal kam er so streng wie noch nie, in der Antwort auf einen Brief, den ich am Vorabend meines vierzehnten Geburtstages schrieb und in dem ich den Entschluß kundgegeben hatte, entweder nicht zu leben oder die größte Schriftstellerin aller Völker und Zeiten zu werden.

Es giebt kein Pförtchen, das zu schriftstellerischem Ruhme führen kann, an das ich nicht gepocht hätte. Da entstand ein Epos aus der römischen Geschichte, es entstanden Lust- und Trauerspiele, Novellen und zahllose Gedichte. Von jeder neuen Schöpfung hatte ich in der Zeit ihres Werdens die beste Meinung und wurde auch gar oft durch Wohlmeinende darin unterstützt. Bei dem ersten Tadel, den ich aber erfuhr, waren Mut und Zuversicht verloren. Ich verwarf die alte und ging an eine neue Arbeit — wenn man

diesen unreifen und überhasteten Versuchen einen so ehrenvollen Namen geben dürfte.

Bald nach meiner Verheiratung wurde die Ingenieur-Akademie, an der mein Mann (damals Hauptmann im Ingenieur-Corps) Professor der Naturwissenschaften war, nach Klosterbruck in Mähren versetzt. Zehn Jahre verlebten wir dort, dreißig war ich alt geworden und hatte noch nicht einmal etwas für die Sterblichkeit gethan und noch nichts zur Veröffentlichung gebracht als ein kleines Bändchen, das erheiternd wirken sollte. Es hat aber Niemand erheitert und Einen tief verstimmt — meinen armen Herrn Verleger.

Meine Freunde, die Meinen, alle die mich liebten, hatten längst angefangen eine mehr oder minder lebhafte Opposition gegen meine fruchtlosen litterarischen Bestrebungen zu erheben. Ihr Glauben an mein Talent war nicht stark und konnte es nicht sein. Was hatte dieses Talent bisher geleistet? welche Früchte hatte es getragen außer den beiden herben: Enttäuschung und Demütigung?

Ich schwieg fortan über mein stilles Treiben und widmete ihm nur noch die Stunden, auf die Niemand den geringsten Anspruch erhob. Aber erlöst war ich von der unglücklichen Liebe zur Schriftstellerei nicht, wenn es auch Stunden gab, in denen ich mich ihrer schämte.

Im Winter 1860 schien plötzlich, was ich mein Schicksal nannte, sich freundlich gestalten zu wollen. Ich hatte Robertsons Geschichte Schottlands gelesen, und „Maria Stuart in Schottland", Schauspiel in fünf Aufzügen, geschrieben.

Mein einziger Vertrauter und leider viel zu milder Kritiker, war jetzt mein ehemaliger Lehrer, Herr C. M. Böhm. Er hatte

mich einst in grauer Vorzeit in den sogenannten deutschen Gegenständen unterrichtet, einigen meiner Freundinnen und mir Vorträge über Logik und Ästhetik gehalten, er besuchte auch jetzt noch das Haus seiner alten Schülerin, und kam regelmäßig an jedem Mittwoch zu uns zu Tische. Ihm übergab ich denn auch unter dem Siegel der Verschwiegenheit das Manuskript der „Maria Stuart" und erwartete mit namenloser Spannung sein Urteil. Ich war nicht zaghaft wie sonst; die Hoffnung auf ein Gelingen war nicht in dem Augenblick erloschen, in dem die Arbeit fertig dalag. Die Menschen, die drei Wochen lang, deutlich und lebendig vor mir gehandelt, gesündigt und gelitten hatten, wirkten noch mächtig auf mich ein, nachdem ihr Geschick erfüllt war. Sollten, mußten sie nicht auch auf andere wirken?

Am nächsten Mittwoch hoffte ich Gewißheit darüber zu erhalten; aber mein guter, getreuer Freund ließ mich nicht so lange warten. Der folgende Morgen schon brachte mir einen Brief von ihm. Er war freudig überrascht, er hatte mir das nicht zugetraut, er fand mein Stück vortrefflich, und prophezeite einen glänzenden Erfolg.

Nun begann für mich eine Zeit — wohl jedem, der eine solche einmal durchlebt hat! — Alle Seligkeit, mit der eine schöne Erwartung, ein festes Hoffen, ein Menschenherz erfüllen kann, habe ich damals genossen. Ein vollkommenes, ungetrübtes Glück, denn es blieb einzig und allein im Bereich der Phantasie. Die Außenwelt hielt ich von ihm fern, sie warf nicht einen Mißton, nicht einen Schatten hinein.

„Maria Stuart in Schottland" von M. von Eschenbach wurde als Manuskript gedruckt, und an alle Bühnen Deutschlands

versendet. Erst wenn Schreiben um Schreiben voll Zustimmung und Anerkennung eintreffen sollten, gedachte ich den Meinen zu verkünden: — Seht, seht, es ist doch etwas an meinem Talente, ich hab's doch zu etwas gebracht.

Wir zogen auf das Land. Der Sommer verging. Jeden Morgen erwachte ich mit der wonnigen Zuversicht: Heute — jeden Abend ging ich mit der Hoffnung schlafen: Morgen kommt die Erfüllung, das langersehnte Glück.

Am Nachmittage zur Stunde, in der der Postbote einzutreffen pflegte, litt es mich nicht mehr im Hause, da ging ich ihm ein Stück Weges entgegen, um wenigstens den Anblick der großen, versperrten Ledertasche zu genießen, die er umgeschnallt trug. Aufgeschlossen wurde sie erst im Zimmer meines Vaters. Er hielt den Schlüssel zu dem Heiligtum in seiner Verwahrung.

Meine schönen, rotwangigen Träume und Hoffnungen waren allmählich doch sehr bläßlich und nebelhaft geworden. Der graue Hintergrund, die Wirklichkeit fing an hindurch zu scheinen. Nicht eine Antwort, die nur irgendwie verheißend gelautet hätte, war gekommen auf alle meine nett kouvertierten, von überaus höflichen Briefen an die Herren Theater-Direktoren begleiteten Sendungen.

Ich hatte meine Nachmittags-Spaziergänge aufgegeben, und verbrachte die letzten hellen Tagesstunden mit meiner Stiefmutter. Sie arbeitete an einer Stickerei und ich las ihr vor. Einmal saßen wir allein im kleinen Salon in der Nähe des Fensters. Wenn ich den Blick von meinem Buche erhob und hinaussah, stand die uralte, riesige Linde vor mir, die der Wind unbarmherzig zerzauste und entlaubte. Zu tausenden stoben und wirbelten ihre Blätter eine Weile in der

Luft umher, und fielen dann vom Regen schwer zur Erde nieder. Und jedes von ihnen hatte gelebt sein eigenes, kleines Leben, und jedes hatte sich für das wichtigste Blatt am ganzen Baume gehalten.

Wie dumm und arm waren sie — wie dumm und arm war ich gewesen. Das Buch, aus dem ich vorlas, hieß: „Die Makkabäer" und Otto Ludwig der Meister, der das herrliche Werk vollbracht hatte. Was Der konnte, mußte können, was Der war, mußte sein, wer sich ein Künstler und Dichter nennen wollte. Ich war nichts und ich konnte nichts. Ich brachte nur Schattengebilde hervor im Vergleich zu diesen lebensvollen, von Kraft strotzenden Gestalten.

Und dabei würde es wohl immer bleiben. Die Andern hatten Recht und meine Mißerfolge waren verdient.

Meine Kehle schnürte sich zusammen, wie schwer war es im Vorlesen fortzufahren! Wie froh war ich, als ich durch den Diener unterbrochen wurde, der meiner Mutter ein Paket Briefe übergab. Ich fragte nicht einmal wie sonst mit heuchlerischer Ruhe und wüthend klopfendem Herzen: „Nichts für mich?"

Mein Herz klopfte nicht, es zitterte nur. Ich preßte mein Gesicht in das Buch hinein, ich hätte mich mit seinem Geiste erfüllen, seinen Atem einsaugen mögen.

„Da ist etwas für M. von Eschenbach: Bist Du das vielleicht?" fragte meine Mutter lachend und reichte mir über den Tisch ein bläuliches Kouvert mit dem Poststempel Karlsruhe. Ich seh' es heute noch, ich sehe jeden Zug der markigen, liegenden Schrift auf der Adresse. Der Brief war vier Seiten, vier eng beschriebene Seiten lang; sein Inhalt eine warme Begrüßung, ein herzliches

Lob, der Schluß: Wir werden Ihr Stück mit derselben Liebe und Sorgfalt einstudieren, mit der wir Otto Ludwigs „Makkabäer" einstudiert haben. Die Unterschrift, Eduard Devrient.

Welches gläubige Gemüt hätte dieses wunderbare Zusammentreffen nicht für eine Verheißung, eine göttliche Fügung gehalten? Ich war plötzlich wie aus tiefster Tiefe in die höchste Höhe versetzt. — Aber Höhe ist Wende.

Nach der Aufführung meines Stückes zeigte mir ein Telegramm Devrients einen sehr ehrenvollen Erfolg an. Die nächsten Tage brachten eine lobende und eine tadelnde Kritik.

In Karlsruhe erhielt sich das Drama durch Jahre auf dem Repertoire, doch wurde es von keiner anderen Bühne zur Darstellung angenommen; und so blieb denn mein aufkeimendes Selbstvertrauen für alle Zukunft erschüttert.

Wer wüßte auch heute noch, daß eine „Maria Stuart in Schottland" von M. von Eschenbach existiert hat, wenn sich nicht im Nachlaß Otto Ludwigs eine ausführliche Besprechung des Stückes vorgefunden hätte? Der große Dichter hat dem „Herrn von Eschenbach" eine eingehende Betrachtung gewidmet. Er hat sich mit ihm beschäftigt, hat ihn beurteilt und verurteilt, unwillig, grimmig sogar. Er hat ihm jegliche dramatische Begabung abgesprochen, und ihm nur ein gewisses rhetorisches Talent zugestanden.

Würde ich damals geahnt haben, daß Otto Ludwig von mir wußte, mir auch nur die geringste Beachtung schenkte, hingepilgert wäre ich zu ihm, hätte seinen Worten gelauscht, wie den Worten des Evangeliums, auf seinen Tadel geschworen und gewiß gesagt: Herr und Meister, ich habe mir zu viel zugetraut und will es nicht

mehr thun. — Das wäre weniger bitter gewesen als durchzumachen, was ich noch durchmachen mußte, bis ich eines Tages die Geschichte meiner Bestrebungen und meiner Leiden in die bescheidenste Form brachte, in die der Erzählung. Da endlich trat die günstige Wendung in meiner Schriftsteller-Laufbahn ein. Der „Spätgeborene" errang, worauf ich bis dahin vergeblich gehofft hatte: einen ersten kleinen Erfolg.

Der Lebenskampf eines jeden Menschen, der ernstlich und heiß nach zu hoch gesteckten Zielen strebt, ist ein schwerer. Was ihm zu seiner Erlösung am nötigsten wäre, erlangt er zuletzt — die Demut. Es dauert lang, ehe der Phantast, der meinte, nur auf dem Bergesgipfel werde er frei atmen können, sich zu dessen Füßen in einem Hüttlein einrichtet und darin seinen Frieden findet.

In meiner Jugend war ich überzeugt, ich müsse eine große Dichterin werden, und jetzt ist mein Herz von Glück und Dank erfüllt, wenn es mir gelingt, eine lesbare Geschichte niederzuschreiben.

M.S. & Co. ph.

Meine dramatischen Anfänge.

Von

Ernst Wichert.

Ein Erstlingswerk ist selten ein erstes Werk. Meist war ihm eine Reihe von Versuchen vorangegangen, die nicht zu einem befriedigenden Abschluß gelangten. Es giebt Glückskinder, die früh mit etwas fertig werden, das sie meinen der Welt zeigen zu können. Andere haben bis dahin einen weiten Weg, neben dem Vieles unausgereift liegen bleibt. Zu ihnen gehöre ich. Diese Abfälle zeigen immerhin die Richtung an, in welcher ein Ziel erstrebt wird. Es pflegt dann der Zufall mit im Spiel zu sein, welches dichterische Erzeugnis es zuerst erreicht. — —

In meinem neunten Lebensjahre habe ich zum erstenmale ein Theater besucht. Es war das Stadttheater in Königsberg, und der Vorfall muß kurz vor der Versetzung meines Vaters nach Pillau

gespielt haben. Die Eltern wollten sich noch ein großstädtisches Vergnügen bereiten und nahmen mich mit. Unglücklicherweise war ein dritter Platz nur noch hinter den ihrigen zu haben. Darüber hörte ich schon an der Kasse verhandeln und klammerte mich um so fester an meine Mutter an. Im Parkett, wo ich nun in eine andere Sitzreihe einlenken sollte, hatte der Vater sogleich Ärger mit mir. Nichts in der Welt hätte mich vermögen können, zwischen den wildfremden Leuten zu sitzen. Es blieb den Eltern endlich nichts übrig, als mich zwischen sich zu nehmen, was bei den engen Plätzen auf die Dauer unbequem genug gewesen sein mag. Gegeben wurden einige kleine Lustspiele, von denen ich natürlich nicht das mindeste verstand. So ist mir denn nur in Erinnerung geblieben, daß in einem derselben ein sehr niedliches Mädchen mit langen blonden Zöpfen, wahrscheinlich eine Art Aschenbrödel, eine Zeit lang auf einem niedrigen Schemelchen saß und irgend eine häusliche Arbeit verrichtete. Ich glaube, ich habe mich arg gelangweilt und bin zuletzt so schläfrig geworden, daß es Mühe gekostet hat, mich nach Hause zu schaffen.

In Pillau, wo mein Vater drei Jahre lang Richter war, wurde mitunter in der Ressource Theater gespielt. Ich mag wohl auch eingelassen worden sein und nun aufmerksamer zugeschaut haben. Jedenfalls gehörte zu meinen Lieblingsspielzeugen sehr bald ein Puppentheater, mit dem ich jedoch wenig gewußt hätte anzufangen, wenn nicht meine sehr gute Mutter stets bereit gewesen wäre, für mich die ihr bekannten Opern und Schauspiele in kurze Puppenkomödien umzudichten und aus dem Stegreif aufzuführen. Es störte mich gar nicht, daß sie zwischenein erzählte, um die Handlung auf

eine darstellbare Scene überzuleiten; die auf das Notwendigste vereinfachten und meinem Verständnis angepaßten Fabeln unterhielten aufs beste. Es ist wahrscheinlich, daß meine Mutter, die eine sehr lebhafte Phantasie besaß, zu demselben Zweck auch Romane ausnutzte. Ein Stück namentlich machte tiefen Eindruck, das auf irgend einer Südseeinsel spielte. Es war nur sehr bedauerlich, daß sich durchaus keine passenden Coulissen auftreiben ließen. Meine Mutter wußte auch dafür Rat. Sie, die sonst nicht das mindeste Zeichentalent besaß, entwarf auf einem Bogen Papier einen Palmenwald, indem sie auf eine Reihe schuppiger Stämme in stereotyper Manier Kronen von langen, im Bogen abfallenden Blättern setzte, die Stämme mit Lakritzen braun, die Blätter mit einer Mischung von Schuttgelb und Berlinerblau grün, bald heller bald dunkler färbte und die Rippen mit Tinte einzeichnete. Diese Dekoration gefiel mir viel besser als alle gekauften, bei Gustav Kühn in Neu-Ruppin künstlerisch hergestellten. Sie gefiel mir so gut, daß längere Zeit das Komödienspiel selbst in Vergessenheit kam und nur noch unausgesetzt Palmenwälder gemalt wurden, worin ich bald eine Virtuosität erlangte. Später wurden auch alte Schulhefte auseinandergerissen, zusammengeklebt und in ähnlicher Weise zu Coulissen bemalt, zwischen welchen wir Kinder selbst spielen wollten. Es wurde aber nicht viel daraus.

Etwas in dialogischer Form aufzuschreiben, habe ich erst versucht als ich auf der Quarta und Tertia des Altstädtischen Gymnasiums in Königsberg saß, und zwar reizten mich zuerst Märchen zur Dramatisierung, später griechische und römische Geschichten. Die Märchen-Komödien wurden meist in Knüttelversen abgefaßt. Für

die Historien aber wählte ich unter dem Einfluß Körners und Schillers natürlich den ungereimten fünffüßigen Jambus, in dessen Gebrauch ich bald eine ziemliche Übung erhielt. Von dramatischer Erfindung war kaum die Rede; die geschichtlichen Stoffe, stets heroischen Charakters, wurden nackt übernommen und nur scenisch eingeteilt, wobei einige Verwandlungen mehr oder weniger keine Skrupel verursachten. Doch fehlte nicht ein instinktives Gefühl für dramatische Ökonomie und den theatralischen Effekt. Das Beste freilich mußten pathetische Reden des tugendhaften und gegen alle Versuchungen siegreichen Helden leisten, der die Vaterstadt rettete oder ihren Fall nicht überlebte. Ich hatte mit der Zeit ein ziemlich starkes Buch zusammengeheftet und deklamierte gern daraus, wenn man mich anhören wollte, allenfalls auch in der Kinderstube und Küche. Es hat sich davon aber glücklicherweise nichts erhalten.

Längst hatte ich dem Königsberger Stadttheater wieder meinen Antrittsbesuch abgestattet. Anfänglich wurde meine eigene Produktionslust durch die dort gewonnenen Eindrücke verstärkt. Dann machte sich ein Stocken bemerkbar, wahrscheinlich weil strengere Selbstkritik die Unzulänglichkeit solchen Nachschaffens allzubeschämend außer Zweifel stellte. Das Komödienspielen aber blieb immer eine Lieblingsbeschäftigung, zu der nun auch die Freundinnen meiner Schwester herangezogen wurden. Es genügten uns bald nicht mehr Kleinigkeiten wie Körners „Der Vetter aus Bremen“ oder „Der Nachtwächter“, wir machten uns an mehraktige Stücke. So erinnere ich mich, daß wir Kotzebues „Der Wirrwar“ und sogar — Lessings „Minna von Barnhelm“ aufführten. In letzterem gab ich den Wirt und erntete viel Beifall im Familienkreise. Zwischenein

wandelte mich auch einmal die Lust an, aus einem der damals vielgelesenen Cooperschen Lederstrumpf-Romane ein Schauspiel herauszuschneiden, dessen Mittelpunkt die Belagerung eines mitten in einem See erbauten Blockhauses durch Indianer war. Es wurden dazu die Coulissen gemalt, auch einige Kostüme angefertigt; die Aufführung unterblieb aber, da sich die scenischen Schwierigkeiten doch zu sehr häuften.

Das Interesse für die nordamerikanischen Freistaaten wurde bald in noch ganz anderer Weise in mir erweckt. Mein Vater trug sich längere Zeit mit dem wunderlichen Gedanken, dorthin auszuwandern, und ich, der ich schon in früher Jugend bei den Eltern eine Vertrauensstellung genoß, war steter Zeuge der unter ihnen über diesen Punkt gepflogenen Unterhaltungen. Ich darf den Gedanken wunderlich nennen, denn mein Vater hatte weder irgend welche Kenntnis von der Landwirtschaft, noch von einem industriellen Betrieb und es fehlte ihm auch an allen Mitteln, drüben seinen und seiner Familie Bedürfnissen entsprechend etwas anzufangen. Er war Jurist, preußischer Beamter, zur Zeit Oberlandesgerichtsrat, und hatte sein Leben lang nur mit der Feder gearbeitet. Was ihn in diese Richtung trieb, war die verzweifelte Einsicht, daß er hier nie auf einen grünen Zweig kommen könne, da sein Gehalt — ein Oberlandesgerichtsrat fing damals mit 800 Thalern an und stieg sehr langsam auf — absolut nicht ausreichte, ihm auch bei größter Sparsamkeit und den allerbescheidensten Ansprüchen ans Leben eine standesgemäße Existenz zu schaffen, Nebenverdienst aber ausgeschlossen war. Er geriet in Schulden und überzeugte sich mehr und mehr von der Unmöglichkeit, sie abstoßen zu können.

Seine ganze Hoffnung war auf einen Lotteriegewinn gerichtet, aus dem dann wohl auch die Kosten der Überfahrt und des Ankaufs drüben berichtigt werden sollten. Auf so schwachen Fundamenten dieses Gebäude stand, so beschäftigte er sich doch sehr energisch mit dem vorbereitenden Ausbau, indem er Englisch lernte und praktische Handbücher für Auswanderer studierte, spezielle Rechnungen aufstellte und sogar Pläne für die erste Ansiedelung, ich weiß nicht mehr in welchem westlichen Staat, entwarf. Meine gute Mutter half mit ihrer lebhaften Phantasie nach, und ich war stets ein eifriger und begeisterter Zuhörer, dem nur die Ausführung des abenteuerlichen Unternehmens nicht rasch genug ging.

Ich schaffte nun auch selbst zusammen, was ich von litterarischen Werken über Nordamerika erhalten konnte, und fand an der Geschichte dieses Landes, besonders dem Freiheitskampf, großes Gefallen. Georg Washington wurde mir mehr und mehr das Ideal eines heldenhaften Republikaners, den auf die Bühne zu stellen mir eine lockende Aufgabe schien. In dieser Zeit wurde das Schauspiel „Washington oder der Sieg der Freiheit“ geplant und rasch ausgeführt.

Ich habe das Stück auf der Schule mehrmals umgearbeitet, ohne es doch zu meiner eigenen Befriedigung recht fertig bringen zu können. Dann kam es mir in Vergessenheit. Der nähere Umgang mit einem etwas älteren Schulkameraden, der ein eifriges Mitglied der von Rupp gegründeten freien Gemeinde war, zog mich in Kreise, in denen die religiöse Frage lebhaft erörtert wurde. Ich nahm daran den wärmsten Anteil und schaute nach meiner Art gleich wieder aus, wo sich in der Geschichte ein Held finden

ließe, der für die Freiheit seiner religiösen Überzeugung stritt und litt und zudem dramatisch verwertbar wäre. Ich meinte ihn in Johann Huß gefunden zu haben. Ehe ich mich jedoch an diese neue Arbeit wagen durfte, mußte ich das Abiturientenexamen hinter mir haben. Michaeli 1850 wurde ich akademischer Bürger und beschloß, Geschichte, auf der Schule mein Lieblingsfach, zu studieren. So hatte ich denn auch ein Kolleg bei dem alten Professor Drumann, dem berühmten Verfasser der Diadochengeschichte, angenommen und allerdings wenig Freude daran gehabt, da er lediglich sein Heft diktierte. Nun faßte ich mir ein Herz, trat an ihn heran und bat ihn, mir Quellenwerke über Johann Huß zu nennen, die ich von der Königlichen Bibliothek beziehen könnte. Über Johann Huß — das schien ihm gar kein recht faßliches Thema für die Arbeit eines jungen Studenten zu sein. Recht verdrießlich und immer verdrießlicher, da ich nicht mit der Sprache herauswollte, fragte er mich wie ein richtiger Professor aus, welchen historischen Abschnitt ich denn eigentlich in Betracht ziehen und in welcher Richtung ich mit meiner Forschung vorgehen wollte. Ich betonte immer seine Lebensgeschichte, und er begriff nicht, was die mich sonderlich angehen könne. Es blieb mir endlich nichts übrig, als ihm zu sagen, daß ich ein Drama schreiben wolle. Den Blick äußerster Geringschätzung, mit dem er mich nun maß, werde ich nie vergessen. Er schien zu überlegen, ob er mich überhaupt noch einer Antwort würdigen solle. Dann warf er mir ein paar Büchertitel hin, und ich machte mich eiligst davon. Weshalb ich später Jurist wurde, gehört nicht hieher; aber diese Begegnung mit Professor Drumann wirkte jedenfalls mit, meine Begeisterung für das Studium der Geschichte erkalten zu lassen.

Die Vorarbeiten zu meinem Drama betrieb ich aber mit allem Eifer. Bald war auch das Scenarium entworfen und der erste Akt geschrieben, der sich aus dem geschichtlichen Stoff ziemlich von selbst ergab. Huß, der die Kirche angegriffen hatte, wurde zur Verantwortung nach Konstanz berufen; seine Anhänger warnten ihn, sich von dem heimischen Boden, seinem festesten Halt, zu trennen; er sprach es als seine Pflicht aus, ohne Menschenfurcht die Wahrheit bekennen zu müssen; ein tapferer Ritter versicherte ihn seines Schutzes; sein treuer Schüler, Hieronymus von Prag, entschloß sich ihn zu begleiten, das Schicksal des teueren Lehrers vorahnend. Nun aber, in Konstanz selbst, häuften sich rasch die Schwierigkeiten. Der dogmatische Streit erwies sich als unbrauchbar, der Kampf gegen die kirchlichen Mißbräuche als nicht viel besser verwendbar. Das weibliche Element war allzuspärlich vertreten, die Fabel, die erst ein Drama ergeben konnte, fehlte. So reihten sich wohl Scenen aneinander, sie enthielten aber im wesentlichen nur kulturhistorische Bilder, die Charakteristik einzelner Gruppen des Konzils, und führten keinen rechten Fortschritt der Handlung herbei. Die Arbeit kam ins Stocken. Ich habe später und bis in die letzte Zeit Gelegenheit gehabt, Hunderte von historischen Erstlingsarbeiten durchzusehen, und immer wieder den Irrtum angetroffen, in dem ich damals selbst steckte: daß es schon genüge, ein interessantes Stück Geschichte zu dramatisieren, um ein historisches Drama zu gewinnen. Auch ein historisches Drama muß erfunden werden. Ich suchte nun nachträglich eine Fabel einzufügen, konnte aber im wesentlichen nur Hieronymus von Prag zum Träger derselben machen. Ich merkte deshalb auch bald, daß das eigentliche Interesse auf ihn überging,

gerade weil seine Standhaftigkeit ins Schwanken kam, die menschliche Schwäche ihn übermannte. So gehörte ihm denn auch der letzte Akt, was den Schwerpunkt vollends verschob. Diese Bedenken stellte ich mir schon damals entgegen, und sie wirkten so stark, daß ich die Arbeit von Zeit zu Zeit immer wieder liegen ließ. Endlich wurde sie aber doch fertig gebracht. Mein Vater nahm ungewöhnlichen Anteil daran, nur fand er in der Form viel zu tadeln. Der Dialog war zu breit geraten, der fünffüßige Jambus an manchen Stellen holperig, der Ausdruck oft unkorrekt, der Gedanke nicht zur Klarheit gebracht. Er gab sich nun die unendliche Mühe, Zeile nach Zeile mit mir durchzugehen. Oft bis in die späte Nacht hinein brüteten wir über dem Manuskript, die Unebenheiten zu beseitigen und die Form auszuglätten. Ich bin ihm noch heut dankbar dafür, denn ich lernte durch ihn, was es heißt, ein Gedicht auszufeilen. Seitdem habe ich meine ersten Niederschriften stets mit großem Mißtrauen behandelt.

Mein Vater ließ das Stück darauf schön abschreiben. Ich sah mich zum erstenmal, wenn auch nicht im Druck, so doch in einer Kopie von fremder Hand. Meine Absicht war gewesen, dasselbe einem Verleger anzubieten, aber es fehlte mir immer der Mut. In meinem Innersten war ich, trotz aller darauf verwendeten Mühe, weit mehr geneigt, an meinem Werke zu zweifeln, als mir von ihm Erfolg zu versprechen. An eine Bühne wagte ich mich nun schon gar nicht zu wenden, nicht einmal an die in meiner Vaterstadt. So blieb das Stück liegen. Das Manuskript habe ich später einmal, ich weiß nicht an wen, verliehen und nicht wiederbekommen.

Mehr Vertrauen faßte ich zu einem anderen Drama, das im

Frühjahr 1854 im ersten Entwurf fertig geworden war. Es nahm zu seinem Helden den jugendlichen Kaiser Otto III., völlig unbekümmert darum, daß schon zwanzig oder mehr Ottone vorher vergeblich einen Platz im Repertoire der deutschen Bühne erstrebt hatten. Dieser historische Stoff ist einer der anziehendsten für junge dramatische Autoren, und das erklärt sich aus ihm selbst leicht. Gerade die politische Unreife dieses kaiserlichen Jünglings, der den phantastischen Plan, das römische Weltreich wieder aufzurichten, Rom seinen alten Glanz wiederzugeben, mit leidenschaftlichem Eifer zu seinem Verderben verfolgt, bietet der dichterischen Vorstellungskraft eine Fülle von Nebelbildern übergewöhnlicher Größe, aus denen für die Bühne brauchbare Gestalten zu verdichten wohl lockend erscheinen kann. Der Stoff enthält aber in der That auch einige sehr starke dramatische Momente, wenn die Sage zu Hilfe genommen wird. Da steht dann weit im Vordergrunde die Witwe des durch den jungen Kaiser zum Tode verurteilten und wirklich hingerichteten Crescentius. In meinem Drama ist die Exposition dadurch gegeben, daß sie im Lager vor der Stadt erscheint, den Kaiser um die Erlaubnis zu bitten, die Leiche ihres Gemahls an geweihter Stätte begraben zu dürfen, eigentlich aber in der Absicht, ihm bei Gelegenheit des Fußfalls den Dolch ins Herz zu stoßen. Der Anblick des schönen Jünglings, seine edle Haltung und seine Schwärmerei für Rom entwaffnen sie aber. Otto, von heftiger Leidenschaft für sie entflammt, verzeiht ihr und erklärt Rom in diesem Weibe erobert. Wie er sich hier unbedacht seiner Todfeindin vertraut, so verletzt er bald darauf seinen treuesten Freund, Herzog Heinrich von Baiern, durch schroffe Zurückweisung der deutschen

Ansprüche und beraubt sich seines Schutzes. Die Römer, denen er sich ganz verblendet völlig hingegeben, verraten ihn, und nun beweist in großmütiger Weise Heinrich im Augenblick höchster Not seine Treue, indem er ihn mit seinen tapferen Mannen aus der Schar der Aufständischen heraushaut, ohne freilich dafür Dank zu ernten. Im letzten Akt erkennt der Kaiser seine unzeitige Schwäche gegen Rom, ermannt sich noch einmal und befiehlt den Angriff, erliegt nun aber dem Gift der Crescentia, von deren Einfluß er sich befreit hatte und die sich dafür rächte. Ich halte den Aufbau des Stückes noch heute, wo ich ganz unbefangen darüber zu urteilen vermag, für wohl geglückt, wie groß auch sonst seine Fehler sein mögen. Es wurde einige Jahre später in den „Unterhaltungen des litterarischen Kränzchens zu Königsberg" abgedruckt. Mein Honorar bestand in einer bestimmten Zahl von Separatabzügen, die ich nun zum großen Teil an Theater versendete. Natürlich erhielt ich, soweit ich mich erinnere, von keinem einzigen überhaupt eine Antwort. Erst viel später, als bereits eine Reihe anderer Stücke mit Glück über die Bühne gegangen war, wagte Direktor Woltersdorff in Königsberg auch eine Aufführung dieses Dramas. Es hatte mindestens einen Achtungserfolg, der wohl auch andere Theater hätte ermutigen können. Aber nur noch der alte Hoftheaterdirektor Schütze in Braunschweig hat sich seiner angenommen. Es nützte mir auch nichts, daß ich der Tragödie den auf das mittelalterliche Italien bezüglichen Titel „Das Grab der Deutschen" gegeben und nur in Parenthese „Kaiser Otto III." beigesetzt hatte, um die geehrten Bühnenvorstände vertrauensamer zu stimmen.

Bald darauf beschäftigte mich auch noch ein anderes Sujet, das

ebenfalls viel umworben worden ist. Ich sann damals viel um die Frage herum, wie wir Deutschen zu einem nationalen Drama gelangen könnten, und blickte zu diesem Zwecke nach unserem nationalen Epos aus, das den Stoff hergeben müßte. Nun lag es am nächsten, das Nibelungenlied darauf hin zu prüfen, was es zu diesem Zweck bieten könne. Es schien mir bei genauester Betrachtung nur zwei wirklich dramatische Stoffe zu enthalten: Brunhild und Markgraf Rüdiger, beide zugleich echt tragisch. Die erstere war sicher für die moderne Bühne schwer verwertbar wegen des unserem Gefühl widerwärtigen Handels zwischen Gunther und Siegfried, welcher den Konflikt erzeugt. Auch fühlte ich mich der Leidenschaft nicht gewachsen, die aus einer Brunhild sprechen müßte. Dagegen zog mich der andere Stoff mächtig an. Er bot eine Handlung, die sich dramatisch abschließen ließ, und in ihrem Mittelpunkt stand ein Mann, der sein Heldentum in der Treue bewies und um sie den Tod litt. Seine tragische Verschuldung war, daß er in bester Absicht und reinster Gesinnung ahnungslos, welches Schicksal ihnen von der Herrin vorbedacht sei, den Freunden sein Wort verpfändet hatte, sie schützen zu wollen, es dann aber nicht halten konnte, weil eine ältere Pflicht, eine unverbrüchliche, den Kampf gegen sie forderte. Der Konflikt zwischen dem Freundschaftsgelöbnis und der Mannentreue war ein rein menschlicher, bedurfte zu seiner Voraussetzung keiner übernatürlichen Eigenschaften der beteiligten Personen, und ließ sich im wesentlichen rein dialogisch zum Austrag bringen. Der Schwertkampf auf der Bühne, stets eine sehr bedenkliche Aktion, wurde entbehrlich, wenn die eigentliche Handlung in das Gemüt des Helden gelegt wurde, das ihm widerstrebte und

endlich doch zustimmen mußte. So kam denn wirklich eine Tragödie in 5 Akten: „Markgraf Rüdiger von Bechelaren oder Mannentreue" zu stande. Ehe ich sie aber einer Bühne anbot, wünschte ich das Gutachten eines Sachverständigen zu haben. Als solcher stand bei mir ein Landsmann, Ernst Kossack, in großem Ansehen, der damals von Berlin aus Artikel, auch über Theater, für die Königsberger Hauptzeitung schrieb. Ich schickte ihm das sauber kopierte Manuskript mit der Bitte um sein Urteil und — sah es niemals wieder. Ich habe auch nicht einmal eine Antwort erhalten. Der verehrte Herr mag wohl durch ähnliche Zusendungen allzuhäufig heimgesucht worden sein und Besseres zu thun gehabt haben, als Privatkritiken zu schreiben und Pakete zur Post zu befördern. Ich hab's auch bald eingesehen und nicht lange mit ihm gegrollt. Ein paar Jahre später, als mir das Stück wieder unter die Hände kam, ging mir ein Licht auf, daß die ersten vier Akte eigentlich nur Exposition seien und sich ganz entbehren ließen, der dramatische Stoff aber in einem einzigen Akt völlig zu erschöpfen sei. Ich schnitt demgemäß mein Drama unbarmherziger zusammen, als der schneidigste Regisseur dies übers Herz hätte bringen können, und ließ die kleine Tragödie in dem Ost- und Westpreußischen Musen-Almanach für 1858 abdrucken, wo sie nur 42 kleine Seiten füllt. Ich bin noch heute stolz auf sie, obgleich sie niemand kennt. Sie beginnt am Morgen nach der Schreckensnacht, in der Feuer an den Schlafsaal der Burgunden gelegt ist, auf dem Schloßhof mit einem Monolog Kriemhilds, die ihr Rachewerk vollbracht glaubt; da hört sie Volkher innen sein Morgenlied singen; Hagen höhnt sie und König Etzel: Ihr lockt keinen mehr, von Siegfrieds

Schwert die Gabe sich zu holen. Warum kämpft Rüdiger nicht für euch? Nun bitten die Brüder vergebens, selbst Giselher, den sie liebt und an Siegfrieds Tod unschuldig weiß. Sie verlangt von Etzel, daß er Rüdiger, seinen Dienstmann, zum Kampf aufrufe. Er weigert sich, da er weiß, daß der treue Mann mit den Burgunden Gastfreundschaft geschlossen und Giselher seine Tochter Dietlinde verlobt hat, giebt aber endlich doch ihren Bitten nach, weil er einsehen muß, daß die letzte Hoffnung des Sieges auf diesem einzigen steht. Nun erscheint Rüdiger mit seinen Mannen, um die Freunde vor weiterer Unbill zu schützen, wird aber von Etzel an seine Dienstpflicht erinnert und in den Kampf gegen sie geschickt. Er widersetzt sich diesem unheiligen und unmenschlichen Gebot, bleibt aber unerhört. König und Königin entfernen sich. Dietlinde sucht ihn auf, um zu erfahren, ob Giselher gerettet sei: Rüdiger sieht ein, daß er als des Königs Eigenmann die Freunde nicht schützen dürfe, glaubt aber auch nicht gezwungen zu sein, sie zu bekämpfen, wenn er dem König sein Lehn zurückgiebt und bettelarm auszieht; er geht, ihm diese Entscheidung zu bringen. Nun gesellt Kriemhild sich zu Dietlinde und wird von ihr um Gnade für die Brüder angegangen. Die Königin giebt zuletzt so weit nach, daß sie eine Sühne als Preis des Friedens fordern will. Zeigen sie sich willig, so sollen sie des Lebens sich erfreuen. Dietlinde holt Giselher zur Unterredung dieserhalb vom Saal. Nun fordert Kriemhild in Gegenwart Rüdigers, dessen Entsagung von Etzel verworfen ist, die Auslieferung Hagens, des Mörders Siegfrieds. Diese Bedingung glaubt Giselher verwerfen zu müssen. Von Dietlinde gedrängt giebt er die Entscheidung Rüdiger anheim, und

dieser muß sie dahin treffen: Treu als Eigenmann hat er euch den Eid gehalten — darum Treue um Treue! Damit hat er aber auch sich selbst das Urteil gesprochen. Da die Königin fußfällig ihre Bitte wiederholt, ihm das schwere Unrecht vorhaltend, das sie erlitten, widersteht er nicht länger und geht für seine Mannenpflicht in den Tod. Ein Sterbender wird er aus dem Saal getragen. Es gelingt ihm, Giselher zu retten und mit Dietlinde zu vereinigen. Dietrich von Bern rächt ihn. — Eine Aufführung hat das kleine Drama noch nicht erlebt.

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß ich damals auch ein Trauerspiel „Moritz von Sachsen" geschrieben habe. Es ist sehr viel später, erst 1873, im Verlage von O. Janke, vielleicht zu stark gekürzt, aber mit einer lesenswerten Vorrede versehen als Buch erschienen, von den Bühnen jedoch, außer der Königsberger, nicht aufgenommen. Charakteristisch für dieses Drama ist es, daß ich darin den Versuch gemacht habe, ganz ohne die Figur des Kurfürsten von Sachsen auszukommen und den Untergang des ehrgeizigen Helden aus seiner nationalen Schuld herzuleiten, zur Kräftigung im Kampf gegen den wortbrüchigen Kaiser deutsches Reichsland an Frankreich verkauft zu haben. Die von dem sterbenden Manne ausgesprochene Hoffnung, es werde dem Reiche einmal ein protestantischer Kaiser erstehen, dem diese Schmach zu rächen bestimmt sei, gab schon jenem ersten Entwurf den Abschluß. Zur Zeit der Drucklegung des Stückes hatte sie sich bereits erfüllt. Eine billige Rückwärtsprophezeiung wird mir daher nicht vorzuwerfen sein.

Zwischenein beschäftigte ich mich viel mit der Geschichte meiner altpreußischen Heimat. Hier hatte einmal der deutsche Orden nach

fünfzigjährigem Kampf gegen die Heiden ein mächtiges Reich aufgerichtet und ein höchst eigenartiges, in vieler Hinsicht für seine Zeit als musterhaft geltendes Staatswesen begründet, endlich nach furchtbarem Kriege gegen die eigenen, nach republikanischer Selbständigkeit drängenden Unterthanen und gegen das vereinigte Polen-Lithauen den besten Teil seines Besitzes verloren. Wenige Städte giebt es im Lande, die nicht noch jetzt den Rest einer alten Ordensburg aufzuweisen haben; jede Wanderung führte zu diesen Spuren einer einst mächtigen Vergangenheit. In Königsberg selbst hatte ich das alte Ordensschloß täglich vor Augen, und die ganze Stadtanlage wies auf die Jahrhunderte zurück, in denen hier in seinem Schutz drei gesonderte, stets zum Kampf gegen einander gerüstete Gemeinwesen bestanden hatten. Mehr als die Kriegsgeschichte interessierte mich die staatsrechtliche Gestaltung und die Entwickelung des politischen Lebens der ständigen Körperschaften. Hier schien mir den preußischen Geschichtschreibern bisher noch der sichere Blick für die innere Folgerichtigkeit der gegenseitigen Machtbestrebungen zu fehlen. Mir hier aus der Masse zerstreuter Aufzeichnungen eine klare Vorstellung zu schaffen, wurde mehr und mehr mein eifriges Bemühen. Meine viel später geschriebenen umfangreichen Romane „Heinrich von Plauen", „Tileman vom Wege" und „Der große Kurfürst von Preußen" legen davon Zeugnis ab. Aber schon in das Jahr 1856 fällt der erste Entwurf eines Schauspiels „Der große Kurfürst und der Schöppenmeister", in welchem gezeigt werden sollte, wie die Hohenzollern die Souveränität erlangt haben. Hier schien mir ein universalgeschichtlicher politischer Moment von größter Bedeutung für den Dramatiker

gegeben zu sein. Ostpreußen war die Wiege der preußischen Monarchie; aber Friedrich I. hätte sich nicht in Königsberg die Königskrone aufs Haupt setzen können, wenn nicht sein großer Vorfahr die Souveränität durchgesetzt hätte, ein Fürst „Aus eigenem Recht" geworden wäre. Der erste Wurf konnte mir nicht gelingen, er blieb zu sehr im Lokalgeschichtlichen stecken. Ich zog das Manuskript aber nach dem Kriege von 1866 wieder vor, als die Machtstellung Preußens in Deutschland sich geändert hatte, und brachte nun ein Drama zustande, welches im Januar 1870 den Versuch einer Aufführung wagen konnte. Es war noch nicht das rechte. Die preußischen Könige mußten erst deutsche Kaiser werden, die deutschen Völkerschaften sich erst in den Reichsgedanken völlig hineingewöhnen, wenn in weiteren Kreisen jener historische Moment von durchschlagender Bedeutung erscheinen sollte; ich selbst mußte mich erst von lokalpatriotischen Einflüssen befreien, um ein Stück schreiben zu können, welches auf allgemeinere Zustimmung rechnen durfte. Hier verirre ich mich aber schon in die jüngste Phase meines dramatischen Schaffens, und ich sollte doch über mein Erstlingswerk berichten.

Ja, mein Erstlingswerk —! Nach der Schilderung so vieler verfehlter, vergeblicher oder erst in späterer Zeit wirksamer Anläufe muß ich wohl auch darauf kommen. Es hatte seine Entstehung aus demselben Triebe heraus, die vaterländische Geschichte nach dramatischen Stoffen zu durchsuchen. Noch einmal war von meinem Ostpreußen eine Bewegung ausgegangen, die sich auf andere preußische Gebiete fortpflanzte und bald ganz Deutschland erfaßte. In der napoleonischen Leidenszeit war hier der Grund zu den Reformen

gelegt worden, von denen man ein neues Preußen erwartete. Sofort erhob sich auch diese Provinz gegen den Fremdherrscher, nachdem der Krieg in Rußland einen unglücklichen Verlauf genommen hatte, in heller Begeisterung für den Befreiungskampf. Und diese Erhebung ging aus dem eigensten patriotischen Bedürfnis des Volkes hervor, wurde anfangs von oben her mit Mißtrauen angesehen, nur widerwillig geduldet. Sie ist Ostpreußen auch kaum jemals in dem Sinne gedankt worden, in dem sie unternommen war. Hatte doch der alte, von der Königin Luise in den Leidenstagen sehr verehrte Kriegsrat Schaffner einige Jahre nach glücklicher Beendigung des Krieges nur mit großer Mühe die Errichtung eines Denkmals auf dem Galtgarben, einem Hügel im Samlande, durchsetzen können, und waren doch die studentischen Festlichkeiten bei demselben zur Erinnerung an die Leipziger Schlacht nur kurze Zeit geduldet worden. Der Galtgarben liegt nur drei Meilen von Königsberg entfernt; dorthin wurden von uns Knaben oft Fußwanderungen unternommen, und das auf einem Unterbau von Felssteinen errichtete eiserne Kreuz mit seinen Inschriften hatte früh schon meine Phantasie angeregt. Nun, im Jahre 1857, fiel mir Droysens Lebensgeschichte des Generals York in die Hände und interessierte mich so lebhaft, daß rasch der Plan zu einem vaterländischen Schauspiel fertig war.

Es mußte sich aus der dramatischen Figur heraus entwickeln, die ich glücklich gefunden zu haben glaubte. York war der in den friedericianischen Traditionen aufgewachsene preußische Soldat, ein Ehrenmann durch und durch, aber ein oft unbequemer Querkopf, den man nur gewähren ließ, weil er in der Zeit der Not gute

Dienste leistete. Nichts von natürlichen Anlagen und Erziehung stempelte ihn zu einem Freiheitshelden. Er war durchaus der Mann der eisernen Pflicht, der Berufssoldat, der treue Diener seines Monarchen, und der soldatische Gehorsam nötigte ihn, sein preußisches Corps in Rußland zur Verfügung Napoleons zu halten, so tief er auch die Schmach Preußens in dieser Bundesgenossenschaft empfand, und bemüht war, seinem Könige ein für alle Fälle schlagfertiges Heer zu erziehen. Wenn York dann doch durch die Umstände bestimmt wurde, selbständig gegen Napoleon vorzugehen und nicht nur eine neutrale Stellung einzugehen, sondern geradezu mit den Russen bei Tauroggen eine militärische Konvention abzuschließen und darauf von Königsberg aus die Erhebung des Landes, zunächst ohne königliche Vollmacht und auf die Gefahr königlicher Ungnade hin, zu fördern, so mußten wohl in diesem Manne innere Vorgänge von Bedeutung gedacht werden, die zur dramatischen Klarstellung reizen konnten. Der General, der in dem ausgesprochenen Bewußtsein, unter Umständen seinen Kopf verwirkt zu haben, aus treuestem Pflichtgefühl einen revolutionären Schritt that, schien gerade deshalb ein Held zu sein, weil er seine beschränkt soldatische Natur zu zwingen und seinen Charakter als preußischer Patriot zu bewahren hatte. In ihm verkörperte sich nach der Empfindung von uns Ostpreußen das echt preußische Wesen, und deshalb taufte ich mein Schauspiel auch: „Unser General York“. Unser! Ich mußte mich nun freilich auch auf seine Seite stellen, wenn er gegen den genialen Staatsmann Stein, der im russischen Auftrage das Land in Besitz nehmen und bewaffnen will, entschieden Front macht und sich nur schwer durch Schön zu einer Berufung der schon

lange nicht mehr gehörten Stände bestimmen läßt. Sein Charakter bleibt hier in Ehren, aber er ist nicht mehr die eigentlich treibende Kraft, und die Sympathie des Zuschauers muß sich mindern, je heller er die Flammen der Begeisterung rund um diesen Felsen aufschlagen sieht. Das Stück schließt mit dem Auszug der Freiwilligen nach dem Aufruf des Königs.

Träger der dramatischen Fabel ist ein Student, der in der trübsten Zeit nach Rußland geht, um sich beim Yorkschen Corps als Gemeiner einstellen zu lassen, durch seine Tüchtigkeit rasch avanciert, mit seinem Onkel, einem französisch gesinnten und ängstlichen Kriegsrat, dessen Tochter er liebt, vorübergehend zerfällt, ihn aber wieder versöhnt und den neuen Ideen gewinnt, zuletzt aus den Studenten der Albertina ein Freicorps organisiert und dessen Führer wird. Studenten, Bürger, Soldaten spielen munter mit, allerhand eigene studentische und militärische Erinnerungen sind eingewebt. Es ist in der Dichtung ein frischer Zug und warmer Hauch der Begeisterung, doch liegt es im Stoff, daß die drei letzten Akte wie ein Nachspiel der beiden ersten erscheinen müssen, da hier der Held nur noch stehen bleibt und sich gegen Zumutungen wehrt, die mit seiner preußischen Soldatenehre nicht verträglich scheinen; auch fehlt ein befriedigender dramatischer Abschluß, weil der Zuschauer auf seine Kenntnisse der folgenden historischen Ereignisse angewiesen werden muß.

Wer weiß, ob ich mich nun endlich mit diesem Stück vorgewagt hätte, wenn mir nicht ein Zufall zu Hülfe gekommen wäre. Ich las es eines Abends im Hause meines Onkels, eines damals in Königsberg sehr geschätzten Rechtsanwalts (Bruder meiner Mutter)

vor und erweckte eine überraschend starke Wirkung. Mein Onkel fragte, was ich damit nun anfangen wollte. Ich antwortete, das wüßte ich nicht; zur Aufführung scheine es mir wenig geeignet, und ein Verleger werde sich schwerlich seiner annehmen wollen. Die preußisch-patriotische Stimmung, die in meinem Schauspiel lebendig war, hatte damals auf die Sympathie des Publikums nicht zu rechnen. Mein Onkel meinte, er könne mir vielleicht doch zu einem Verleger verhelfen. Er hatte nicht lange vorher für den Hofbuchhändler R. Decker in Berlin ein Rechtsgutachten verfaßt, das diesem nützlich gewesen war, kannte ihn auch persönlich, und meinte deshalb auf seine Empfehlung bauen zu können. Er schickte das Manuskript ein, suchte mir auch ein Honorar auszuwirken. Bald darauf wurde ich benachrichtigt, daß mein Schauspiel angenommen sei, doch könne für die erste Auflage von 500 Exemplaren prinzipiell kein Honorar gezahlt werden: um meinen Wünschen aber entgegenzukommen, wolle der Verleger gleich die zweite ebensostarke Auflage drucken und mit einem kleinen Satz pro Bogen im voraus honorieren. Ich erhielt 56 Thaler 20 Gr. — meinen ersten schriftstellerischen Verdienst! Das Büchlein erschien, recht hübsch ausgestattet und einem lieben Freunde zugeeignet, noch im Herbst desselben Jahres und fand eine günstige Beurteilung in verschiedenen Blättern. So war ich nun auf einem wunderlichen Umwege zum Ziele gelangt: Das Rechtsgutachten eines Advokaten, der zufällig mein Onkel war, hatte mir zu einem Verleger verholfen. Die Bahn war endlich gebrochen; wenigstens bildete ich mir das damals in meiner ersten Autorfreude so ein.

Daran aber, das Stück an die Theater zu versenden, dachte ich

doch nicht. Die wenigen Freiexemplare, die ich erhielt, waren ja auch bald an einige Respektpersonen und Freunde verausgabt. Ich hatte ungefähr zu derselben Zeit zwei kleine Lustspiele geschrieben, mit denen ich mir eher die Bühne meinte gewinnen zu können. Damals machte ich die Bekanntschaft des Regisseurs Reinhardt, der beim Königsberger Stadttheater engagiert war, und besuchte ihn von Zeit zu Zeit in seiner Wohnung. Er war ein ebenso tüchtiger Schauspieler als liebenswürdiger Mensch und gewann rasch mein ganzes Vertrauen. Ich bat ihn, die kleinen Stücke zu lesen und mir offen sein Urteil zu sagen, das denn dahin ausfiel, die Arbeiten hätten noch bühnentechnische Mängel, wären aber nicht ganz von der Hand zu weisen; mit dem einen Lustspiel könnte man's allenfalls versuchen. Er versprach mir auch darüber mit dem Direktor des Theaters, dem bekannten Arthur Woltersdorff, zu sprechen. Doch erhielt ich längere Zeit keine bestimmte Antwort. Eines Tages endlich ließ Woltersdorff mich zu sich bitten. Fortwährend auf- und abgehend, wie seine Gewohnheit war, sagte er mir, nach jedem dritten oder vierten Worte absetzend: „Sie haben da — ein paar kleine Lustspiele eingereicht, Verehrtester — lassen Sie doch den Quark — in der Schublade liegen — Sie haben ja viel was Besseres geschrieben — Ihren General York — habe das Buch gelesen — gleich in einem Strich durch — hat mir recht gut gefallen". Verwundert fragte ich ihn, ob er das Stück aufführen wolle. Er schluckte. „Ennä —! man könnt's einmal — mit dem Ding versuchen —; verspreche mir nicht gerade — einen Bumserfolg davon — ist aber immer für Sie — ein guter Anfang, Verehrtester — ich bin bereit, Ihnen — 5 Perzent Tantieme zu zahlen —;

soll auch noch etwas — dazu gemalt werden". Wer war glücklicher als ich? Mein Schauspiel angenommen, ohne auch nur eingereicht zu sein, die Aufführung in naher Aussicht, Tantieme —! Und was nicht am geringsten wog: die Erlaubnis, jederzeit das Theater unentgeltlich besuchen zu dürfen.

Woltersdorff hielt Wort. Die Rollen wurden ausgeschrieben und verteilt, die Proben angesetzt. Ich durfte denselben beiwohnen, was mir freilich mehr Mißbehagen als Vergnügen bereitete. Denn bis zur letzten holte sich jeder Mitspieler seinen Part aus dem Souffleurkasten, und die Hauptthätigkeit des Regisseurs bestand darin, Stellungen anzugeben und Abgänge nach rechts, links oder durch die Mitte zu bestimmen. Man sprach mit leiser Stimme, „deutete nur an". Bei der Aufführung werde sich's ganz anders machen. Die einzigen Fragen, die an mich gerichtet wurden, bezogen sich auf das Kostüm, wobei sich dann aber herausstellte, daß die Theatergarderobe für die in Rede stehende Zeit höchst armselig ausgestattet war. Am 2. März 1858 fand die Aufführung statt. Das Haus war gut besetzt und nahm an der Aktion von Anfang an recht lebhaften Anteil. Die Darsteller wurden nach den Aktschlüssen gerufen, auch wohl auf offener Scene beklatscht. Das Publikum zeigte sich im ganzen gutmütig. Ich sah aus einem Versteck nahe der Bühne zu, manchmal mit großem Herzklopfen, wenn Stockungen zu entstehen drohten oder meine Sätze eine ganz andere Form erhielten. Der Freiherr von Stein trug im Zimmer beständig einen Pelz, wahrscheinlich weil er aus Rußland kam, und Präsident Schön sah aus wie einer von den Vettern aus Bremen als Schulmeister. Zuletzt gestaltete sich der Auszug der Freiwilligen ziemlich dürftig, fand

aber auch Beifall, und ich wurde hervorgerufen. Der Erfolg sei „sehr anständig“ gewesen, versicherte Woltersdorff. Ich hielt ihn an diesem Abend natürlich für viel bedeutender. Aber er behielt recht und wollte recht behalten. Wahrscheinlich anderer Dispositionen wegen ließ er die Wiederholung ganz schnell folgen, der Kassenrapport lautete nicht günstig und das Schauspiel „Unser General York“ verschwand vom Repertoire. Tantieme — 14 Thaler 5 Silbergroschen!

So weit meine dramatischen Anfänge. Sie mögen manchen unserer jungen Autoren trösten, wenn es ihm so schwer gelingt, sein erstes Stück auf die Bühne zu bringen. Und von dem „sehr anständigen“ bis zum „durchschlagenden“ Erfolge — wie weit ist's da meist noch!

Felix Dahn.

Mein Erstling: „Harald und Thyra."

Von

Felix Dahn.

In dem ersten Band meiner „Erinnerungen" habe ich dargestellt, wie die ersten lyrischen Dichtungen des vierzehnjährigen Knaben im Jahre 1848 durch Lenz, „Liebe" (!) und die Begeisterung für Aufrichtung eines einigen und freien Vaterlands hervorgerufen wurden. Schon vorher war, angeregt durch Homer einerseits, Schiller andrerseits, ein Schauspiel entstanden: „Die Entführung der Persephone": nun (1849) wirkten abermals Homer und die mittlerweile kennengelernten Romantiker dahin, ein Heldengedicht in Hexametern zusammenzubauen, welches unter dem Namen „Die bezauberte Rose", — aber unabhängig von Ernst Schulze — die Abenteuer deutscher Ritter im Morgenlande, jedoch unter der Herrschaft der olympischen Götter !) darstellt. Diese kindischen Stammelungen sind gleichwohl

bereits bezeichnend für die Eigenart der Stoff-Wahl und auch der Stoff-Behandlung in der Folge.

Meine erste veröffentlichte Dichtung ist die Erzählung in Versen „Harald und Theano" (Berlin 1854): völlig frei erfunden, hat sie im wesentlichen folgenden Inhalt.

Der erste Gesang beginnt mit einer Hymne, die in dem Tempel der Aphrodite in Paphos, der Hauptstadt von Cypern, ein großes Fest eröffnet. Der Statthalter des Imperators Galerius, Phalanthos, hält ein bacchantisch üppiges Mahl, das alle Züge der griechisch-römischen Sittenentartung und Ausschweifung jener Zeit (ca. 300 n. Chr.) entfaltet. Sein würdiger Schwelgegenoß, Krates, fordert als der Feier Schluß und Krönung, daß den Gästen Zugang gewährt werde zu den hundert neu eingetroffnen jungen Priesterinnen der paphischen Göttinnen, die von der üppigen Oberpriesterin, der Hetäre Lysania, in der Cella des Tempels eingeschlossen gehalten werden. Allein Lysania erklärt den stürmisch Andrängenden, nur um Einen Preis sei ihr der Schlüssel zu der Cella feil. Trunknen Sinnes verspricht Phalanthos im voraus jeden geforderten: die Priesterin verlangt Preisgebung der Christengemeinde der Insel, die der Statthalter gegen des Imperators Befehl bisher geschont hat, weil seine jungfräuliche Schwester Theano, zwar noch nicht getauft und noch zwischen dem Olympos und Golgatha schwankend, seine Milde für die frommen Eiferer angerufen hat. „Mit Vergnügen" giebt Phalanthos die Schächer preis und entsendet sofort Alexandros, den Führer seiner Lanzenträger, die in der Olivengrotte zu frommer Andacht Versammelten zu ergreifen, sie sollen verbrannt werden, oder die Männer als Gladiatoren kämpfen.

Aber mit wem? O mit den Barbaren, die gewiß demnächst der Feldherr Volero aus den Germanen-Raubschiffen einbringen wird, gegen die er ausgesegelt ist. Darauf giebt Lysania den Schlüssel; die halb Trunkenen stürzen in die Cella und die inneren Gemächer, zerren die hundert jungen Priesterinnen heraus, schwingen sie in immer wilderem Reigen, Phalanthos stellt ein üppig Weib aus Alexandria neben das Marmorbild der Aphrodite auf den Altar: „Steig nieder", ruft er, „Amathusia, du bist besiegt, verhüllter, nackter Stein, Sieh', dieses warme Leben spricht dir Hohn, Du, Kleopha, sollst unsre Göttin sein!" — und reißt von ihrer Schulter die Hülle: der wilde Rausch und Reigen erreicht den Gipfelpunkt, da:

„Herein zur Saalthür, blutbedeckt und bleich,
Stürzt Volero, der Feldherr: „Wehe, weh!
Ich bin zu Land geschlagen und zur See!
Das Heer ist hin, die Flotte ist verloren,
Und die Germanen stehen vor den Thoren!" —
Er ruft's und bricht zusammen: und vom Feste
Wirr auseinander stiebt der Schwarm der Gäste".

In schärfstem Gegensatz zu dieser schrill abgerissenen Orgie bringt der Anfang des zweiten Gesangs der Erzählung den frommen Betgesang der in der Olivengrotte versammelten Christen. Zwischen dem Greis Josephus, dem altehrwürdigen Haupte der kleinen Christengemeinde und Theano entspinnt sich nun ein Zwiegespräch, davon ausgehend, daß die schöne Jungfrau das Lied nicht mitgesungen hat, dessen äußerste Verwerfung der Weltfreude sie nicht zu teilen vermag; sie schwankt noch zwischen den so heiligen und reinen, aber allzu weltverachtenden, ja welthassenden Lehren des Josephus und dem natürlichen Hang zur Freude, zum Genuß des Schönen. Beide Weltanschauungen, die noch unverderbte, antike und die schroffe

Erdenflüchtigkeit der ersten Christen werden hier einander entgegengestellt. Theano gesteht, daß ihre unbefriedigte Seele eine tiefe Sehnsucht nach geahntem Glück erfüllt habe: statt dessen ein Josephus erschienen mit dem Gebot, allem Glück zu entsagen. Das Gespräch wird unterbrochen durch eine Schreckensbotschaft. Asra, ein indischer Königsknabe, auf Cypern als Geisel gehalten, etwa 16 Jahre alt und in unausgesprochener Liebe zu Theano erglühend, eilt herbei mit der Meldung, daß auf Phalanths Befehl Alexander mit den Lanzenträgern herannahe, die Christen in Kerker und Tod zu führen. Auf dem Fuße folgen ihm die Häscher, vergebens sucht Theano sie abzuhalten, vergebens ruft Josephus Gott um ein Wunder an, verzweifelnd klagt die Jungfrau:

„Euch ist nur Tugend leidendes Entsagen ...
Und diese Stunde ruft wie all mein Leben:
„O wo ist Kraft der Handlung? Wo ein Mann?“ “ —

„Hier ist ein Mann!“ schallt eine starke Stimme aus dem, den Hintergrund der Grotte verbergenden Tamarinden-Gebüsch und hervor tritt ein gewappneter Krieger. Er erklärt kurz seine Anwesenheit; als Führer der Sachsen auf dem andern Ende des Eilands gelandet, zog er auf Späße aus, des Mittags Hitze ließ ihn Kühlung in der Grotte suchen, wo er unentdeckt der später gekommenen Christen Andacht belauscht. Die tiefe, ernste Weise hat wohl Eindruck auf ihn gemacht. Er trennt mit der Hand die Reihe der Lanzenträger und ruft mit seinem Hifthorn die Gefährten aus der Nähe herbei — gewaltige Kriegergestalten, geführt von dem alten Skalden Hilge und dem jungen, freudigen Häko. Harald befiehlt, die geretteten Christen auf seinem Drachenschiff zu bergen, den Griechen gewährt er freien Abzug, auch Theano, mit der er innige Blicke

und kurzen Abschied tauscht. Den scherzhaften Rat Freund Hakos, das schönste aller Weiber doch als Beute zu behalten, weist er ab mit den Worten: die Seele müsse doch sie selber geben, könne Gewalt nicht rauben: „und wo ist besser sie indes geborgen, als in der Stadt, die wir erobern morgen?“

Der dritte Gesang schildert — lebendig, wie ich glaube, — das Treiben der Germanen in ihrem Schiffslager am Strande des blauen Griechenmeers vor den Mauern von Paphos; sie freuen sich der herlichen Natur des Südens; sie benutzen die Statuen des Ares und des Apollon als Scheiben für ihre Wurfübungen, sie schlürfen den köstlichen Cyprier — ungemischt — aus ihren Sturmhauben, sie tummeln sich mit allerlei Schwimmkünsten in dem lauen Meere; dazu tönt von Haralds Schiff herab in schroffstem Gegensatz der schwermütige Bußgesang der Christen und „mancher Sachse auch, den wucht'gen Leib behüllt mit seiner zott'gen Bärendecke, liegt müßig hingestreckt auf dem Verdecke“. Da wird dem alten Heiden Hilge der Ton der Demut und die Verwerfung von Kraft und Kampf etwas langweilig, er schüttelt den Kopf, greift in die Harfe und singt ein anfeuerndes Lied, das schließt:

„Wir sind von des Hammergottes Geschlecht
Und wollen sein Weltreich erben“.

Begeistert von dem Lied fahren die Sachsen in die Waffen, Harald springt auf und befiehlt den Sturm auf die Stadt.

Auf den Mauerzinnen führten kurz vorher der jugendliche Feldherr Volero und sein grauhaariger Legat Cornelius ein Gespräch, in dem jener trotz der vorübergehenden Verdunkelung den unverlöschlichen Glanz der ewigen Roma behauptet, während dieser von Ekel

an der tief versunkenen Römerwelt ergriffen, an der Zukunft Roms verzweifelnd, an Roms Götter nicht glaubend, ein echter Stoiker, nur den Rückzug des sich selbst genügenden Geistes aus der Welt, aus dem verlornen Vaterland in die eignen Tiefen lehrt. „Nein," ruft Volero, „ein Gottesurteil zwischen uns beiden bilde die Schlacht. Sieh' zum Angriff die Barbaren toben, wohlan, ich bleibe nicht hinter den Wällen, hinaus zur offnen Feldschlacht, vors Thor hinaus und wehe den Barbaren". Er führt seine Legion zum Ausfall, Volero verwendet alle überlegene Kriegskunst des zangengleichen Umfassens und giebt selbst das Beispiel höchster Tapferkeit. Hoch zu Roß fliegt er herbei, dem Adlerträger, schon zur Flucht gewandt, reißt er das Zeichen aus der zagen Hand und führt die Seinen bis hart an die See. Allein zornig tritt ihm hier Harald entgegen: der Hochragende legt die Waffen ab, fängt die Schwerthand, die den tödlichen Streich auf ihn führen will, fest am Knöchel, ergreift mit der Rechten den Reiter am Genick und schleudert ihn samt Adler und Helm und Schwert hoch vom Gaul herab ins Meer. Da entschart das Entsetzen die Kohorten zur wilden Flucht in die Stadt: vergebens sucht der Legat die Schlacht zu stellen, die Fliehenden reißen ihn mit fort: er blickt Volero in das Meer nach und mit dem bittern: „Dein Gottesurteil!" fällt er in sein eigen Schwert. Die Sachsen dringen mit den Flüchtlingen zugleich in die Thore der Stadt, aus welcher die Besatzung auf die feste, steile Hochburg — die Akropolis — sich rettet, während auf dem Schlachtfeld und in der brennenden, geplünderten Stadt die Christen, ihre fromme Weise singend, zugleich ihrer Verfolger, der Römer, wie der Barbaren Wunden pflegen.

Der vierte Gesang schildert, wie die Germanen in der eroberten Unterstadt hausen, ein wenig bärenhaft, aber gutmütig: Harald hat sich in dem Arestempel einquartiert, Hâko kommt gerade recht zu dem von einem reichen Römer bereiteten Schmause, den die erschrocknen Gäste nun mit den Siegern teilen müssen, zwei Sachsen sind im Begriff sich die Schädel zu spalten im Streit um ein schönes Marmorrelief, Eros und Psyche darstellend, das jeder für sich als Beute in Anspruch nimmt: als aber statt dessen Hâko mit der Streitaxt Eros und Psyche auseinander haut und jedem die Hälfte des Steines reicht, sind sie des hoch zufrieden:

„Brav," rufen beide — „scharf geteilt und gleich,
Man kann nicht sehn, ob Ein Stück größer sei".

Einstweilen sehen die auf die Akropolis geflüchteten Römer und Griechen ihren Untergang voraus, sobald die Barbaren stürmen: sie sind nicht abzuwehren. Da erteilt Alexandros, der die zärtlichen Blicke und Worte des Abschieds zwischen Harald und Theano wahrgenommen, den Rat, auf dieser Neigung die eigne Rettung und der Germanen Untergang zu erbauen. Theano selbst soll als Friedensbotin zu dem schrecklichen Sachsenherzog hinab steigen und ihm im Namen Phalanths als Preis für friedlichen Abzug versprechen — ihre Hand. In Wahrheit aber soll Harald allein und ohne Waffen auf die Burg gelockt und hier ermordet werden, während gleichzeitig ein Überfall die führerlosen, ahnungslosen Barbaren unten in der Stadt vernichtet. Phalanthos geht darauf ein; Theano, zuerst durch das Ansinnen, sich selbst anzubieten, schwer erschüttert, willigt bald ein, in Überwindung der Scheu die Ihrigen in hochherziger Gesinnung zu retten, da sie an Haralds Gefühl nicht zweifelt.

Manches in der nun folgenden Liebesscene, sowie auch in den früheren Schilderungen könnte ich jetzt — nach 40jähriger Schulung in der Form — auch nicht schöner machen als damals. Folgende Verse haben Prof. Dr. Lorenz zu Stettin vor andern Stellen zur Wahl des Gedichtes für einen Operntext gedrängt: nachdem Harald sich feierlich, die Sterne als Zeugen anrufend, Theanos Gürtel mit der Linken ergreifend, mit der Rechten die Streitaxt erhebend, der Jungfrau verlobt hat, und beide ihre unbewußte Sehnsucht nach der geahnten Seele ausgesprochen haben, ihre Erwartung dereinst nahenden, nie gekannten Glückes, sagt Harald:

„Du bist der Waldfrau gleich, die zieht mit Klingen
Durch Eichenwipfel hoch im Schwanenwagen,
Und wer sie schaut im Glanz dahin getragen,
Vergißt des Hornrufs und der Waffen Schimmer;
In seiner Brust will ihm das Herz zerspringen,
Er muß sie anschaun und ihr folgen immer
Wohin ihn lockt das Glänzen und das Klingen."

Harald nimmt alle Vorschläge Phalanths — aus diesem Munde! — an und verspricht am kommenden Tag ohne Waffen und ohne die wilden Seinen — beider Anblick könnte leicht die Rache wecken — auf die Burg zu kommen. Theano kehrt durch die Nacht zurück, unvermerkt begleitet von Asra, der ihr gefolgt war, sie zu schützen und — sehr trauererfüllt — Zeuge ihres Liebesglückes ward.

Der letzte Gesang erzählt, wie Harald den Seinen den in der Nacht geschlossenen Friedensvertrag mitteilt; sie billigen ihn, warnen ihn jedoch, allein und waffenlos die Feinde aufzusuchen. Hilge wirft, die Götter um den Ausgang zu befragen, die Runenlose: Harald verlacht die ungünstige Antwort und eilt waffenlos zu der Geliebten. Hâko veranstaltet in der Stadt mit den Genossen ein Siegestrinkgelage,

und nur der alte Hilge hält mit dem Haraldshorn Hochwacht auf dem Thor des Weges, der nach der Burg hinaufführt, in der leeren Nische einer gestern zertrümmerten Viktoria. Einstweilen hat Phalanthos der Heimgekehrten, die selig die Einwilligung des Herzogs berichtet, seine wahre Absicht enthüllt und die in Ohnmacht Sinkende im Frauengemach eingeschlossen. Umsonst will Asra den Bedrohten warnen: er kann nicht aus dem versperrten Burghof; er erfährt überdies, daß der Willkommbecher, den Harald gleich beim Anfang des Mahles trinken soll, vergiftet ist, so daß, entkam er durch ein Wunder den Dolchen der Übermacht, er doch unheilbar den Tod im Leibe trägt. Asra, der nicht warnen kann, opfert sich auf: er trinkt den vergifteten Becher leer und füllt ihn mit anderem Wein und legt sich auf Theanos Schwelle. Harald kommt, vermißt Theano und entdeckt alsbald den Mordplan, da Phalanthos sich mit allen Zeichen des Entsetzens sträubt, nach germanischem Brauch den Willkommbecher zuerst dem Gaste zuzutrinken. Im selben Augenblick hallt ihm von der Stadt her sein eigen Hifthorn und seiner Sachsen Schlachtruf ins Ohr. Der alte Hilge hatte treu gewacht: wie Alexandros mit den Lanzenträgern durch das Thor dringen und die Zechenden überfallen will, schmettert ihm Hilge die Trümmer der Viktoria auf das Haupt, und ruft mit Haralds Horn rechtzeitig die Freunde zu den Waffen; sie verjagen die Angreifer, dringen gegen die Burg und erklettern die Mauern.

Einstweilen hat Harald zwar durch einen Faustschlag auf die Stirn Phalant getötet und, mit dem runden Schenktisch von Erz an Schildes Statt sich deckend, aus dem Saal fliehend, den offnen Hof

gewonnen: aber im Augenblick, da Hâko das Thor einschlägt und die Sachsen herein stürmen, trifft den Panzerlosen ein Wurfspeer in den Rücken.

Bittrer als der Todesschmerz quält ihn der Gedanke, Theano habe ihn verräterisch herauf gelockt. Jedoch sterbend verscheucht Asra dieses Gewölk und mahnt, die Eingeschlossne aus den Flammen zu retten. Hâko springt mit der Befreiten jauchzend hernieder aus dem brennenden Söller: Harald sieht in ihr die Walküre, die ihn zu Wotan nach Walhall holt.

Auf Hilges Mahnung zieht Theano selbst, auf daß der dem Tod Verfallne nicht noch länger leide, mit eigner Hand den Speer aus der Wunde. Harald stirbt, die Seinen trauern; nun gewinnt Josephus leicht Theano selbst für die Lehre der Entsagung: und während die Sachsen die Leiche ihres Herzogs, von Siegeskränzen bedeckt, auf dem Drachenschiff gen Norden führen, segelt hinter ihnen das Christenboot, auf dem Theano als Heidenbekehrerin Josephus begleitet. Nachdem die römische Burg in Asche gesunken, schließt das Gedicht mit der „Haralds-Drapa" des alten Hilge auf dem Drachenschiff und dem darauf folgenden Bußgesang der Christen:

„Muß in Asche auch vergehen,
Was wir stark, was lieblich sehen,
Aller Stolz und Schmuck der Zeit, —
Gottes Gnade ohne Wanken,
Gottes Liebe ohne Schranken
Waltet fort in Ewigkeit!"

Man sieht, die Dichtung enthält im Keime, nach Inhalt und Gestaltungsweise, so ziemlich den ganzen späteren „F. D.": das Germanische, zumal das Heldenhafte und das Heidnische, im Gegensatz zu dem bei aller Verehrung ein wenig kühl behandelten

asketischen Christentum, die auf dem Gipfel üppigster Kultur bereits von Fäulnis ergriffene hellenisch-römische Welt, das Gegeneinanderwirken dieser drei Kräfte: übermäßige Weltlust des Altertums, Weltflucht und Weltverachtung des Christentums, rauhe, ja rohe, aber zukunftreiche, kraftstrotzende Welt-Erkämpfungs-Freude des Germanentums; endlich fehlt auch nicht der philosophische Zug, das Aufwerfen der Fragen nach dem „Warum"?, die trauervolle, aber doch nicht „pessimistische", — denn tragische — Erkenntnis, daß nicht das Glück der Menschen der „Zweck" der Welt, daß eine unerfaßliche Notwendigkeit, — das „Weltgesetz" — die unsere Geschicke beherrschende Macht und daß ihr gegenüber nur heldenhafte Pflichterfüllung und Entsagung — aber ohne krankhafte Verbitterung! — das Menschenwürdige sei. —

Wie haben sich nun aber in dem kaum Zwanzigjährigen jene seltsam gemischten Gedankenverbindungen zusammengefunden?

Die Begeisterung für die Antike, welche niemals in mir unter der Freude an dem Germanischen, unter meinen wissenschaftlichen und dichterischen Arbeiten an altgermanischen und mittelalterlichen Stoffen zu leiden oder Verringerung zu erfahren gehabt hat, ward schon in dem Knaben geweckt durch die Münchener Glyptothek und durch Homer: ich war ein schlechter Schüler gewesen bis in die „I. Gymnasialklasse" („Unter-Sekunda"): hier lernte ich Homer kennen und ward ein mittelmäßiger, zuletzt ein guter: erst jetzt sah ich ein, daß der Gymnasialunterricht nicht lediglich deshalb erteilt werde, auf daß die Herren Gymnasiallehrer etwas zu thun hätten. Homer wurde grundbauend für all' meine ästhetische Schulung. Von meinem Elternhaus im „Englischen Garten")

aus sah ich mitten in diesem deutschen Wald auf den kleinen hellenischen Säulentempel, den „Mono-Pteros“: diese Verbindung von Antikem mit Germanischem wurde sinnbildlich bedeutsam für meine gesamte dichterische Entwicklung: beruht doch auf dieser Verbindung unsere ganze deutsche Bildung: und die Verdrängung des Hellenischen (auch des Lateinischen) aus unsern Schulen wäre Rückfall in Barbarei. Homer, Lessing, Schiller und Goethe werden uns durch die Herren Zola, Ibsen, Holz, Schlaf und Mitthäter nicht ersetzt werden.

Mein Verhältnis zu den christlichen Bestandteilen in unserer so buntscheckig — aus zum Teil widerstreitenden Dingen — zusammengesetzten Bildungsgestaltung liegt schon in „Harald und Theano“ ausgesprochen: bei der höchsten Ehrfurcht vor der Gestalt Christi die helle Erkenntnis der Gefahren und Schäden, welche durch Mißverständnis und Verzerrung seiner Lehren über die Menschheit gebracht worden sind. Auch die philosophische Weltanschauung stand damals — wenigstens in ihren Grundlagen — bereits fest: schon auf dem Gymnasium hatte ich viel in Plato, Aristoteles, Spinoza gelesen: auf der Universität hatten sich dann gar bald unter der Führung meines großen Lehrers Karl von Prante jener objektive Idealismus, jener (durchaus nicht materialistische!) Monismus und jene tragische (durchaus nicht pessimistische) Entsagungslehre ausgebildet, welche, ob zwar später, zumal auf dem Gebiet der Rechtsphilosophie, reicher entwickelt und tiefer begründet, schon damals sicher gewonnener Boden waren.

Weiter das Germanische, das Heldenhafte: in der Schilderung meiner Knabenzeit (Erinnerungen I) ist erzählt, wie schon vom

9. Jahr an bis ins 16. die ganze Wildheit und Kampfesfreude eines süddeutschen „Buben", aber auch die Begeisterung für germanische Heldenherrlichkeit von Armin bis Blücher sich in dem großräumigen Elterngarten austobten und ausflammten in den Ritterspielen mit gleichgestimmten Jugendgenossen, in oft recht blutigen Kämpfen mit Schwert und Lanze, Wurfspeer, Streitaxt, Schleuder und Armbrustspiel, welche von Reden der Gesandten und von Ansprachen der Fürsten an die Heere vor der Schlacht abgelöst wurden. Auf der Universität und in den nächstfolgenden beiden Jahren war ich dann durch den unvergleichlichen Kenner des Nordgermanischen, Meister Konrad von Maurer, in die Germanistik eingeführt worden und alsbald trieb ich, zumal durch Jakob Grimm, mit dem ich später in Briefwechsel trat, angefeuert, diese Forschungen mit einer Begeisterung, welche nachhaltig gewesen ist: denn sie hat mich auch heute — nach 40 Jahren — noch nicht verlassen. In einer — wie ich glaube — nicht unglücklichen Vereinigung haben mir meine Arbeiten in den germanischen Quellen die Grundlagen meiner wissenschaftlichen und zugleich die Stoffe zu meinen dichterischen Werken geliefert, ohne daß ich doch je — dessen darf ich mich, ohne Eitelkeit und ohne Widerspruch befürchten zu müssen, berühmen — die Einbildungskraft des Dichters in die wissenschaftliche Forschung hätte eingreifen lassen. So erinnere ich mich ganz genau, welche Quellenstelle mir den Stoff und die Anregung zu dem Germanischen in „Harald und Theano" gab: es war die Schilderung, welche Tacitus im XIII. Kapitel der „Germania" von der Gefolgschaft entwirft.

Was endlich die Form und die künstlerische Gesamtbehandlung

der kleinen Dichtung anlangt, so ist die Geschichte dieses Erstlingswerkes bezeichnend und bedeutsam für meine ganze spätere Entwicklung in diesen Dingen geworden. Zweimal hatte ich schon mit dem 14. Jahre Verse gemacht und für dieselben den Beifall auch Unbefangener, z. B. meines Lehrers, gefunden. Aber wenn „nur die Lumpe bescheiden" sind, bin ich von jeher ein arger Lump gewesen und geblieben bis heute, da ich mich, unerachtet mancher nicht ganz unerheblicher Erfolge, auch jetzt noch, in aufrichtiger Selbsteinschätzung, lediglich für einen Dichter dritten Ranges halte. Ich war also und bin sehr weit entfernt von der überraschend guten Meinung, welche gar manche andere Leute, zumal nicht unbewährte, von sich hegen: sie haben freilich den Vorteil, schon hierdurch zu beweisen, daß sie keine „Lumpe" sind. Ich zweifelte also damals (1853/54) sehr lebhaft an meiner dichterischen Begabung und beschloß, diese erste größere Dichtung zu einer Art Gottesurteil zu verwerten: d. h. ich schickte sie zur Beurteilung unter angenommenem Namen an jenen Dichter, der unter den Lebenden (— Platen war gestorben —) den größten Einfluß auf mich geübt hatte, was die Schulung in der Form, die Reinheit des Reims, die allmählich zu erlernende Meisterung der deutschen Sprache überhaupt betrifft: an Friedrich Rückert in Neuseß; ich gelobte mir, falls er diese Probe verwarf, nie im Leben mehr einen Vers zu schreiben. Bang waren die Tage der Erwartung. Endlich traf die Entscheidung ein: sie überflog um Sternenhöhe meine kühnsten Hoffnungen: Rückert lobte in den wärmsten Worten fast ausnahmslos alles, was an einem Kunstwerk überhaupt getadelt oder gelobt werden mag: er bejahte auf das entschiedenste meine Frage, ob mir dichterische

Begabung innewohne, ermahnte eindringlich, sie zu pflegen und lud mich in sein Haus.

Ich kam gar bald und es erwuchs in jenen Neuseßer Tagen ein Band, das mich über Rückerts Tod hinaus mit den Seinen weihevoll verknüpft gehalten hat, so daß sie darauf bestanden, bei der Enthüllung seines Denkmals zu Schweinfurt (18. Oktober 1890) dürfe ein Wort von mir, dürfe ich selbst nicht fehlen. —

Er verstattete damals, daß ich seine dem unbekannten Verfasser von „Harald und Theano" gesandten Verse an die Eingangsthüren des Büchleins setzen durfte, sie lauten:

„Diesmal brachte der Mai mir weniger Blüten im Garten,
Doch aus der Fern' ein Lied brachte mir reichen Ersatz:
Duftige Blüten aus Nord und aus Süd: „Harald und Theano" —
Liebliche Knospe, die noch reichere Früchte verheißt".

Die Erfahrung, die man häufig — freilich nicht immer: siehe Schiller! — macht, daß das Erstlingswerk eines Dichters vorbildlich, bezeichnend für seine ganze Eigenart, bedeutsam für seine ganze Entwicklung erscheint, wird also durch meinen Fall vollauf bekräftigt.

Die dramatisch bewegte Handlung der Dichtung neben ihren lyrischen Stellen und den epischen Schilderungen macht sie für einen Operntext wohl verwendbar. Gern gab ich daher dem Vorschlag des oben erwähnten trefflichen Komponisten statt und arbeitete sie zu einer Operndichtung um, in der ich jedoch Harald noch rechtzeitig gerettet werden und Theano heimführen ließ und neben dies ernste Liebespaar ein heiteres stellte in Hâko und der neu erfundenen Freundin Theanos, Glauke.

Einen großen Teil der Komposition hörte ich, Soli, Chor, Orchester, zu Stettin unter Leitung von Prof. Lorenz und fand

alles ganz ausgezeichnet. Aber noch viele Jahre mußte der Wackere warten, bis die Aufführung auf einem Theater erzielt war. Auch München (Levi) und Berlin (Herr Graf von Hochberg, Excellenz) lehnten ab: hier ward auch mein Text beanstandet: ein „Sachverständiger", wahrscheinlich Wilhelm Scherer oder Erich Schmidt, verwarf es, daß an einer Stelle der Altar der Christen „Kreuz-Altar" genannt wurde. Kreuz-Dienst, Kreuz-Form, Kreuz-Anbetung darf man sagen, aber ja nicht „Kreuz-Altar".

Endlich im vorigen Jahr ward die Oper auf der Hofbühne zu Hannover aufgeführt: wie ich hörte, mit bestem Erfolg: der anwesende Meister wurde auch mit wohl verdientem Beifall geehrt. »Habent sua fata libelli«.

Im Jahre 1885 erschien bei Adolf Titze eine von Johannes Gehrts sehr schön illustrierte Ausgabe der kleinen Dichtung. Aber von den 1000 vor 39 Jahren erschienenen Exemplaren sind noch immer welche zu haben, obwohl nun mein Name durch andere Dichtungen ziemlich bekannt geworden ist. Aber nicht einmal die Neugierde kann die Deutschen verlocken, Verse zu lesen oder doch — zu kaufen. Während von meinen Romanen von Oktober bis Weihnachten 5000 Exemplare verkauft zu sein pflegen, sind noch nicht tausend verkauft von meiner vor 4 Jahren erschienenen Dichtung Rolandin, die ich zu dem allerbesten zähle, was ich geschrieben. Aber es sind — Verse!

Julius Wolff

Mein Erstling: „Till Eulenspiegel redivivus."

Von

Julius Wolff.

Genau zwanzig Jahre ist es her, daß mein — nicht zuerst gedrucktes, aber zuerst von mir geschriebenes Buch erschien, „Till Eulenspiegel redivivus".

Mein zuerst gedrucktes Buch war das „Aus dem Felde", Kriegslieder, eigentlich mehr Kriegsbilder, unter den Eindrücken und Erlebnissen im deutsch-französischen Kriege auf feindlichem Boden entstanden und Ende 1871 in einem Bändchen herausgegeben, das im Buchhandel längst vergriffen ist.

Die erste Niederschrift von „Eulenspiegel" begann und beendete ich im Jahre 1869 in Quedlinburg, wo ich damals noch lebte. Schüchterne, ziemlich ungeschickte Versuche, ihn zu Verlag und Druck zu bringen, noch dazu an den unrechten Stellen gemacht, scheiterten

und wurden damals nicht von mir fortgesetzt. Soviel ich mich erinnere, spürte ich keinen starken Trieb in mir, meine Dichtung gedruckt zu sehen. Das Dichten hatte mir Freude gemacht, reichliche Mußestunden beglückend ausgefüllt, und mir war nun zu Mute, als hätte ich mir in leichtfüßigen Versen etwas von der Seele heruntergeschrieben, was mich unwillkürlich zum Aussprechen gedrängt hatte. Die ersten Verse waren es nicht, die ich dabei schmiedete. Damit habe ich sehr früh angefangen, denn wenig über zwölf Jahr alt, verfaßte ich mein erstes Gedicht, ein fünf- oder sechsstrophiges Neujahrsgedicht, an meine Eltern gerichtet; — nun, es war auch danach! ich glaube, ich habe es noch. Dennoch widerfuhr meinem Machwerk und mir die Ehre, daß meine Eltern mir anfangs gar nicht glauben wollten, es ohne fremde Hilfe fertig gebracht zu haben, was mich nachdenklich und eitel machte. Frühreif war ich keineswegs, bin im Gegenteil, bei guten natürlichen Anlagen und trotz meines von Kindheit an sehr lebhaften Temperaments, in meinen Verstandeskräften und Charaktereigenschaften immer sehr langsam und demzufolge sehr spät gereift. Aber die poetische Ader, die doch wohl in mir schlagen mußte, regte sich ungezwungen und fast unaufhörlich. In den vierundzwanzig Jahren von jenem Neujahrsgedicht bis zu den Liedern aus dem Felde entstanden eine Menge kleiner und größerer Gelegenheitsgedichte von verschiedentlichem Inhalt und wechselnder Form. Ich hielt sie aus angeborener Scheu vor der Öffentlichkeit streng geheim wie etwas Unerlaubtes, Verbotenes, und erst in späteren Jahren, als mir die Übung etwas mehr Sicherheit in der Handhabung der Sprache und des Versmaßes verlieh, wagte ich es, dann und wann einmal eines

in irgend einem kleinstädtischen Wochenblättchen, natürlich anonym, abdrucken zu lassen. Fanden sie Beifall bei den Lesern, was meist der Fall war, so lachte ich mir ins Fäustchen und nannte mich nicht als Verfasser. Nur wenige von den vielen mögen noch vorhanden sein, und das ist recht gut, denn ich bin überzeugt, sie verdienten alle nichts weniger als die Unsterblichkeit.

Wie ich nun endlich dazu gekommen bin, mich einmal an ein größeres „Werk" heranzumachen, weiß ich selber nicht mehr.

Es mag mich wohl „die Lust am Fabulieren" und „der Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug" dazu getrieben haben, die jedem Poetlein im Blute stecken und ihn zum frischen, fröhlichen Schaffen aufstacheln.

Volkstümliche Sagen- und Heldengestalten waren sowohl in meiner Lektüre wie in meiner Phantasie von Jugend auf meine Lieblinge, und namentlich Till Eulenspiegel hatte es mir angethan, von dem — kaum glaublich, aber wahr! — unter den schlichtesten Leuten meiner kleinen, alten Vaterstadt noch allerhand abenteuerliche Geschichten von Mund zu Mund gingen. Im Jahre 1864 trat ich einmal auf einem Polterabend in der wohlkostümierten Rolle des Kneitlinger Bauernsohnes aus dem vierzehnten Jahrhundert auf, weil ich eine, allerdings nur sehr lose Beziehung zwischen ihm und dem mir befreundeten Bräutigam herausgefunden hatte, und verflocht in meinen gereimten Vortrag schon damals auch einen andern Freund meiner Seele, den Rattenfänger von Hameln.

Fahrende waren sie beide, und von Stund an ließ mir zunächst der jüngere von ihnen, Till, der Schalk und Schelm, der überall, wohin er kam, mit Bürgern und Bauern seine Possen trieb, keine

Ruhe mehr. Wie er später mir selber ein paar derbe Streiche spielte, werde ich weiterhin erzählen.

Aus dem ruhelosen, übermütigen Wandergesellen mit dem merkwürdigen Namen „Ulenspeigel", wie in der niederdeutschen Mundart ihres Heimatdorfes die Familie hieß, wuchs mir in meinen Gedanken und Vorstellungen allmählich etwas wie eine komische Idealgestalt, eine Verkörperung schlagfertigen, thatlustigen Humors empor, deren poetische Darstellung und Verklärung mich unwiderstehlich lockte. Er war in allen Landen wegen seiner Verkehrtheiten und Durchtriebenheiten bekannt und beliebt, denn das Volksbuch, das sie berichtet, hat in unzähligen Ausgaben eine Verbreitung gefunden wie, mit Ausnahme der Bibel, kein anderes Buch auf Erden. Aber die darin enthaltenen Narrenspossen in Versen nachzuerzählen war nicht meine Absicht. Mir schwebte der Plan vor und gewann in meinem Sinnen und Suchen immer deutlichere Gestalt, den alten Fahrenden auferstehen und leibhaftig, aber unerkannt die Gegenwart noch einmal durchwandeln zu lassen. Als lachender, die Welt und die Menschen mit ihren kleinen und großen Schwächen verspottender Philosoph mit Pritsche und Fuchsschwanz, als weiser Narr, der jedem Begegnenden gefragt oder ungefragt die Wahrheit keck ins Gesicht sagt, diesem ein Bein stellt, jenem eine Nase dreht, sollte er in meiner Dichtung erscheinen.

Ohne mir vorher mit dem Ausspinnen einer Fabel und Handlung lange den Kopf zu zerbrechen, ging ich frohgemut an die Arbeit, schrieb darauf los, was mir gerade einfiel, und die Verse flossen mir so leicht und rasch aus der Feder, als diktierte sie mir — nicht der heilige, sondern ein recht weltlich gesinnter Geist.

Auf den Inhalt des Gedichts will ich hier nicht eingehen. Wer das Buch gelesen hat, kennt ihn, und wer es nicht gelesen hat, nun — „De mag't jo woll nich mägen", tröste ich mich mit Fritz Reuter. Mir machte die Arbeit innigste Freude, und heute noch könnte ich mich selber um die sorglose Naivität beneiden, mit der ich mein erstes Buch geschrieben habe. Sie ist mir natürlicherweise längst verloren gegangen, so treu mir auch die hohe Lust am dichterischen Schaffen geblieben ist.

Ja, und dann war's fertig, d. h. was man so nach der ersten Niederschrift fertig zu nennen pflegt, denn nun fängt ja das Fatum eines Buches eigentlich erst an. Nach den schon erwähnten verfehlten Versuchen, es an den Mann zu bringen, ließ ich das Manuskript ruhig im Kasten liegen, und sein Schlaf störte meinen Schlaf nicht. Dann kam der französische Krieg, während dessen mir mein Till Eulenspiegel völlig aus dem Gedächtnis entschwand. Als ich aber aus Feindesland heimgekehrt und mit meiner Familie nach Berlin übergesiedelt war, hatte sich in meinen Verhältnissen, äußerlich und innerlich, manches verändert. Meine Kriegslieder, die zuerst vereinzelt in den von Franz Lipperheide herausgegebenen „Liedern zu Schutz und Trutz" erschienen, hatten weit mehr Beifall gefunden, als ich erwartet hatte; ich hatte überhaupt keinen erwartet, hatte an dergleichen gar nicht gedacht. Die Anerkennung jedoch, die ich dafür nicht nur von der zünftigen Kritik (Gott bessre sie!) hie und da erfuhr, sondern auch aus andern, mir bedeutsameren Zeichen merkte, gaben mir den Mut und das Selbstvertrauen zu weiterem Schaffen, auch für die Öffentlichkeit. Dazu kam die Erwägung, ob mir die praktische Pflege der Dichtkunst nicht auch zur Erwerbsquelle

werden könnte. Es sollte lange dauern, bis diese Hoffnung in Erfüllung ging; später hat sich das so leidlich gemacht, aber Lampenöl hat's gekostet.

Nun nahm ich mir meinen Till Eulenspiegel wieder vor, um ihn noch einmal durchzuarbeiten, doch viel habe ich damals nicht daran geändert, soweit ich mich entsinnen kann. Schon früher hatte ich die Idee einmal dem mir befreundeten Ferdinand Freiligrath in mündlicher Unterhaltung mitgeteilt. Dieser hatte mir den Plan gelobt und mir auf meine Bitte die Erlaubnis gegeben, das fertige Buch, wenn es einst das Licht der Welt erblicken sollte, ihm widmen zu dürfen. Ihm sandte ich nun das Manuskript nach Stuttgart und bat ihn, es mit seiner gütigen Fürsprache der Cottaschen Buchhandlung zum Verlage anzubieten. Nach einiger Zeit schrieb mir der Freund unter Rücksendung des Manuskriptes, der Lektor der Cottaschen Buchhandlung hätte meine Dichtung vorläufig abgelehnt; wenn es mir aber gelänge, die und die Mängel darin, die er mir namhaft machte, zu beseitigen, so wäre noch einige Aussicht auf Annahme vorhanden. Mit heller Begeisterung und einem Herzen voll Hoffnung fiel ich über mein Werk her, flickte und feilte mit fliegender Feder daran herum, und noch nicht zwei Wochen später war Till Eulenspiegel zum zweiten Male in Stuttgart. Aber da kam ein strenges „Oho!" von Ferdinand Freiligrath. Was ich mir denn eigentlich einbildete, schrieb er in freundschaftlicher Entrüstung; ich wäre verfahren wie ein Schneider, der einen verschnittenen Rock in ein paar Tagen wieder zurechtmeistert. Das hätte die Herren dort sehr verschnupft, und sie lehnten den Verlag nun ein- für allemal ab.

Nun hatten wir uns wieder, mein Till und ich; aber nicht für lange, denn nun begannen seine fröhlichen Wanderjahre. Von Verleger zu Verleger reiste er nun im deutschen Reiche herum, kam aber nach jedem einzelnen Ausfluge wie Noahs Rabe zu mir zurück, ohne in der Ferne Rast und bleibende Stätte gefunden zu haben. Geschriebene Worte brachte er stets mit, nichts als Worte, zwischen denen ich manchmal las, daß man ihn gar nicht gelesen hatte. Offenbar sträubte sich der Redivivus, in der Gegenwart öffentlich wieder zu erscheinen. Dieser mein Verdacht gegen ihn wurde noch bestärkt durch den ersten tückischen Streich, den er mir, seinem Wiederwecker, an seinem Grabe spielte.

Während er nämlich unverdrossen von einer deutschen Verlagsfirma zur andern fechten ging, besuchte ich eines Tages sein Grab, wenigstens seinen Grabstein in Mölln. O der ist sehenswert! nur hat er einen schlechten Platz und befindet sich gewiß nicht da, wo Till Eulenspiegel begraben steht, denn Till soll in aufrechter Stellung in das Grab versenkt worden sein. Der weit über zwei Meter hohe Stein befindet sich, befand sich wenigstens damals in einer Art Nische an der Außenwand einer Kirche und ist mit einer morschen, hölzernen Flügelthür verschlossen, zu welcher der Küster den Schlüssel hat. Auf diesem Stein ist in rohen, tief eingegrabenen Umrissen das lebensgroße Bild des Fahrenden zu sehen. Breitbeinig steht er da, mit einer Hand die Eule, mit der andern einen Spiegel emporhaltend. In den Gesichtszügen aber liegt soviel Lust und Übermut, soviel Keckheit und Bosheit ausgedrückt, daß ich mich halb darüber freute, halb mir davor graute. In Gedanken versunken stand ich lange davor; dann griff ich zu Papier und

Bleistift, um mir die Grabschrift von dem Steine zu kopieren. Aber da kam ich schön an! quod non! das wollte sich Till nicht gefallen lassen; er schickte mir einen strömenden Platzregen auf den Hals, der mich im Nu bis auf die Haut durchnäßte und mir buchstäblich die Grabschrift, ehe ich sie ganz kopiert hatte, vom aufgeweichten Papier in meiner Hand verlöschte. Das war in Mölln.

Ich konnte nun schon eine recht stattliche Anzahl von Körben aufweisen, die sich mein Till bei den Verlegern geholt hatte, und war darüber etwas kleinmütig geworden. Da flog mir eines Tages zu meiner großen Überraschung ein Verlagsantrag von selber ins Haus. Er kam, auf Anregung eines Bekannten von mir, von der Meyerschen Hofbuchhandlung in Detmold, die sich unter Zubilligung eines bescheidenen Honorars bereit erklärte, meine Dichtung in Verlag zu nehmen. Seelenvergnügt sandte ich ihr das Manuskript ein, und der Druck begann, ging aber sehr langsam von statten, denn ich erhielt wöchentlich zwei, höchstens drei Druckbogen zur Korrektur im Format von groß Oktav. Endlich, Mitte August 1874, empfing ich drei fertige, broschierte Exemplare, von denen ich eines sofort an Ferdinand Freiligrath sandte, den Freund, dem ich das Buch gewidmet hatte. Meine Freude war groß, sollte aber bald durch eine böse Nachricht gedämpft werden. Denn kaum ein paar Tage später erhielt ich von der Buchhandlung in Detmold die telegraphische Mitteilung, daß in der Nacht die Druckerei niedergebrannt und mit ihr auch die ganze Auflage meines Till Eulenspiegel in Flammen aufgegangen sei.

Dieses war der zweite Streich, den mir der närrische Kauz spielte. Noch einmal und noch in letzter Stunde sträubte er sich hartnäckig,

meiner Beschwörung aus dem Dunkel seines Grabes zu folgen und in das Licht der Gegenwart zu treten. Es half ihm aber nichts; er mußte es eben leiden, daß er nun noch einmal von vorn an neu gedruckt wurde. Und endlich, endlich erschien er wirklich als Redivivus, nachdem er mir seine Wiederbelebung schwer genug gemacht hatte.

Das Jahr darauf ging er in den Verlag der G. Groteschen Verlagsbuchhandlung in Berlin über und scheint sich nun in sein papiernes Wanderleben gefunden zu haben, denn wie er es einst vor einem halben Jahrtausend als fahrender Mann zu thun pflegte, schrieb er in diesen zwanzig Jahren an manches Haus in deutschen und in fremden Landen sein „Hic fuit".

Yours Gordon.

Wie ich anfing und wie ich in die Litteratur kam.

Von

Hans Hopfen.

Der Herausgeber der „Deutschen Dichtung“ hat an etliche Schriftsteller die Einladung ergehen lassen, die Geschichte der Entstehung und der Schicksale ihres Erstlingswerkes zu erzählen.

Es ist mir offen gesagt nicht leicht geworden, dieser liebenswürdigen Aufforderung zu folgen, denn ich hege eine tiefe Abneigung gegen alle autobiographischen Expektorationen von Künstlern und Gelehrten, wenn nicht ein besonderer anekdotischer Gehalt oder psychologischer Wert solche Veröffentlichungen unter allen Umständen empfiehlt und sie empföhle, wäre der Erlebende dieser Schicksale auch nicht in stiller Werkstatt, mit der Feder, dem Pinsel oder dem Meißel in der Hand berühmt geworden! Ein Goethe, ein Benvenuto Cellini mag die Denkwürdigkeiten seines Lebens, der Mit- und Nach-

welt zum Gewinn, veröffentlichen. Auch einem armen Mann im Tockenburg, der als Ziegenhirt in der Vergeinsamkeit über Shakespeare denken lernte, oder einem Theodor von Bernhardi, der mit allen treibenden Gestalten der neuesten Geschichte in Berührung kam, wird man dankbar für ihre Mitteilungen sein. Als ich aber unlängst auf zweihundert und mehr Seiten die theatralisch aufgeputzten Kinderspiele mitspielen mußte, mit denen ein frühreifer Balladendichter in seiner Knabenzeit die freien Stunden quasi heldenhaft totgeschlagen zu haben versicherte, als ich in einem anderen dicken Wälzer eine unendliche Galerie der langweiligsten Kathedermenschen des Genaueren kennen zu lernen und immer und immer wieder die Beteuerung entgegenzunehmen gewürdigt ward, daß der gewissenhafte Gelehrte in seinem vierjährigen Studentenleben auch nicht ein einziges Kollegium, und wär's das überflüssigste und einschläferndste gewesen, geschwänzt hat, so reute mich nur die verlorene Zeit, die des Knaben, wie die des Studenten, die des Lesers, wie erst recht die des begabten Autors, der uns leicht etwas Besseres hätte schaffen können.

Le moi est odieux, und wir Künstler sind ein eitles Volk. Sowie sich einer vor den Spiegel stellt, um sich in ganzer Figur zu betrachten, wird er schon verdächtig, eine Pose anzunehmen. Ein nach dem Spiegel gemaltes Bild wird selten dem Vorwurf entgehen, daß der Künstler sich mit liebenden Blicken voreingenommen betrachtet habe. Jeder kennt seine Vorzüge so gut und weiß seine Fehler zu schattieren. Aber ohne Spiegel geht's nun einmal nicht. Wer möchte darum die Selbstporträts der berühmten Maler von Raphael und Michel Angelo bis auf Böcklin missen! Sie haben die

Ehrlichkeit des Kunstwerks. Und weil sie vollendete Kunstwerke sind, gelten sie und werden bleiben. Wessen Leben aber an sich nicht schon hohen Reiz für jeden begabten Erzähler und wer nicht selber so viel Talent als Erzähler hat, daß er sein Leben wie einen fesselnden Ichroman niederschreiben kann, der lasse die Hand von einer Selbstbiographie. In jedes Dichters Werken ist so viel Selbsterlebtes verarbeitet, daß ihn nur selten die Lust anwandeln wird, aus den mit seiner Erfahrung verquickten und zusammengewachsenen Phantasiegestalten die quellenmäßige pragmatische Empirie seines Erdenwallens, zur Belehrung des verehrten Publikums, noch einmal herauszuschälen und zurückzudestillieren. Das beste, was du wissen kannst, darfst du auch in diesem Falle den Jungen doch nicht sagen. Und auf's Fabulieren kommt's auch hier an. Aber dann ist der Spiegel mit seinen schönfärbenden Lichtern schon wieder da. Wer möchte für eine nüchterne gewissenhafte vollständige Autobiographie des köstlichen Boz seinen David Copperfield darangeben? Wahrheit und Dichtung . . . Der größte und der menschlichste unter den deutschen Menschen hat mit diesen Worten auch den autobiographischen Nagel auf den Kopf getroffen.

Wie dem nun sei, es hat zu allen Zeiten gute Selbstbiographien gegeben, allein eine Geschichte des Erstlingswerks erschien mir als eine Neuigkeit, und ich konnte mich lange nicht damit befreunden.

Denn was ist das Erstlingswerk?

Ihr mögt daran tifteln und deuteln, so viel Ihr wollt, nach meiner festen Überzeugung ist es eben doch nimmer etwas anderes als eben das allererste Werk oder Werkchen, das eine Poetennatur fix und fertig aus sich herausgebiert.

Weil aber dies Ereignis sich fast bei jedem in früher Jugend, aus mangelnder Erfahrung und geringer Künstlerschaft zeitigt, so wird es ein unbrauchbares, lebensunfähiges Machwerk sein, eine Mißgeburt, der der Erzeuger selbst je eher desto besser den Kragen umdreht und sie ins Feuer wirft.

Er will nichts weiter von ihr wissen, er erinnert sich später kaum mehr dieses Stammelns. Unterhaltend mag dessen Geschichte ja zuweilen sein. Wem aber soll sie nützen?

Den ästhetisch Naseweisen etwa, die sich einbilden, wenn sie derlei Selbstgeständnisse unverfälscht und wahrheitsgetreu kennten, dann wüßten sie auch, wie's gemacht würde, ein Schriftsteller oder ein Künstler zu werden?

Die Armen im Geiste! Sie erinnern mich an jene Sorte Schwiegermütter, die, weil sie einmal geboren haben, nun einen Schatz von Erfahrung zu besitzen glauben, mit dem sie jeden Arzt und jede Hebeamme in schimpfliche Flucht zu jagen vermöchten.

Alle Production ist individuell verschieden.

Nichts ist individueller als geistige Arbeit. Jeder schafft in anderer Weise. Ja, ich möchte behaupten, selbst der einzelne schafft nicht alles in der gleichen. Jedes Werk reift im Empfänger auch die eigentümliche Art seiner Hervorbringung. Und weißt du, Fremdling, wie's einmal geschehen ist, so weißt du noch lange nicht, wie's weiter geschehen wird.

Wenn der große Schiller die Geschichte der Entstehung seines „Studenten von Nassau" erzählt hätte, wir wären vielleicht um eine Anekdote reicher — um einen Beitrag zur spekulativen Ästhetik kaum.

Oho, sagt dieser und jener, Schillers Erstling sind „Die Räuber".

Ich sage nein. Nicht was einer mit gereifter, wenn auch noch so früh gereifter Kraft nach zahlreichen Versuchen endlich als vollkommenes Werk hinstellt, ist sein Erstling, sondern sein allererstes Werk ist es.

Nicht dasjenige, das er zuerst hat drucken lassen, noch viel weniger das, was ihm zuerst einen Namen gemacht hat; der Erstling ist eben der erste und kein anderer. Der Sinn des Wortes giebt keiner anderen Deutung Raum.

Daß nicht viel dabei herauskommt, wenn man dessen Geschichte schreibt, kann ich nicht besser beweisen, als indem ich die meines Erstlings hier preisgebe.

Ich erinnerte mich heute wahrscheinlich dieses Erstlings ganz und gar nicht, wenn ich nicht unlängst meines unvergeßlichen Lehrers Heinrich von Sybels „Begründung des Deutschen Reichs unter Wilhelm I." gelesen hätte. Ich weiß nicht, hat das treffliche Werk den Verdunpreis nicht bekommen, weil es so populär geworden ist, oder ist es so populär geworden, weil es den Verdunpreis nicht bekommen hat; aber ich freue mich seiner großartigen Verbreitung, seiner allgemeinen Anerkennung. Es gehört zu den größten geistigen Genüssen, die mir seit Jahren geworden sind, in einer Zeit, die sich des Bewußtseins ihrer schicksalvollen, schwierigen Entwickelung am liebsten entschlagen möchte, den ganzen Werdegang unseres heutigen staatlichen und politischen Zustandes in Einem Gusse, mit klarer Folge aller wichtigen Momente, in sich aufzunehmen, zu überschauen und zu würdigen, das große Walten der Geschichte in großen zusammenhängenden Zügen sich an Meisterhand zu vergegenwärtigen. Möge sich's jeder gönnen, der die Zeit, in der er lebt, auch verstehen will.

Wen Anekdotenkram ergötzt, der mag mit mir darüber lachen, daß, als ich in jenem Werke den Namen des Fürsten Windischgrätz las, mir einfiel, wie es dieser damals argverlästerte Heerführer gewesen ist, der mich zu meinen ersten Versen begeistert hat, und daß demnach diese meine erste, gutgemeinte, nichtswürdig durchgeführte Kunstleistung Ende Oktober oder Anfang November 1848 entstanden sein muß.

Ich glaube nicht, daß die Feststellung dieser Thatsache ein Gewinn für die neueste Litteraturgeschichte sei, aber sie gehört nun einmal zur Historie des Erstlingswerkes.

Ich war also dreizehn Jahr alt, in den ersten Wochen Tertianer und wie es sich für ein solches Alter, solche politische Erfahrung und die damalige Zeitstimmung nicht anders schickte, von der einzigen Vortrefflichkeit republikanischer Staatsform durchdrungen. Gegen einen absolutistischen Pacifikator der in heller Empörung niederbrechenden Hauptstadt Wien, der die Abgesandten der deutschen Nationalversammlung standrechtlich in der Brigittenau erschießen ließ, erfüllte mich flammende Entrüstung.

Ich weiß nicht, ob diese patriotische Glut sich ohne ein persönlich betrübendes Privatereignis künstlerisch entbunden hätte. Da mich die Götter einmal zum Poeten bestimmt hatten und wahrscheinlich auf die erste überraschende Äußerung meiner ahnungsvoll bebenden Muse nicht länger warten wollten, so sorgten sie auch für den erschütternden Anlaß im individuellen Leben, der mir Herz und Stimme für das allgemeine Wohl und Wehe klingend lösen sollte.

Das kam so. Je jünger ich war, desto mehr rühmten die Mitmenschen an mir eine fröhliche Lust mich anderen mitzuteilen, was

man so bei gemeineren Naturen Unterhaltungsgabe nennt. Mit den Jahren verliert sich das, was, wie ich fürchte, der gütige Leser aus dieser Geschichte des Erstlingswerkes nur allzubald ersehen wird.

Damals aber, am Ende unserer Revolutionsepoche und im Beginn meiner Untertertia, war ich ein leidlich belustigender Zeitgenosse und liebte es durchaus nicht, mein Licht unter den Scheffel zu stellen, weniger aus republikanischer Unabhängigkeitsüberzeugung als aus mangelnder Selbstbeherrschung.

Das Unabhängigkeitsgefühl des freien Bürgers ward überhaupt von unseren damaligen Lehrern — ein paar rote Wochen im seligen März etwa ausgenommen — nichts weniger als geachtet. Vollends jetzt, da die Reaktion auf allen Gebieten mit verstärkter Macht und gedoppelter Wut siegesüppig zurückkehrte, schien jeder Sinn für Duldung, Fortschritt und Nachsicht verbraucht zu sein. Man verlangte genau die vordem gewohnte Hochachtung für die ach so veralteten Klassiker, wie in den finstersten Schulzeiten vor 48, man dachte nicht daran, den langweiligen Julius Cäsar und den noch langweiligeren Xenophon durch leichter faßliche, unterhaltendere moderne Reisebeschreibungen zu ersetzen, man überwachte nach Möglichkeit die häusliche Lektüre, das spanische Rohr war noch für ein Jahr — bis zum Übertritt ins eigentliche Gymnasium — in leichtfaßlicher Übung, man duzte uns auch bis dahin noch wie Rekruten und, hielt es einer der schwarzen Herren für angemessen, so befahl er dem halbwüchsigen citoyen, aus der Bank zu kommen und den Rest der Stunde stehend oder gar auf den Knieen zuzubringen ... Und das nannte man das Jahr 18!

Dieser Zustände vollbewußt, mit heiligem Respekt vor Herrn

Pater Benedict, unserm Ordinarius, spitzten wir in der Klasse unsere Ohren; allein die wundersame Elastizität der Jugend sorgte dafür, daß diese Spitze doch nicht immer nach dem Munde des Lehrers gerichtet war.

Ach, durchaus nicht. Und ich mit meinem Wetterfahnenkopf schon gar! Ich war — vor meinem Spiegel sei's gestanden — ein nichtsnutziger Schulbube.

Mein Nachbar in der Bank — es war die erste keineswegs — war ein artiger Junge. Ich meine, da ich mich seiner erinnere, ich seh' ihn neben mir sitzen mit seinem Borsdorfer Apfelgesichtchen über dem breiten, steifgestärkten schlohweißen Umschlagkragen. Er hatte eine einschmeichelnde, aufmunternde Art, mit seinen blitzenden Augen einen anzusehen und war ein guter Zuhörer — besonders mir.

Ich erinnere mich, er trug den reinlichen Namen Sauber, was wir in unserer bübischen Nichtswürdigkeit dadurch, daß wir die beiden Silben niemals ohne empfindlichen Trennungsstrich aussprachen, konsequent ins höhnische Gegenteil verkehrten.

Ich saß also in meiner Sünden Maienblüte neben besagtem Sauber und, da mich, was ich gestern Abend heimlich für mich gelesen hatte, weit mehr beschäftigte, als was der schwarze Pater, langsam zwischen den Bänken auf und niederwandelnd, vor etwa vierzig unfreiwilligen Zuhörern wiederholt versicherte, so ließ ich meinen Nachbar an meiner Freude teilnehmen und plapperte mit aller Vorsicht mezza voce drauf los, daß jener sich immer besser unterhielt.

Leider beherrschte nun Kamerad Sauber seine Lachmuskeln so wenig, wie ich meine Sprechwerkzeuge, und nach einigen Versuchen,

die aufsteigende Heiterkeit zu verschlucken, platzte der Unselige zischend los und hielt sich wiehernd die Seiten.

Das strafende Verhängnis hatte uns in der nächsten Minute beim Wickel. Mein Nachbar konnte sich fein säuberlich aus aller Schuld herausreden. Er hatte ja nur unwillkürlich darüber lachen müssen, was ich eigenmächtig vorgetragen hatte. Und so entlud sich Pater Benedicts gerechter Zorn auf mich. Zum allgemeinen Gaudium — denn Schadenfreude ist ein wonnig Labsal für kindliche Gemüter — mußte ich, der die Schulbank mit profanem Geschwätz entweiht hatte, „herauskniеen". Das Weitere werde sich nach dem Unterricht finden.

Ich weiß heute nicht mehr, worin „das Weitere" bestand. Ich weiß nur, daß ich die nächsten dreiviertel Stunden auf den Knieen lag . . . auf den Knieen vor meiner Muse.

Ich war's mir gar nicht gleich bewußt. Daß ich, hart gemaßregelt, nicht daran dachte, dem Unterricht eines Lehrers zu folgen, der einen im glorreichen Jahre der Revolution also despotisch mißhandelte, verstand sich von selbst. Ich drückte die nassen Augen und die glühenden Wangen in meine flachen Hände und die Hände auf mein Büchlein, das auf dem Banksitz lag, und wie ich also Schmerz und Scham und Wut verbiß, kamen mir Verse . . .

Verse gegen jenen fürstlichen Generalissimus, dem sie in Prag Weib und Kind durchs Fenster erschossen hatten und der nun, ein schmerzgepanzerter Tyrann, die schöne Wienerstadt mit Blut und Schmach und Thränen füllte, wie ich's in den Zeitungen gelesen hatte. Wutschnaubende freiheitsdurstige Zeilen, wie sie meiner augenblicklichen Stimmung entsprachen.

Ich nahm die Feder und schrieb und schrieb, Vers auf Vers und Reim auf Reim. Ungleiche holperige hinkende Verse und falsche Reime, unsinnige Vorwürfe und Gelöbnisse ebenso unmöglicher wie ungerechter Rache . . . blankes Blech.

Aber mein Erstling war geboren.

Er sollte kein langes Leben fristen.

Pater Benedictus, der mehr als einmal, ohne es zu wissen, auf meine litterarische Laufbahn im Beginn heilsamen Einfluß geübt hatte, wunderte sich wohl schon eine Weile darüber, was ich über meinem Xenophon so eifrig mit der Feder zu kritzeln hatte, er mochte jedoch in pädagogischer Klugheit nicht gleich wieder Strafe auf Strafe folgen lassen. Je näher aber die Lektion ihrem Ende zuneigte, desto schärfer faßte der schwarze Mann aus Katheder ferne mich ins Auge.

Ich kannte den Blick, wenn der Herr Professor so gewiß die Stirn senkte und kaum merklich die Brauen über den weitanssehenden Pupillen zusammenzog. Ich fühlte, wie einen elektrischen Funken, das Bewußtsein von ihm zu mir durch die lange Klasse herüberspringen: nun gilt es wieder einmal dir. Ich duckte mein verbrecherisch Haupt hinter das Pult vor meiner Bank, das die Rücklehne der vorderen abgab, und zerriß mein opus Eins, da es zum Teil noch feuchter Tinte war, in kleine Fetzen. Den einen Teil warf ich mit der rechten Hand unter die Füße meiner Vordermänner, den anderen steckt' ich mit der linken in meine Hosentasche, den dritten und kleinsten zerkaut' ich und verschluckt' ich, dem Drang gebieterischer Keuschheit des Gedankens folgend. Kein Menschenauge sollte meine ersten Verse sehen, kein pfäffischer Schulmeister sie censieren, keine Bande roher Schulbuben über sie lachen.

Als der Lehrer, sowie die Stunde schlug, zu mir trat und mich fragte, was ich geschrieben hätte, fand er davon nichts mehr und schalt ohne rechte Veranlassung ins Blaue hinein, während ich meine vernichteten Verse im Gedächtnis wiederholte, um sie auch ohne Niederschrift nicht zu vergessen.

Einige davon weiß ich noch heute. Sie sind niederträchtig und nicht weiter der Rede wert.

Aber während ich mir ihre Entstehungsart aus meiner Knabenzeit jetzt mit der Feder in der Hand wieder einmal vergegenwärtigte, fiel mir auf, daß die äußere Pose des Menschen, in der meine ersten Reime niedergeschrieben worden waren, unbewußt auch in späteren Jahren manchmal angenommen wurde. Ich habe unter verschiedensten Umständen meine Verse ausgesonnen, die meisten unter Gottes freiem Himmel, nicht wenige im Sattel auf Rosses Rücken. Aber oft, wenn in stiller Stube der Ansturm ungefüger Gedanken sich nicht glätten und geben wollte, bin ich wie in brünstigem Gebet auf die Kniee gesunken, habe das Gesicht in die flachen Hände und die Hände auf einen Stuhlsitz gedrückt und also mit der Muse gerungen, bis Sinn und Melodie in Eines fließend sich festigen ließen von bildender Hand.

Ich habe nie darauf geachtet. Heute aber, da ich dies niederschreibe, mutet's mich wunderlich an, weil ich finde, daß es dieselbe Stellung gewesen ist, in der ich meine allerersten Verse verbrochen habe.

Wenn nun der gütige Leser dieser Geschichte mich auf's Gewissen fragt, ob ich mich denn damals schon für einen Dichter gehalten habe, so antworte ich mit vernehmlicher Stimme: Nein.

Ein Dichter ward ich erst etwa dritthalb Jahr später.

Wie das gekommen ist?

Wer kann's beschreiben. Wie den Vögeln die Stimme und den Männlein der erste Flaum auf die Wangen wächst. Er kommt eben und dann ist er da. Müßte ein merkwürdiger Kauz sein, der genau entwickeln könnte, wie. Ich war 16 Jahr alt und . . .

Früh hat der Gott von seinem goldnen Bogen
Den Pfeil geschnellt, der ruhig Blut verändert;
Ein Knabe war ich, der zur Schule schlendert
Im Frühling, als die ersten Schwalben flogen.

Da, wie wir um die Straßenecke bogen,
Stand sie vor mir, das Hütchen reich bebändert,
Auf kleinen Überschuhen, rot gerändert,
Und sah mich an, als wär sie mir gewogen . . .

Tags darauf war ich ein Dichter. Ich glaubt' es wenigstens und glaub' es noch heute.

Ich glaubt' es; aber ich behielt nach einigen kurzen Versuchen jugendlicher Mitteilsamkeit meinen Glauben für mich. Ich hatte die klare Überzeugung, daß man reif geworden sein müßte, um mit seiner Kunst vors Publikum zu treten, und das instinktive gebieterische Gefühl, daß dies Heranreifen durch Anderer Zugucken nur beirrt werde, und daß, was aus dem Allerinnersten sich entwickeln sollte, in seinem Werdegang nicht immer wieder aufgezeigt werden dürfte. So schwieg ich über das, was mich vor allem bewegte, ziemlich zehn Jahre lang. Als ich mich aber dann reif fühlte, wollt' ich in die Litteratur auch mit wünschenswerter Entschiedenheit treten.

Ob und wie einem das gelingt, ist aber keine Gymnasiastenschnurre, sondern ernsteste Lebensfrage, und es zu erzählen verlangt

einen ernsthaften Ton, denn der Weg in die deutsche Litteratur ist ein dorniger Pfad, darauf so mancher, von dessen Leben und Streben das Publikum nichts erfährt, mit wunden Füßen liegen bleibt, ohne das gelobte Land zu sehen; zahlreiche Marodeure machen die Straßen unsicher, und neben den schmalen, zielsicheren, aber oft bis zur Unkenntlichkeit verwachsenen Pfaden laufen breite Holzwege in Menge hin, auf denen man, weiß Gott, wohin kommt, nur nicht in die eigentliche Litteratur.

Da ist denn ein braver Mann, der Einem zur rechten Zeit die Richtung weist und zuverlässige Reiseratschläge gönnt, ein kostbarer Schatz, ein wahres Stück Schicksal, maßgebend fürs ganze spätere Leben, und solch einen Mann zu finden ist an sich schon ein Zeichen von Glück oder Talent. Denn nicht jeder, der etwas leisten kann, versteht auch zu unterweisen, nicht jeder, den die Sonne der großen Öffentlichkeit bescheint, ist auch ein berufener Führer ruhmeslüsterner Epigonen, nicht jeder, der die allgemeine Anerkennung in vollen Zügen genießt, bemüht sich hilfreich um nachwachsende Bestrebungen auf dem von ihm selbst angebauten Felde. Manch Einer berühmte sich gern seiner Schüler und zieht sich nur lästige Nachahmer groß, manch Einer erzöge sich gern einen mit ihm fühlenden, alles begreifenden Freund, und er bringt's nur zu scheuen Bewunderern. Ohne daß er's weiß, liegt die Schuld, daß dem so ist, doch nur an ihm. Denn wenn er alles hätte, aber die Liebe nicht, so blieb' er doch nur tönendes Erz und klingende Schelle. Die Liebe zur Kunst nicht nur, auch die Liebe zu den Menschen.

Der, den ich mir zum Führer erkor, Jahre vorher, eh' ich meinen Entschluß thatsächlich ausführte, er war voll Kunst und Kunstverstand

und er war voll edelster Menschenliebe. Nun verstünde mich aber grundfalsch, wer da glaubte, man nähme sich einen magister artium, wie man sich einen Schwimm- oder Tanzlehrer oder eine französische Gouvernante nimmt, und man könnte dichten von einem andern lernen. Nein, in keiner Kunst kommt so wie in der Poesie das Wahrwort zur Geltung: Talent haben, heißt, daß einer das eigentlich schon von Natur aus kann, was er nachher ordentlich lernt.

Wer nicht weiß, was er will, dem wird kein Meister frommen, und wer nicht schon zeigt, daß er etwas kann, dem wird kein Meister Teilnahme beweisen.

Ich hatte Jura absolviert und bereitete mich in üblicher Gerichtspraxis auf meine zweite Staatsprüfung (Assessorenexamen nennt man's in Preußen, in Bayern merkwürdiger Weise Staatsconcours) vor. Dabei arbeitete ich unter Heinrich v. Sybel in dessen historischem Seminar, in der ernsten Absicht, mich für eine akademische Lehrkanzel auszubilden. Ich suchte durch dieses Doppelstudium gleichsam instinktiv den poetischen Schaffensdrang in mir auf andere, bürgerliche Wege zu bringen, will sagen, zu ertöten, denn ich hatte mir die heilige Überzeugung erworben, daß in einer hochgebildeten Nation, wie der deutschen, nur derjenige im Recht sei, sich als Dichter zu fühlen und zu geben, der, was er zu sagen habe, mit der vollen Originalität einer eigenartigen Persönlichkeit vorbringen könne. Ob eine solche Persönlichkeit von origineller Begabung in mir steckte, die zum öffentlichen Auftreten vor einem Volke von so außerordentlicher litterarischer Vergangenheit berechtigt wäre, das wagte ich selber mir, trotz frühen Dranges und jahrelanger stiller Übung, nicht allein zu bestätigen.

Die Kunst war mir ein Heiligtum, ihr ganz zu leben, galt mir der erhabenste Beruf, und mich dünkte, nur durch einen allgemein anerkannten Hohenpriester war die Weihe zu empfangen. Wenn dieser mich nicht vollauf würdig sprach, dann lieber in Ewigkeit schweigen von dem, was mich vor allem beseelte, und in anderen Berufen, sei's als praktischer Jurist oder Historiker, mit einer gewissen Haltung über die Vorhöfe dahinschreiten, ohne nach dem Allerheiligsten zu schielen.

Ich hatte seit Jahren mit keinem Menschen mehr über meine künstlerischen Absichten gesprochen. Auf dem Gymnasium hatte sich wohl aus einer nutzlosen größeren Vereinigung ästhetisch bewegter Jünglinge eine kleine Gemeinschaft vermeintlicher Dichter abgegliedert, die allwöchentlich einmal sich ihre Verse vorlasen. Jedoch der Sturm und Drang des bald darauf beginnenden akademischen Lebens hatte diesen Miniaturhainbund schon in den ersten Wochen über den Haufen geblasen. Ich sah mich unter meinen studentischen Kommilitonen um, schätzte ihren Wert, auch ihren erziehlichen, für mich durchaus nicht gering, aber ich nahm angesichts dieser thatlustigen, spottfrohen Naturen wohlweislich das Goethesche Wort: „Es bildet ein Talent sich in der Stille", zur unverbrüchlichen Richtschnur. Und das war gut.

Es ging wohl so etwas wie ein unsicheres Vermuten im C. C. und im S. C. um, daß ich den Musen ergeben wäre und mit einer oder der anderen dieser himmlischen Töchter geheimen Verkehr triebe, allein, da ich mich keinem anvertraute und niemand mit meinen unfertigen Versen plagte, ward auch ich nicht gestört und, wenn ich anders ein Talent hatte, in der Stille seiner Entwicklung nie gehindert.

Später hatte ich, um gleichsam meine Fühler auszustrecken, erst unter fremdem, dann unter eigenem Namen eine Handvoll Verse veröffentlicht und war, um mir die Feder glatt zu schreiben, Korrespondent einiger Zeitungen geworden. Aber ich arbeitete dabei emsig weiter als Jurist und Historiker.

So war ich schließlich in einen recht eigentümlichen Zustand geraten. Nachdem ich mich jahrelang in der Überzeugung befestigt hatte, daß das Streben nach litterarischer Thätigkeit und dichterischem Ruhm nichts weiter als eitel Phantasma und aussichtslose Romantik, daß nur in einem amtlichen oder gelehrten Beruf mein Heil zu suchen wäre, und es, trotz inneren Widerwillens, an theoretischer Vorbereitung und praktischer Übung dafür nicht hatte fehlen lassen, mußte ich auf einmal merken, daß mein innerer Mensch in keiner anderen Laufbahn Befriedigung finden werde als in der freien Bethätigung eines angeborenen Talents.

Durfte ich mich diesem Instinkt hingeben? War die Begabung groß und stark genug, mein Schicksal zu tragen und mit Ehren im Wettkampf vor einer großen Nation zu bestehen?

Diese Fragen und Sorgen fingen an, mein Leben zu verbittern und mit der Unsicherheit des Willens den gewählten Studien den fruchtbaren Boden zu vergiften.

So trieb ich mich in Zweifeln und wechselnden Entschlüssen bis 1860 herum.

In diesem Jahre galt es, mein zweites juristisches Examen zu machen. War dies bestanden — und ich durfte hoffen, es gut zu bestehen — so mußte ich mich entscheiden, ob ich im Staatsdienste bleiben oder die akademische Carriere verfolgen oder — jenen dritten

Weg in die freie Öffentlichkeit der Männer von der Feder gehen wollte, an den ich mir zu denken so lang versagt hatte, und der doch immer gebieterischer sich vor meine Absichten stellte, je älter ich wurde. Es war höchste Zeit, zum Entschluß zu kommen. Die Jünglingsjahre lagen hinter mir. Mit Vollendung des ersten Vierteljahrhunderts stand ich vor dem Kreuzweg meines Lebens. Ich mußte meinen Pfad wählen. Der Pfad, den ich einschlug, sollte, ohne Umsehen, auch verfolgt werden. Und darum sollte vorher eine Probe gemacht werden und diese den Ausschlag geben.

An meinem fünfundzwanzigsten Geburtstag, am 3. Januar 1860, packte ich ein Häuflein dort und da gedruckter und auch einiger geschriebener Poesien — nicht über ein Dutzend — zusammen, knöpfte meinen Rock darüber bis an den Hals zu und ging hinaus durch die Propyläen und weiter, wo Karl-, Dachauer- und Augustenstraße einen kleinen dreieckigen Platz bilden. Hier wohnte Emanuel Geibel.

Ich kann nicht behaupten, daß meinem in derberen Gewohnheiten und leichtlebigeren Anschauungen wurzelnden Wesen der zarte Troubadour frommer Minne vor allen andern Schriftstellern sympathisch gewesen wäre. War doch vor kurzem die erste Sammlung der Gedichte Hermann Linggs erschienen — ein Buch, das ich heute wie damals für eines der herrlichsten Denkmäler deutschen Dichtergeistes erachte — und es hatte die ganze Jugend im Sturm erobert. Wir schworen nicht höher. Den vollen Wert Geibels habe ich, wie die meisten Männer meiner Zeit, erst in späteren Jahren, bei genauerer Betrachtung seines Werkes, würdigen lernen.

Aber zweierlei wußte ich schon damals von ihm, und das verhieß die gewollte Sicherheit: er war ein großer Könner und Kenner, ein

Virtuos ersten Ranges auf seinem Instrumente, dem Kunst und Sprache ihre Geheimnisse erschlossen, aber so begeistert er im Schaffen, so klar und klug war er im Urteil, und er war ein wahrheitsgetreuer, unbestechlicher deutscher Mann, ein erhaben denkender, priesterlicher Mensch, der seine Kunst wie Gottesdienst verehrte und übte, und, um keines Lebendigen Lob oder Leid bekümmert, in künstlerischen Angelegenheiten nur die reine, unverblümte Wahrheit sprechen würde, die Wahrheit des guten Geschmacks — auch die unerfreuliche Wahrheit, diese vielleicht etwas schonend, aber dem Verständigen, der Wahrheit suchte, gewiß verständlich.

Ich kannte ihn lange. Nicht nur nach den bis dahin erschienenen Werken als Dichter, auch die äußerliche Erscheinung des strammen, mittelgroßen, behaglich marschierenden Mannes mit den großen, menschenfreundlichen stahlblauen Augen, mit dem in eine martialische Locke gedrehten Knebelbart, mit dem weichen dunklen Sammetrock, halb Minstrel, halb Landsknecht, war mir vertraut und lieb.

Seine Berufung nach München war ein Ereignis gewesen, und erst gar eines für uns damals noch grüne Strebenden.

Dann hatte er aus der alten Vaterstadt sich ein junges Weib ins neue Heim geholt, ein süßes Geschöpf mit einem Madonnengesichtchen und sanften Rehaugen, die einen so treuherzig anblickten, so erstaunt über die neue Welt, so fromm im jungen Glück.

Wie oft bin ich in meiner wüsten Burschenherrlichkeit dem glücklichen Paar im Hofgarten, im Englischen Garten, in der Briennerstraße begegnet und habe mich an diesem geweihten Doppelleben stumm ergötzt.

Es sollte nicht lang dauern, dies schöne Glück des frommen

Sängers edler Frauenminne. Das erste Kind, das Frau Ada dem Gatten schenkte, kostete der Mutter Leben. Alles, was deutsche Verse liebte, fühlte mit dem grausam verwaisten Witwer.

Wenn ich ihm nun einsam in den Straßen meiner Vaterstadt begegnete, hätt' ich ihm gern meinen Gruß entboten, den Gruß der Teilnahme und Verehrung. Aber das wagte der Jüngling nicht. Geibel kannte mich ja nicht. In das Kollegium, das er noch in meinen ersten Semestern gelesen hatte, war ich nie gegangen. Ich hatt' es nicht gewollt. Ich hatte nicht, was andere von ihm lernten, neben jenen auf Einer Schulbank lernen wollen. War's Jugendtrotz, war's Instinkt, ich weiß es heut nicht mehr.

An jenem 3. Januar 1860 aber sollt' er mein Urteil sprechen. Und ich klopfte an seine Thür, hinter der ich mein Schicksal suchte, ohne daß der Meister eine Ahnung davon hatte, daß ich auf der Welt wäre, ohne daß meine besten Freunde eine Ahnung davon hatten, was ich von jenem wollte.

Am genannten Tage traf ich nun zwar den Herrn Professor nicht daheim, aber ich erfuhr die Zeit, in der er zu sprechen wäre, und ein paar Wochen später standen wir uns wirklich Aug' in Auge gegenüber, ich, der nach Delphi gegangen war, den Priester des Apoll zu befragen, aller Erwartung voll, und er, der Mann des Orakels, voll Güte und Freundlichkeit, aber auch nicht ohne berechtigte Vorsicht und begreifliches Mißtrauen, denn er ward oft und zu viel überlaufen, belästigt und mißbraucht von sogenannten Berufsgenossen und solchen, die es werden wollten.

Da stand ich, das Wort des unbedingten Vertrauens auf den immerhin trotzigen Jünglingslippen, etliche Blatt Papier in der

Hand, und er hörte mich an und sah mich an mit den großen guten und doch so klugen Poetenaugen, ein wohlwollendes und doch auch schalkhaftes Lächeln in den Mundwinkeln, das sich unter dem mächtigen Schnauzbart schonend verstecken wollte.

Er nahm das Papier aus meiner Hand und bat, mich zu setzen. Ich sollt' ihm nochmals sagen, was ich denn von ihm wollte. Dann folgten einige höfliche Fragen nach Heimat, Studien und Absichten. „Man weiß doch gerne, wer der andere ist." Ich antwortete bescheiden, aber bestimmt. Ich wollte nicht als hergelaufener Mensch angesehen werden, der, ohne anderweit Unterkunft zu finden, beim „verfehlten Beruf" ein Notdach sucht.

Und die großen Augen sahen mich immer freundlicher an.

Geibel hatte mich, meiner damaligen Sprechweise nach, für einen Norddeutschen gehalten. Es freute ihn umsomehr, zu hören, daß ich ein Bayer, daß ich ein Münchner sei. Denn das gegenseitige Mißtrauen der von König Max nach München „Berufenen" und der autochthonen Bajuvaren (daran, nebenbei gesagt und später einmal ausführlich zu berichten, keiner der beiden Teile unschuldig war) stand noch in der Blüte, und nur langsam und selten spannen sich Beziehungen aus einem Lager ins andere.

Nach jenem Austausch gegenseitiger Höflichkeiten, die nicht verpflichteten, bat der Herr Professor um die Erlaubnis, einen Blick in meine Verse zu werfen. Aber nach wenigen Minuten, während deren er die Blätter in seiner Hand entfaltet und gewendet hatte, während deren ein Unbeschreibliches in seinen Zügen vorging, das ich mir noch nicht zu deuten wagte, kehrten die lesenden Augen groß und strahlend in mein Gesicht zurück, und unter dem Schnurrbart tönte

es hervor: „Ich sehe, ich habe es hier mit keinem Dilettanten zu thun. Diese Verse sind mit bewußter Kunst gemacht. Darüber kann ich Ihnen in dieser Raschheit nicht das gewünschte Urteil sprechen. Sie müssen mir die Zeit gönnen, was Sie mir vorlegten, des genaueren zu betrachten."

Das that ich gern und wollte mich, durch das schöne Wort „bewußte Kunst" nicht wenig gehoben, zum Gehen anschicken.

Emanuel Geibel aber — und würd' ich tausend Jahr alt, ich wollte Gesichtsausdruck und Tonfall des prächtigen Mannes nie vergessen — Emanuel sagte mit einer unbeschreiblichen Liebenswürdigkeit, ordentlich schüchtern zu mir: „Kann ich Ihnen nicht sonst irgendwie dienen?"

Ich sah in des Menschenfreundes offenes Gesicht, ohne noch den Sinn seiner Worte recht zu verstehen. „Mit Ihrem Urteil, Herr Professor. Womit sonst!" antwortete ich.

Da war's, als wollt' er mir mit den Augen Mut machen, indem er sein Angebot wiederholte, als wär's ihm Herzenssache, einem Bedürftigen seine Befangenheit zu entwinden: „Ich meine, wenn ich Ihnen noch anderweit nützlich sein kann . . ."

Der Wohlthäter war es so gewohnt, von alt und jung um Hilfe angegangen zu werden, und der Fall, daß ein deutscher Dichter sich auf eitel Lyrik verlegte, ohne dabei Hunger zu leiden, war so selten, daß er in nimmermüder Herzensgüte seine allzeit bereite Hilfe dem Neuling ordentlich aufdrängte.

Da ging mir ein Licht auf, und lächelnd sagte ich: „Nein, Herr Professor, wirklich nicht. Ich befinde mich in ganz erträglichen Verhältnissen und erbitte von Ihnen in der That nichts anderes als Ihr maßgebendes Urteil über diese Handvoll Verse."

Und wie gezwungen, auch ja keinen Stachel an den Rosen seiner Menschenliebe zu lassen, die er mir eben mit so seltener Anmut geboten hatte, beeilte er sich, jenen treuherzigen Worten eine andere Deutung unterzuschieben, indem er hastig sagte:

„Ich habe nämlich eine sehr reichhaltige lyrische Bibliothek. Darunter allerhand, was sich nicht überall findet. Wenn ich Ihnen irgend mit meinen Büchern dienen kann, sie stehen Ihnen immer zu Gebot."

Ich dankte heute auch dafür und ging entzückt über den Menschen und seinen Empfang davon.

Als ich am anderen Nachmittag aus dem Seminar heimkam, fand ich die Visitenkarte des allzeit höflichen Mannes und bedauerte sehr, dessen Gegenbesuch versäumt zu haben, obschon er sich, um sein Urteil auszusprechen, eine Frist von mehreren Tagen ausbedungen hatte.

Mit welcher Spannung ich, bei aller guten Hoffnung, der Verkündigung seiner Meinung entgegenharrte, ist wohl überflüssig zu beschreiben. Doch sollte mir die Kunde des Erfolges, den meine kleinen Verse bei dem Meister errangen, aus anderem Munde früher werden als aus dem seinen.

Es ist bekannt, daß in den fünfziger und sechziger Jahren der Münchner Dichterkreis, der sich um Emanuel Geibel und Hermann Lingg rundete, allwöchentlich zu einer heiteren Nachmittagssitzung sich zusammenfand. Hier wurden neu entstandene Poesien vorgetragen, und was in Kunst und Leben die Freunde interessierte, in gemütlichen, manchmal auch in eifernden Gesprächen verhandelt.

Sank der Abend, so gingen die älteren und verheirateten

Mitglieder an den häuslichen Herd zurück, die ledigen und die durstigeren suchten an einer sicheren Stätte besseres Getränk auf, als man am Orte der Vereinigung zu schenken pflegte, obwohl dieser im Herzen der bierehrlichsten Stadt der Welt, am Marienplatz, dicht hinter dem „Ewigen Licht" gelegen war.

Die Gesellschaft hieß „Das Krokodil".

Einige meiner Freunde waren bereits glückliche Mitglieder des „Krokodils". Ich hatte mit diesen und anderen für den Abend nach der Sitzung ein Stelldichein verabredet. Mit dem Glockenschlag Zehn erschien ich in der Schenke und ward mit Jubel empfangen.

Man erzählte mir, wie Geibel sich ausgebeten habe, die Gesellschaft mit einem homo novus bekannt zu machen, und wie er dann mit dem Vortrag der einzelnen Stücke in diesem Kreise großen Erfolg erzielt habe.

„Aber wie hat auch Geibel gelesen!" fügte einer meiner guten Freunde hinzu, wahrscheinlich in Besorgnis, es könnte mich aus ungemischter Freude vielleicht der Schlag treffen. „Er kann ja das Vaterunser hersagen, daß einem die Thränen über die Backen laufen."

Wahrlich, der Meister verstand ein lyrisches Gedicht mit voller Wirkung vorzulesen. Doch weiß ich nicht, ob heutzutage diese seine Art trotz all ihrer trefflichen Vergeistigung des Inhalts allgemeinen Beifall finden würde.

Aber die Alten mochten ihre Lyrik wohl also oder ähnlich vorgetragen haben.

Geibel sprach die Verse nicht, er brachte für jedes Gedicht eine fertige Tonweise mit, die man beinahe eine Melodie nennen konnte,

und demnach nicht mehr gesprochen, noch nicht gesungen, entsandte er es mit seinem mächtigen, modulationsfähigen Organ, jedes Wort durchdacht und abgewogen, an der Hörer Ohren und Herzen.

Mit den Jahren nahm diese Art oder Unart zu. Als ich den Alten das letzte Mal in seinem Lübeck vorlesen hörte, war's nur mehr Gesang. Und leider, ach, sein Schwanengesang.

Doch davon waren wir damals in München noch weit. Und ich horchte wonnevoll der Schilderung jener jungen Krokodile, die mich nun bald zu den Ihrigen zu zählen wünschten.

Sie wollten und konnten's nicht verhehlen, daß der mächtige Emanuel einen sie überraschenden Sieg mit mir erfochten hatte. Und mit einer unnachahmlichen Bonhomie in Ton und Angesicht fügte breitlachend mein bester Freund hinzu: „Den Geibel hast Du ganz für dich gewonnen . . . Weißt Du, Geibel übertreibt sogar schon."

Trautes Wort, das ich 34 Jahre still in meinem Busen gehegt habe wie ein litterarisches Amulet, echtes menschliches Dokument, das man nicht erfinden kann und nur, vom Freunde gesprochen, vollen Wert hat, wie hast du mich damals erquickt!

Nun hatt' ich alles, was ich zur Richtschnur für mein weiteres Streben brauchte: die begeisternde Anerkennung des wohlüberlegenden Meisters und die unwillkürliche Handwerkseifersucht des tüchtigen Mitstrebenden. Nun war ich für die Litteratur gewonnen und an jenem Abend ein glücklicher Mensch.

Wie aber dann, wenn es anders gekommen wäre, wenn meine Pythia das Haupt geschüttelt und mir abgewunken hätte vom betretenen Wege, wär' ich umgekehrt, wär' ich nicht trotzdem

weitergeschritten, vom Gott in meiner Brust getrieben, und wäre ein deutscher Schriftsteller geworden auch ohne des erwählten Richters Billigung?

Wahrscheinlich doch! . . . Aber ich danke meinem Schicksal, daß es, wie ich hier beschrieben habe, gekommen ist. Denn nichts hätte mir den nun jahrelangen intimen Verkehr mit dem weisen Meister, dem großen Künstler, dem priesterlichen Menschen ersetzen können, der nur im Ewigen und Ernsten lebte und webte und dem doch nichts Menschliches fremd war, auch nicht der ausgelassene Scherz und die Tollheit raschlebiger Jugend.

Ich ward nun selbst ein Krokodil, und ich habe der ernsten, unerbittlichen Kritik jenes schönen Kreises gleichgestimmter Strebenden manches zu danken. Unendlich mehr aber dem Verkehr mit Geibel, wie er nun Tag für Tag auf mehrstündigen Spaziergängen und manchmal auch des Abends bei einer flachen Stengelschale seines geliebten Haute Sauterne gepflegt und bis zu seinem Abgang von München unterhalten wurde.

Was diesem Verkehr so außerordentlichen, so unersetzlichen Wert gab, das war nicht nur die hohe künstlerische Weisheit und die überzeugende Liebenswürdigkeit der Mitteilung — die hätten sich vereinzelt oder vereint auch bei anderen berühmten Zeitgenossen finden lassen — was seinem Urteil allemal Überzeugung und seinem Rat fast immer Fruchtbarkeit verlieh, das war die eminente Fähigkeit, so festgefügt und eigenartig sein Geist war, sich mühelos und ehrlich in den Geist des anderen zu versetzen, wenn dieser andere auch von fremden Anschauungen ausging und nach ungewohnten Zielen strebte, wie nur irgend ein knorriges, eigensinniges Selbst.

Ich habe, bevor und nachdem mich Geibel in dem anderthalb Jahr später erschienenen „Münchener Dichterbuch" glücklich in die Öffentlichkeit eingeführt hat, die meisten lebendigen Größen unserer Litteratur persönlich kennen lernen und aus ihrem Umgang Gewinn gezogen für mein Streben und Schaffen. „Die Kunst zu lernen war ich nie zu träge." Allein ich habe außer Geibel unter allen nur noch einen gefunden, der, ohne je die starkprofilierte Eigenart im geringsten preiszugeben, sich doch mit voller Liebe und treuester Sorgfalt in Art und Kunst des jüngeren finden mochte — und das war Friedrich Halm, der Reichsfreiherr Eligius von Münch-Bellinghausen. Friede seiner Asche, seinem Namen Ruhm!

Die andern alle verharrten, wenn ihnen ein fremdes Werk gegenübergestellt wurde, mehr oder weniger einseitig auf dem Standpunkte: Wie würde ich das gemacht haben?

Das gereicht niemand zum Vorwurf. Der Meister ist einseitig. Und soll es sein. Aber wer auch im Urteil einseitig bleibt, der kann eben nur Nachahmer ziehen. Und Nachahmer machen selten Ehre. Den jungen Künstler aber fördert nur, wer seine Eigenart erkennt und, wenn er sie schätzt, gewähren läßt, wo sie nicht etwa auf Abwege ausschwärmt und sich in Gefahr des Unschönen begiebt.

Denn was den Menschen zum Künstler macht, ist ja eben seine Eigenart, die ausdrucksfähige Besonderheit seiner Individualität, die ihn von anderen im Guten und Schlimmen wesentlich unterscheidet und ihre eigenen Wege geht, auf denen sie wohl beraten, aber nicht geführt werden kann.

Wie mancher, dessen Eigenart der Ruhm beglänzt, daß sie ihn selber blendet, hat für die Eigenart anderer jedes Verständnis eingebüßt.

Wir „Münchner" bildeten keine „Schule". Unter Geibels milder, aber gewissenhafter Führung behielt jede Eigentümlichkeit ihre Geltung: allzeit voran die beiden mächtigsten unter den Genossen: der gewaltige Hermann Lingg wie der köstliche Josef Viktor Scheffel; der populärste von allen, mit der lächelnden Maske des weisen Mirza Schaffy, Friedrich Bodenstedt, wie der verdüsterte, viel zu wenig gekannte Lyriker Julius Grosse; der alternde Rieser Bauernerzähler Melchior Meyr, der den Ruhm, die ersten deutschen Dorfgeschichten geschrieben zu haben, für sich in Anspruch nehmen darf, wie der jungfrische, nur höfischen, nur anglonormannischen und mittelhochdeutschen Mären zugewandte Wilhelm Hertz, dem Gottfried von Straßburg seinen honigsüßen Liedermund vererbt zu haben schien; mein hochbegabter melancholischer Landsmann und Schulkamerad Karl Heigel, den leider eines Königs Gunst für ein Jahrzehnt dem deutschen Büchermarkt entrückte, wie der frohgemute Mecklenburger Karl Lemcke, der plötzlich hinter den Folianten ernsthaften Professorentums als „Manno" zwei der lustigsten Geschichten vors Publikum brachte: „Ein süßer Knabe" und „Beowulf"; der mit aller Bildung vollgesogene, nervös feinfühlige Bühnendichter und spätere Burgtheaterdirektor Adolf Wilbrandt, wie der kernige Schnadahüpfelklassiker in Nagelschuhen und Lodenjoppe, Karl Stieler; der glänzende Verskünstler voll bunter Anempfindung und darum vielleicht der beste deutsche Übersetzer in gebundener Rede, Heinrich Leuthold, auf den der fernher schleichende Wahnsinn zuweilen seinen Schatten voraus warf, wie der kernhafte Waldmensch, Forstmann, Landschaftsmaler, Artillerist und Poet, Heinrich Reder, und manches weniger bekannt gewordene Talent, das nur seinen gesunden

Menschenverstand in eleganten Reimen auszuprägen liebte; ja nicht zu vergessen endlich, last not least, die beiden litterarischen Wunderkinder, mit 16 Jahren wie noch heute auf allen Tischen und in allen Händen: Paul Heyse und Felix Dahn.

Aber ein Gemeinsames haftete bei aller Verschiedenheit an dem Kreise: eine Vornehmheit der Richtung, die ein Segen und ein Halt für das deutsche Schrifttum ward. Und auch diese kam von ihm, dem priesterlichen Haupte.

Wer die Litteraturgeschichte der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts schreiben will, wird über diese Gruppe allerhand zu sagen haben, was bislang noch nicht gesagt worden ist.

Ich aber preise meinen Stern, daß er mich in München hat jung sein lassen, und segne dankbar das Andenken meines Meisters Emanuel.

Wilhelm Jensen.

Über Schneefall, Erstlinge u. s. w.

Von

Wilhelm Jensen.

„Was war denn Ihr Anfang, Ihre erste Ablieferung in die große deutsche Buchbinderei-Werkstatt?"

Sitzt jemand in meinem Zimmer und hat mich danach gefragt? Oder kommt mir selbst nur der Gedanke, wie ich in den draußen vorübertreibenden Schnee hinaussehe?

Wie ist eigentlich dies Gestöber so geworden? Noch vor kurzem lag über allem nur eine reglos-ruhige graue Nebeldecke, die sich wie eine Tarnkappe auf den rotbraunen Zwiebelturm der alten Leprosenkirche vor meinem Fenster legte. Da kam ein leises Geflimmer durch die Luft, ein Fliegen sich haschender weißer Stäubchen, bald hier, bald dort. Sie mehrten sich, drängten sich aneinander, und es ward wie ein im Wind flatternder Vorhang von dünner, halb-

durchsichtiger Gaze. War das aufgeraffter Wegstaub oder Mehl, aus irgend einer Bäckerkiste herausgewirbelt? Es konnte mancherlei den Blick Täuschendes sein, ein flüchtiges Gaukelspiel, um, wie es oft geschieht, hurtig und wesenlos wieder zu verschwinden. Aber dann auf einmal große, dicht fallende Flocken, auf dem Boden liegen bleibend. Unzweifelhafter Schnee.

Wie fragten Sie? Quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando? Als ein welcher und was und wo, kraft welcher Unterstützung, weshalb, auf welche Weise und wann ich mein erstes Buch geschrieben habe?

Nein, ich bin allein in meinem Zimmer. Das Gewirbel draußen muß sich in meinem Kopf fortgepflanzt und darin die Fragen — wie man es in dem Fortschritt unserer Tage als Beleg naturwissenschaftlicher Bildung bezeichnet — „ausgelöst" haben.

Wer hat denn eigentlich die graue Tarnkappe ausgeschüttelt?

Nein, darum handelt es sich nicht. Darüber erfolgreich nachzudenken, liegt nicht in der Fähigkeit eines beschränkten Einzelwesens. Das ist die Aufgabe eines Areopags höchster Erkenntnis-Begabung, der durch Jahrtausende sich stets als Inbegriff der absoluten oder an-sich-seienden Weisheit forterhaltend, die Menschheit nicht nur mit einer, sondern schon mit tausend gleich tiefsinnig-unumstößlichen Antworten darauf erleuchtet hat.

Auch wie es geschehen, daß der Nebel — der doch wie jeder andere Nebel erschien — Schnee enthielt, fällt nicht in Betracht. Zur Erklärung dafür besitzen wir eine — ich glaube man benennt sie „psycho-meteorologische„ — Wissenschaft, die jeden „Nebelfleck" im Weltraum so sicher erhellt, wie eine in diesen hineingestellte Nachtlampe.

In Frage steht nur: Wie kam's, daß der einmal zu Schnee verdichtete Inhalt des Nebels als Niederschlag herunterfiel? Er hätte ja auch in suspenso bleiben, sich wieder auflösen, verdampfen können, ohne daß von seinem Vorhanden-Gewesensein etwas zur Wahrnehmung gelangt wäre. Oder mußte er durchaus herunterfallen? Da alles in der Welt nach physikalischen Vorschriften geschieht und der Schnee vermutlich nicht über größere Willensfreiheit verfügt als das Menschengehirn, so konnte er wohl nicht anders. Ich werde mich vor einer Bloßstellung meines Selbst der Naturwissenschaft gegenüber in Acht nehmen, eine eingetretene Wirkung nicht als kausalbedingt und unerläßlich anzusehen, auch wenn meine geistige Augenblödigkeit unfähig ist, zu dem ursächlichen Warum durchzudringen.

„Ja, was is denn dös?" sagt man in den südlichen Provinzen des bayerischen Reiches, wenn man über etwas außerordentlich verwundert ist, und danach scheint mir nirgendwo auf der Erde häufiger Grund zur Verwunderung vorzukommen. Indes die meinige ist doch ein wenig außergewöhnlich veranlaßt. Ich drehe den Kopf von dem Schneegestöber draußen ab, in mein Zimmer zurück, da bin ich doch nicht allein, es sitzt jemand drüben im Sessel, und obendrein eine von mir schon seit langem verehrte Persönlichkeit, die ich bis dahin leider noch nie mit leiblichen Augen wahrgenommen, nämlich Herr Conrad Ferdinand Meyer. Er hat die beschwerliche Winterfahrt über das weite weiße Land her von Kilchberg am Zürichersee nicht gescheut, mich mit seinem Besuch erfreut und mir eben die Geschichte der Entstehung „seines Erstlings" erzählt. Oder vielmehr: er hat sie von einem bedruckten Blatt, das er noch in der

Hand hält und das am Oberrand die Überschrift „Deutsche Dichtung" zeigt, vorgelesen*), und nun sieht er mich mit zwei klugen Augen an und fragt:

„Und Sie? Eine Zungenleistung ist der andern wert. Wie sind Sie dazu geraten, die deutsche Nationallitteratur zum erstenmal vermittelst der Druckerschwärze zu ‚bereichern'?"

Ich habe das letzte Wort zwischen Gänsefüßchen gesetzt, denn mir ist, als sei ein leicht ironischer Ton daraus hervorgeklungen. Ob nur mein Ohr selbst einen solchen hineingelegt hat, weiß ich nicht; dagegen weiß ich bestimmt, daß ich sehr wenig Neigung zu einer Beantwortung der Frage in mir fühle. Die Mitteilsamkeit der Herren Poeten über ihre eigne Persönlichkeit, sei es in wissenschaftlichen Prosabänden, sei es in zeitschriftlichen Gesangeshymnen, ist meiner Natur nicht absonderlich sympathisch. Sie mag ja förderlich — für die Verständnis-Erweiterung der Menschheit — sein, und wenn sie „Wahrheit und Dichtung" enthält, zählt sie gewiß zum Schätzenswertesten. Nur erscheint letzteres mir als das weniger häufige, und ich kann mich nicht der Empfindung erwehren, daß im allgemeinen derartige Randbemerkungen oder Federzeichnungen zu einem Buche — falls wirklich ein Wunsch danach bestehen sollte — besser von anderen als von dem Texturheber selbst ausgeführt werden. Freilich ist das auch ein etwas „kritisches" Kapitel, denn diejenigen, die alsdann mit solcher Aufgabe betraut werden, oder zumeist sich selbst betrauen, zählen nicht allemal zu den hervorragenden

*) Der Aufsatz Conrad Ferdinand Meyers war zur Zeit, da Jensen an den seinen ging, eben in der „Deutschen Dichtung" erschienen.
Anm. d. Herausg.

Künstlern. Im großen und ganzen betrachte ich es nicht als am wenigsten empfehlenswerte Verhaltungsregel, dem „geneigten Leser" einfach ein Buch auf den Tisch hinzulegen und ihn dann — quisque praesumitur peracutus — seinem eignen Scharfsinn zu überlassen.

Aber wenn Conrad Ferdinand Meyer von Kilchberg über dem Zürichersee durch den Schnee mit seiner Frage zu mir auf die oberbayerische Hochsteppe gekommen ist — und wenn er nicht Bedenken getragen, mir das Buch der Genesis seiner „letzten Tage Huttens" aufzuschlagen — und überdies unter vier Augen —

Ja, Lieber und Verehrter, gern würde ich Ihrer Aufforderung nachkommen, wenn Sie nur die Freundlichkeit haben wollten, mir anzugeben, was mein „Erstlingswerk" ist. Ich selbst weiß es nicht; man könnte es mir ja allerdings auf Grund einer Jahreszahl Schwarz auf Weiß vor Augen halten, aber dasjenige, was zuerst von mir gedruckt worden, kann ich nicht wohl dafür ansehen oder ausgeben. Es ist eine bräuchliche Wendung, Bücher als Geisteskinder zu bezeichnen, und das Gleichnis mag weniger hinken, als manche andere, deren der — freilich etwas sagenhaft gewordene — ästhetische Theetisch sich bedient. Aber bei solchem „Erstling" setzt man doch wohl voraus, daß er wirklich das Blut des Vaters in sich trage; mich will wenigstens bedünken, Adoptivkinder eignen sich nicht recht für den Vergleich. So aber muß ich meine Jugendmanuskripte und zwar diejenigen mancher Jahre benennen, einen hübschen Stoß von Tragödien, Schauspielen, epischen Dichtungen in Stanzen und Blankversen, lyrischen Gedichtsammlungen, Novellen, umfänglichen Prosaschriften nicht in eine Kategorie zu bringender

Gattung. Nett in schwarze Sargdeckel — wie es sich für totgeborne Kinder paßt — gebunden, stehen sie in meinem Schrank. Ich gab ihnen auf dem Umschlag bereitwillig, wohl auch dann und wann mit etwas väterlichem Stolz, meinen Namen; doch das litterarische Standesamt hätte darin eine — wenn auch von mir unbewußt — begangene Anzeigefälschung erkannt, denn sie stammten von den Herren Shakespeare, Schiller, viele von Heine, manche wahrscheinlich auch noch von andern her.

Ich erinnere mich nicht mehr, ob ich immer selbst die Vorsicht beobachtete, der Öffentlichkeit nichts davon in Erfahrung zu bringen, oder ob mir vielleicht bei einigen das unverdiente Glück zu teil wurde, daß kein Verleger sie drucken wollte. Aber das ist zweifellos, alles war aus den Fußspuren anderer aufgerafftter Wegstaub, Mehl aus allen möglichen verschiedenen Bäckerkisten, das mein Mund hierhin und dorthin in die Luft blies, und wovon ich, weil es um mich flimmerte und flatterte, den Glauben hegte, es sei ein von mir und zur künftigen Belustigung großgewachsener Kinder erzeugtes Schneegestöber. Allerdings blieb nichts davon liegen; sobald es den Boden berührte, d. h. in die schwarzen Sargdeckel geriet, war es nichts als farbloses und spurlos eingesogenes Wasser.

Dann aber — „mein erstes Lied lag thränenfeucht vor mir," läßt Friedrich Halm seinen Camoëns sagen — das deckte sich mit meinem ersten Buche nicht ganz, da dies höchstens von der Druckerschwärze noch ein bischen naß und außerdem kein Lied, sondern eine kleine Novelle war, bei der mich der Verleger „um Lebens und Sterbens willen" gebeten hatte, eine Bürgschaft für die Wiedereinbringlichkeit der Herstellungskosten praenumerando auf mich zu

nehmen. Der Einsicht in die — logische — Billigkeit dieses Verlangens konnte ich mich nicht entziehen; darauf beschränkte sich jedoch auch ziemlich, was die Sache mir an befriedigendem Bewußtsein einbrachte. Denn als ich das erste Exemplar des Bändchens bekam und darin — nun ja, wer's nicht so gemacht, der lache drüber — ein bischen herumzublättern anfing, da mußte ich unwillkürlich einmal auf den Umschlag nach dem Autornamen sehen, denn mir war's plötzlich, als habe die löbliche Verlagshandlung sich vergriffen und mir Exemplare einer Novelle meines lieben Landsmannes Storm zugeschickt.

Und wunderlich, diese phantasmagorische Gefühlstäuschung verließ mich jahrelang nicht, kehrte immer wieder, wenn abermals so ein kleines goldschnitt-niedliches Büchelchen mit meinem schön gepreßten Namen drauf vor mir lag. Inzwischen glaubte ich wohl auch einmal irrtümlich etwas — geringerer Sorte — von Dickens, Bernhard Severin Ingemann und sogar Grillparzer in die Hände bekommen zu haben. Die Dinge sahen wie Flocken aus, aber Schnee war es nicht. Mir kommt die alte schöne Geschichte vom „Pusterohr" ins Gedächtnis: „Nee, en Pusterohr is es nich."

Wo die Grenze gelegen, an der ich Selbständigkeit und — wenn's so ist — einen eigenen Ton gewonnen, gefunden, vom Wind zugeweht bekommen, wie man's bezeichnen will, vermag ich mir selbst nicht anzugeben. Vielleicht in meinem dreißigsten Jahr, als ich unmittelbar hintereinander mein „Unter heißerer Sonne" und meinen „Eddystone" schrieb. Beide sind allerdings aus sehr verschiedener Tonart, doch wie ich glaube aus der meinigen, und mir zeitlich so zusammengewachsen, daß sie meiner Empfindung fast als Einheit vorkommen.

Wie sagten Sie, lieber Freund? Gut, ich möge denn dies obwohl sich höchst unähnliche Geschwisterpaar als meinen „Erstling" ansehen, — es trage sich ja in der Welt zu, daß ein solcher einmal ein Zwilling sei — und Ihnen in Talion einiges über das erste geistige Embryoweben, Werden und Wachsen desselben mitteilen?

Sehr gern, um so lieber, als ich dazu aufs beste im stande bin. Ich erinnere mich ganz genau, daß ich an einem sonnigen Herbstnachmittag vom Hasenberg bei Stuttgart, wo ich ziemlich saure Trauben gegessen, nach meiner Wohnung am Feuersee herunterkam, mich zu Hause hinsetzte und „Unter heißerer Sonne" zu schreiben anfing. Auch das weiß ich noch aufs sicherste, daß ich fünf Minuten vorher noch nicht mit einem Gedanken daran gedacht hatte. Aber es unterliegt wohl physiologisch-psychologisch-litterarhistorisch keinem Zweifel, daß sich mir unbewußt die schwäbische Sonne in etwas heißere, die Schwabenmädel in Venezuelerinnen, der Hasenberg in den Urwald, die sauren Trauben in Tropenfrüchte und der Feuersee zum Orinoko umgesetzt haben. Wahrscheinlich auch ein Tübinger Stiftler zu dem in weiblicher Wissenschaft noch ein wenig neulinghaft vertretenen germanischen „sennor naturalista". Und genau ebenso machte ich es mit dem Beginn und der Fortsetzung des „Eddystone", nur daß der Herbst des betreffenden Jahres um einige Wochen weiter vorgeschritten war und daß ich nicht mehr in Stuttgart, sondern in der guten und liebenswürdigen Stadt Flensburg von einem Spaziergang heimkam. Dabei wäre allerdings noch anoder vorzufügen, daß ich vor Jahr und Tag einmal die unheimliche Historie zweier, mehrere Wochen lang vom Verkehr mit dem festen Lande abgeschnittener Leuchtturmwärter auf einer Insel im

Roten Meer und zu andrer Zeit auch die Erbauungsgeschichte des damaligen Eddystone-Turmes, sein „Glück und Ende“ in der nämlichen Nacht gelesen hatte. Aber während ich das Büchlein schrieb, ungewöhnlich Grog zu mir genommen und mit Matrosen und ihren Schenkfreundinnen Duzbrüderschaft getrunken zu haben, kann ich mich nicht entsinnen.

Was nach dieser eingehenden Darstellung etwa noch an dem „woher, wie und warum“ dunkel geblieben sein sollte, mögen die sogenannten Musen wissen; mir haben sie nichts darüber anvertraut. Eine mildgesinnte Zeitschrift gab dem neu in der belletristischen Welt angekommenen Wesen ersten Unterstand, d. h. nur dem halben, sich anständiger präsentierenden Zwilling. Die andere (Eddystone-Hälfte wollte, ihres unschicklichen Gebahrens halber, keine Familie, ich meine, kein auf edle Backfisch-Sittigkeit haltendes Familienblatt in seine Kinderstube aufnehmen, so daß der Wildling sich von vornherein für Einpflanzung und zum Wurzelschlagen im vaterlandesüblichen Leihbibliothekenboden entschließen mußte. Nur einer meiner Freunde bediente sich seiner mit Vorliebe, um durch ihn seinen Konfirmationsgeschenk-Verpflichtungen gegen Töchter aus gebildeten Häusern zu genügen. Mehr als zwanzig Jahre sind seitdem verflossen, doch ist der „Eddystone“ nicht wie sein Original-Vorbild im wilden Meer der Zeit untergegangen. Von den 1000 Exemplaren, in denen der Verleger ihn damals zu vervielfältigen nötig geglaubt, besitzt er zum Glück noch für den fortlaufenden Leihbibliotheksverbrauch eines Jahrhunderts ausreichend Vorrat auf Lager.*)

*) Nachträglich muß ich mich leider dafür bekennen, in Bezug auf das Vorstehende eine falsche Prognose gestellt zu haben, da der Vorrat in diesem Sommer ausgegangen und der Verleger zu einer Neubeschaffung genötigt worden ist.
Anm. d. Verf.

Und so bekam ich, wie man sich hübsch ausdrückt, „einen Namen in der deutschen Litteratur".

„Ja, was is denn dös"? Wo sind Sie denn geblieben, lieber Kollege vom Kilchberg über dem Zürichersee? Ist meine Antwort auf Ihre „Entstehungs"-Frage Ihnen allzu ausführlich gewesen und haben Sie sich unvermerkt aus dem Staub oder vielmehr in den Schnee davongemacht? Ich sehe — leider — nichts, als auf dem Stuhl, wo Sie gesessen, das Heft der „Deutschen Dichtung", aus dem Sie mir Ihre Mitteilung über „Huttens letzte Tage" zu Gehör gebracht. Oder reichten Sie mir sie nur zum Lesen? Oder kam sie gar nur durch den Postboten zu mir? Das Flockengewirbel draußen macht den Kopf, wenn man länger hineingesehn, etwas mit wirbelig. Jedenfalls aber thut es mir äußerst leid, daß Sie nicht auf dem Stuhl dort sitzen.

Im übrigen, ob Erstlingsschnee, ob letzter, ob er rasch wieder wegtaut, oder eine Weile liegen bleibt, es kommt hurtig eine Zeit heran, in der auch er zergeht, zu Wasser, vom viellöcherigen Schwammboden aufgesogen wird und niemand mehr weiß, daß er einmal gewesen. Wozu auch? Es fällt ja immer neuer; mich bedünkt, sogar mehr als genug.

Georg Ebers.

Mein Erstling: „Eine ägyptische Königstochter.“

Von

Georg Ebers.

Welche meiner frühsten Schriften soll ich mein Erstlingswerk nennen? Von den heute noch ungedruckten Gedichten, zu denen schon den Knaben mancherlei begeisterte, oder den Aufsätzen in der „Prima“ kann hier natürlich nicht die Rede sein, aber Erstlingswerke waren sie dennoch, und hatte man sie eingereicht, so erwartete man kein geringeres Lob als das „sehr gut“, das erste und höchste von allen. Wie sicher glaubte man damals noch zuweilen dies stolze Zeugnis zu verdienen, und wie fern lag uns der Gedanke, daß jeder Schritt vorwärts uns weiter von der sicheren Erwartung entfernen werde, es noch einmal zuerkannt zu erhalten, sei es durch uns selbst, sei es durch den vielköpfigen Magister „Kritik“.

Leider will es mir nicht mehr gelingen, mir von der Beschaffenheit

dieser längst verlorenen Opuscula eine auch nur ungefähre Vorstellung zu bilden. Nur zwei in gebundener Rede blieben erhalten, und wollte ich die frühste meiner Schriften, die gedruckt ward, mein Erstlingswerk nennen, so hätte ich auf das zweite, eine poetische Erzählung, zurückzugreifen. Ich dichtete sie kurz vor dem Abiturientenexamen für den öffentlichen Aktus und trug sie in der Aula des Gymnasiums vor. Das Thema, dessen Wahl uns freigestellt war, lieferte mir der nämliche alte Herodot, dem ich um vieles später den Stoff für mein eigentliches Erstlingswerk „Eine ägyptische Königstochter" entnahm. Übrigens erbarmte sich die Kunst Gutenbergs jener poetischen Erzählung erst drei und dreißig Jahre nach ihrer Entstehung, und der Druck ist nur wenigen zugänglich geworden; denn er findet sich in der hübschen, aber nie in den Buchhandel gelangten Festschrift, die der Direktor des Quedlinburger Gymnasiums zur Feier des 350jährigen Jubiläums dieser trefflichen Schule herausgab.*)

Ein noch früher entstandenes Heldengedicht „Heinrich der Städteerbauer" ist so wenig in den Druck gekommen wie die meisten meiner lyrischen Sachen, doch lehrt es mich, wie früh sich schon der Drang zum Epischen in mir regte. Manche Begebenheit, die mir das Herz hob, und deren Hergang sich recht treu auf der Netzhaut meines inneren Auges abspiegelte, trieb mich an, sie dichterisch nachzugestalten, und eigenste Erfahrung ließ mich in meiner „Elisen" dem Juvenal die Verse in den Mund legen:

---

*) Sie steht im Anhang und trägt die Überschrift: „Atys und Adrast. Zum Aktus 1837 gedichtet und vorgetragen von dem Abiturienten ꝛc. Georg Ebers".

„Empfinden können alle Menschen gleich,
Das Schau'n und Schaffen nur sind Künstlergaben,
Die wir, ja wir allein — das macht uns reich —
Als köstlichstes Geschenk empfangen haben.

Mir, dem Poeten, mir gewährt es Lust,
Was mir das Herz erregt, im Wort, dem schnellen,
Was mich erhebt, was mir bewegt die Brust,
In klarem Wohllaut redend darzustellen."

Nachdem ich mich auf der Universität dem juristischen Studium abgewandt hatte und zu meinen lieben Alten zurückgekehrt war, unter denen die Ägypter mich bald besonders anzogen, füllte sich mir die ganze Seele mit Vorstellungsbildern, die mich um so dringender zur Nachgestaltung reizten, je festere Umrisse und kenntlichere Farben sie in mir gewannen. Doch ich hielt mich anfänglich zurück und hätte es während der Semester, in denen ich mich mit Leidenschaft der gelehrten Arbeit hingab, für ein Unrecht gehalten, den grammatischen, archäologischen und philosophischen Studien einer alten Neigung zu Gefallen die Zeit zu kürzen. Als Resultat der eigenen Forschung entstand endlich die in lateinischer Sprache geschriebene Dissertation über die sechs und zwanzigste Herrscherreihe des ägyptischen Königshauses, und ihr gegenüber könnte ich mich wieder versucht fühlen, sie mein Erstlingswerk zu nennen; denn sie bildet ein selbständiges Ganzes und wurde gedruckt. Freilich möchte ich damit der Absicht des Herrn Herausgebers kaum entsprechen; und doch verdient jene gelehrte Schrift der Erwähnung; denn mein erster Roman „Eine ägyptische Königstochter" wurzelt in den Vorstudien für sie. Die sechs und zwanzigste ägyptische Herrscherreihe ist nämlich diejenige, unter deren letztem Regenten das Nilthal den Persern unter Kambyses anheimfiel, und die lange

und eingehende Beschäftigung mit ihr führte mich so tief in das staatliche und private Leben der drei Weltmächte ein, die sich damals in freundlichem und feindlichem Sinne am nächsten berührten — Ägypter, Griechen und Perser — daß es mich drängte, der erwähnten, in mancher Hinsicht interessanten Epoche eine ausführlichere Darstellung zu widmen. Indem ich mir Jakob Burckhardts „Zeit Konstantin des Großen" zum Vorbilde nahm, begann ich eine Geschichte des Heimfalles Ägyptens an die Persische Weltmacht, und ich besitze noch die ersten Kapitel dieses nie vollendeten historischen Werkes. Eine neue Idee zog mich von ihm ab; denn während ich kritisch untersuchte, inwieweit die Erzählung des Herodot von der an den Hof des Kambyses gesandten Prinzessin Nitetis glaubwürdig sei, wurden mir die Menschen, um die es sich dabei handelte, immer vertrauter, und eines Tages faßte ich den Entschluß, die ägyptische Königstochter zur Heldin einer frei erfundenen Erzählung zu machen. Was Herodot von dieser unglücklichen Jungfrau berichtet, ist auch zweifellos ein brauchbarer Stoff für den Epiker, und F. Th. Vischers Ausspruch, jeder gute Roman sollte ein Kulturroman sein, stärkte mir den Mut.

Heimisch in der zu behandelnden Zeit und in psychologischen Studien nicht übel bewandert, glaubte ich lesend und im lebhaftesten Verkehr mit sehr verschiedenen Menschen in Deutschland und auf mancher Reise erkannt zu haben, daß die Grundzüge des menschlichen Wesens, die Triebfedern der Handlungen unserer Gattung jederzeit und überall sich im ganzen gleich geblieben seien; was aber im Kreise der drei darzustellenden Kulturvölker an Sitten, Gebräuchen, religiösen und sittlichen Anschauungen sich abweichend von den unseren gestaltet hatte, konnte leicht berücksichtigt werden.

So ging ich ans Werk, und mit frischerer Lust ist wohl selten eine Dichtung geschaffen worden als die ägyptische Königstochter von ihrem jungen Verfasser.

Als ich sie für vollendet hielt, legte ich sie, deren Werden ich auch vor den nächsten Freunden verborgen gehalten hatte, natürlich mit nicht geringem Zagen, dem Altmeister meiner Wissenschaft, Richard Lepsius, vor. Er, der ein treuer Leiter meiner gelehrten Studien gewesen war, und der wußte, daß ich im Begriff stand, mich der akademischen Lehrthätigkeit zu widmen, zeigte sich nicht wenig erstaunt, als ich ihm das dicke Manuskript eines dreibändigen Romans überreichte, und er ließ mich auch merken, daß ihn mein Ausflug in das alte „romantische Land" nicht eben angenehm überraschte. Als ich aber etwa vierzehn Tage später wieder bei ihm vorsprach, gab er mir die Freude über „dies treue, fesselnde und eigenartige Gemälde aus dem Altertum" — diese Worte entnehme ich einem seiner späteren Briefe — so lebhaft zu erkennen und wußte dabei einzelnes, was er gerne noch anders gesehen hätte, so verständnisvoll hervorzuheben, daß ich ihn glücklich und dankbar verließ.

Nachdem mein Erstlingswerk auch die Billigung des Meisters gefunden, hatte es mir einstweilen geleistet, was ich von ihm erwartet. Es war mir auch noch nicht eingefallen, einen Verleger zu suchen, als ich ein Vierteljahr später im schwäbischen Wildbad mit dem Stuttgarter Buchhändler Eduard Hallberger zusammentraf. Dieser seltene Mann, der später der liebste meiner Freunde werden sollte, kam mir bald recht nahe, und als ich ihm natürlich auch von meinem Manuskripte sprach, wünschte er es zu sehen. Beim

gemeinsamen Abendessen übergab ich es ihm, und der Unermüdliche, den ich in späteren Jahren sogar während seines Tutzinger Sommeraufenthaltes, wenn sein Schloß von Gästen wimmelte, halbe Nächte der Arbeit widmen sah, kam uns schon am nächsten Morgen beim Frühstück mit seiner schönen Gattin froh entgegen und rief meiner lieben, jetzt auch dahingegangenen Mutter in seiner anmutig heiteren Weise zu: „Das hat der Georg gut gemacht, und ich druck' es. Der zweite Band ließ mich nicht los, und es dämmerte schon, als ich ihn zuschlug."

So ging denn mein Erstlingswerk in die Welt, und es war ihm ein recht ungewöhnliches Schicksal beschieden; denn es dauerte ein Lustrum, bis die erste kleine Auflage erschöpft war; dann aber wurde es, obgleich weder die äußere Form noch der Inhalt bemerkenswerte Veränderungen erfahren hatten, immer lebhafter verlangt, und jetzt — 30 Jahre nach seinem Erscheinen — hat es immer noch von vielen begehrt, den vierzehnten Neudruck erfahren.

Die Kritik erwies sich der ägyptischen Königstochter, wo sie ihrer überhaupt gedachte, gleich nach ihrem Erscheinen recht freundlich, doch veranlaßte sie nur wenige sie zu lesen. Es wurden ihr auch nur kurze Anzeigen gewidmet, bis Carl Frenzel sie in einem großen Feuilleton der Nationalzeitung dem Flaubertschen Roman Salammbo zur Seite stellte. Gewiß zog seine kluge, ausführliche und dabei wohlwollende Würdigung manches Auge auf das Erstlingswerk des jungen unbekannten Autors; das schnellere Tempo gewann der Marsch des Romanes indes erst mehrere Jahre später. Ich habe dies Eintreten für mein ältestes Geisteswerk Carl Frenzel

nie vergessen, und einem Dichter kann auch auf der Schwelle seiner Laufbahn kein schöneres Geschenk zu teil werden, als die eingehende und verständnisvolle Würdigung seiner ersten größeren Leistung von seiten eines allgemein anerkannten, feinsinnigen Kritikers an einer so vornehmen Stelle, wie es die Nationalzeitung schon damals war.

Mein Lehrer Richard Lepsius wurde der Pate der Königstochter, indem er die Widmung annahm, und bis ans Ende versäumte er selten, es mir mitzuteilen, wenn er aus dem Munde hervorragender Männer ein besonders günstiges Urteil oder eine recht zutreffende Bemerkung über den Roman vernommen hatte. Bis jetzt ist er in sechzehn Kultursprachen übertragen worden, und das freut mich; denn der Satz, den ich irgendwo las, daß das Urteil des Auslandes das der Nachwelt anticipiere, scheint mir wohl wert der Beachtung.

Mögen diejenigen, welche selbst der Drang beseelt, dichterisch zu schaffen, ermessen, was es mich kostete, nach den Erfolgen, welche mein Erstlingswerk längst geerntet hatte, dreizehn Jahre lang die Muse zurückzuweisen, so oft sie mir winkte; und sie that es nicht selten. Dennoch ist es mir gelungen, während dieser langen Zeit ausschließlich der ernstesten wissenschaftlichen Forschung und meinem akademischen Lehreramte zu leben. Erst als sich mir der Stoff zur Uarda in Theben aufgedrängt hatte, konnte ich daheim dem mächtigen Triebe, ihn poetisch auszugestalten, nicht widerstehen, und später fand ich, daß es sehr wohl angeht, der Muse den Willen zu thun und doch der Minerva ein treuer Diener zu bleiben. Beide sind Göttinnen, und wenn man jeder zur rechten Zeit opfert, braucht sich, denk' ich, weder die eine noch die andere beeinträchtigt zu fühlen.

Rudolf Baumbach.

Mein Erstlingswerk: „Zlatorog."

Von

Rudolf Baumbach.

Die siebziger Jahre waren eine frohe Zeit für mich, gewissermaßen die zweite Auflage meiner vielleicht allzu fröhlichen Studentenzeit. Ich saß in Triest am Gestade der blauen Adria, wenn ich nicht durch die Berge des Karstes und der Julischen Alpen strich und botanische Studien machte.

Als der küstenländische Alpenverein gegründet wurde, ward ich ein eifriges Mitglied. Da wir Geld brauchten, um auf dem Krainer Schneeberg ein Unterkunftshaus zu bauen, lieferte ich eine (nur im Manuskript erscheinende) Wochenschrift, genannt „Enzian". Der Leipziger Verleger Felix Liebeskind bekam diese „Kneipzeitung" (denn mehr war es nicht) zu Gesicht, nahm sie in Verlag und gab drei Jahre hintereinander je ein Heft heraus, welches er auch

„Enzian" nannte mit dem Zusatz „ein Gaudeamus für Bergsteiger". Eine Zeitlang galt in „alpinen" Kreisen ein gewisser Baron Czörnig, der 1893 in Wien gestorben ist, für den Verfasser und Rudolf Baumbach für sein Pseudonym. Die von mir herrührenden Beiträge sind später von Liebeskind unter meinem Namen und dem Titel „Mein Frühjahr" herausgegeben worden.

Auf den Enzian folgte die in dem gleichen Verlag erschienene Alpensage „Zlatorog". Diese slovenische Sage wurde mir mitgeteilt von einem Triester Professor Wilhelm Urbas, der damals an einer Landeskunde von Krain arbeitete. Die Sage handelt von dem weißen, goldgehörnten Gemsbock, der das Alpenparadies der weißen Frauen (Rojenice) bewacht und schließlich zerstört. Der Schauplatz der Sage ist der Triglav (Terglow), der höchste Gipfel der Julischen Alpen.

Viermal setzte ich an, diesen Gipfel zu ersteigen, und viermal zwang mich das Wetter, unter der Spitze, bei einer Schafhütte, deren Name mir entfallen ist, umzukehren. Zu den notwendigen Naturschilderungen, an denen man die überwiegende Botanik tadelt, lieferten mir die den Triglav umgebenden, niederen Berge das Material, namentlich die Ćerna prst, deren Gipfel in der That ein Zaubergarten ist.

Das Gedicht „Zlatorog" entstand in den Jahren 1874 und 1875 in dem Krainer Bad Veldes und erschien Weihnachten 1876 bei Liebeskind in Leipzig. Die erste Rezension, die mir zukam, lautete: „Nicht über das Niveau der landläufigen Wald-, Feld- und Wiesen-Dichtungen erhebt sich das Gedicht Zlatorog von R. B. Freilich wird hier die ungebührlich prächtige Ausstattung ganz besonders die Kritik herausfordern." Bald liefen andere Besprechungen ein, in denen das Gedicht gelobt wurde, so z. B. eine Rezension von

Robert Hamerling, die für die Verbreitung des Büchleins in Oesterreich wichtig wurde. Als Kuriosum sei eine Erwähnung des Gedichtes in dem zu Florenz erscheinenden Blatt: „Le Touriste" verzeichnet: R. B. a fait un recueil des proverbes en usage parmi les habitants des Alpes Juliennes dans l'idiome slave et les a imprimées dans un petit volume intitulé Zlatorog.

Ein Glück für das Gedicht war es, daß der Wiener Hofburgschauspieler Josef Lewinsky darauf aufmerksam wurde. Er las die Dichtung zuerst in Wien, dann in vielen anderen Städten, und von dem Beifall, den der berühmte und beliebte Rezitator erntete, fiel allemal auch für mich etwas ab.

Das Gedicht wurde als Kantate (später auch als Oper) behandelt von A. Thierfelder, der jetzt als akademischer Musikdirektor in Rostock lebt, als Oper von Viktor Gluth in München und von Hans Schmitt in Wien. Die Opern scheinen aber keinen Erfolg gehabt zu haben.

Im vergangenen Frühling traf ich bei einer Wanderung in Kärnthen auf ein „Hotel Zlatorog",*) allwo man mir viel Ehr' erwies. Vergelt's Gott.

Bei mir daheim in Meiningen ist der goldgehörnte Gemsbock in verschiedenen plastischen Darstellungen zu finden und wird den bei mir vorsprechenden Fremden mit Stolz gezeigt.

Die Dichtung hat viele Auflagen erlebt, und ich hoffe, obwohl es mit meiner Gesundheit nicht gut steht, noch die fünfzigste zu sehen. Die letzte ist geschmackvoll illustriert von Kunz Meyer.

*) Ein merkwürdiger Zufall ist es, daß in der Nähe dieses Hauses ein Gemsbock steht, der halbweiß ist. Hoffentlich werde ich im Herbst desselben habhaft.

Ernest Eckstein.

Mein Erstling: „Schach der Königin!“

Von

Ernst Eckstein.

Leider bin ich nicht in der Lage, über mein Erstlingswerk, das humoristische Epos „Schach der Königin!“, das zuerst 1870 erschien, halb so interessante Mitteilungen zu machen, wie etwa Conrad Ferdinand Meyer über sein fesselndes Poem „Huttens letzte Tage“.

Demungeachtet will ich sehn, was sich thun läßt.

Die Entstehungsgeschichte von „Schach der Königin!“ hat ihre Absonderlichkeiten. Als ich die Feder ansetzte, lag mir nicht das Geringste vor, was auch nur wie die Skizze eines Entwurfs ausgesehen hätte; ja selbst innerlich hatte ich keinen Plan. Die zwanzig Gesänge, aus denen das Werk besteht, krystallisierten sich um einige ganz flüchtig hingeschleuderte und später dann umgeschmolzene Bruchstücke. Nach und nach erst kam etwas Ordnung in diese Planlosigkeit;

Unverwendbares wurde beseitigt; Anderes eingefügt; Willkürliches und Zufälliges motiviert; und so zuletzt ein Opus auf die Beine gestellt, das sich zwar ziemlich flott und zuversichtlich gebärdete, aber die Spuren dieser eigentümlichen Genesis doch nicht hinlänglich verwischen konnte, um das Auge des Kenners zu täuschen.

Schon die äußere Form verrät, daß hier nicht eine Arbeit aus Einem Guß vorliegt. In den älteren Teilen der Dichtung, das heißt vom zweiten bis achten Gesang, überwiegt bei den achtzeiligen Strophen eine wechselnde Verschlingung der Reime, während sich in dem ersten Gesang und in der zweiten Hälfte des Werkes mehr die regelmäßig gegliederte Stanze findet. So schlimm, wie Karl Frenzel es darstellt, der dem Buche unmittelbar nach Erscheinen mehrere Spalten widmete, war das Chaos nun doch wohl nicht, was schon aus dem Umstand hervorgeht, daß sich die Handlung in aller Kürze erzählen läßt. Rudolf Gottschall rühmte sogar ausdrücklich den Grundgedanken, der darin besteht, daß der Held quasi am eigenen Fleische erleben muß, was er im Übermut seiner Welt- und Gesetzesverachtung bei andern gesündigt hat.

Kurt — so heißt der jugendlich-kecke Abenteurer — verführt die Frau eines preußischen Junkers; die Treulosigkeit Mariens — so heißt die Frau — wird entdeckt; nach den üblichen Ehrenhändeln läßt der betrogene Gatte sich scheiden. Auch das zärtliche Paar geht im Lauf der Geschehnisse unverhofft auseinander; Kurt verlobt sich mit einer leidenschaftlichen Südländerin, der wonnesamen Giulietta Crispi — und nun verführt ihm der preußische Junker meuchlings die Braut.

Man sieht, die Fabel hat doch ein Rückgrat, und daß dies Rückgrat vergleichsweise so fest und korrekt ist, nimmt mich angesichts der oben geschilderten Entstehungsgeschichte selbst Wunder.

Sollte der Leser die Konzeption meines Erstlings gar zu barbarisch finden, so will ich zur allgemeinen Beschwichtigung hier darauf hinweisen, daß der „Stoff" im humoristischen Epos nicht entfernt die Bedeutung hat, wie etwa in der ernsteren Epopöe, im Roman oder vollends im Drama. Die Handlung ist in „Schach der Königin!" nur der Faden, an welchem das Episodische, die fröhlichen Arabesken, die Exkurse und Parabasen in bunter Folge sich aufreihen. Richard Gosche in seinen „Litteraturbriefen" fand sogar den Schwerpunkt der Dichtung in den rein lyrischen Elementen, in der launigen Klangfarbe der Diktion, in der Behandlung des Verses.

Die erste Auflage ging im Kultus des Nebensächlichen, trotz der Maskenfreiheit, die man der Gattung einräumen mag, wohl etwas zu weit; daher steht in der Vorrede zur „dritten völlig umgearbeiteten Auflage" wörtlich zu lesen wie folgt:

„Der Verfasser hat lange geschwankt, ob er sein Erstlingswerk nicht ganz und gar in der ursprünglichen Form belassen sollte. Allmählich aber brach sich doch die Erkenntnis Bahn, daß man die immer wiederkehrende Reproduktion aller, auch der evidentesten Fehler mit Recht als eine Geschmacklosigkeit auffassen würde. Die Grundzüge der Komposition ließen sich allerdings nur an wenigen Punkten verbessern; im einzelnen aber konnte gar mancher Mißgriff beseitigt, gar manche Schroffheit gemildert, gar mancher Verstoß gegen die Schönheit gesühnt werden. Schon die Rücksicht auf das Publikum, das dem Werke trotz aller Unvollkommenheit eine von Jahr zu Jahr wachsende Teilnahme zuwandte, gebot einen Versuch. Dieser Versuch nun tritt hier in die Öffentlichkeit. Die Kritik wird sich überzeugen, daß ich ihre Winke vielfach benutzt habe, selbst

wo sie in feindlicher und gehässiger Form erteilt wurden. Insbesondere ist die Gestalt des philosophischen Lohnschreibers, die Karl Frenzel mit Recht als mißlungen bezeichnete, völlig in Wegfall gekommen. Wo die Handlung Motive verwertet, die als Satire auf die moderne Roman- und Dramen-Komposition beabsichtigt waren, da ist die parodistische Willensmeinung des Autors schärfer accentuiert worden. Das Episodische wurde mehr eingeschränkt, die allzu dreisten Schößlinge burschikoser Ausgelassenheit wurden gebändigt. Demungeachtet haftet dem Buche auch in seiner neuen Gestalt viel Jugendliches, Ungebärdiges und Disharmonisches an. Wenn die geringen Vorzüge, die es besitzen mag, jetzt um einiges mehr zur Geltung kommen, als früher, so ist die Mühe, der sich der Verfasser bei dieser neuen Auflage unterzogen hat, reichlich belohnt."

Im Herbst 1869 war „Schach der Königin!" so weit fertig, daß ich mich nach einem Verleger umsehen konnte. Die fünfunddreißigste Strophe des letzten Gesanges lautet:

„. . . Seitdem ist manche Woche nun verflossen,
Und mehr als eine Feder schrieb ich breit;
Manch Quärtlein ward ins Tintenfaß gegossen,
Und mancher Fleck bespritzte mir das Kleid.
Jetzt aber sei das Riesenwerk beschlossen,
Das Biedersinn bedächtig euch geweiht . . .
Schon greift der Setzer rüstig in die Lettern,
Um in Oktav mich schwärzlich zu vergöttern."

Man sieht, die letzten Zeilen atmen eine rühmliche Zuversicht. Die beiden folgenden Strophen jedoch zeigen, daß sich der jugendliche Verfasser, trotz der guten Meinung, die er von seinem Werk hatte, auch über die Unvermeidlichkeit dessen nicht täuschte, was linius der Jüngste „la petite misère de la critique" nennt:

„Dann schnuppern sie, die Tadler und die Schelter,
Und schmähen mir die blumenfrische Braut; —
Der wünschte sie erfahr'ner sich und älter,
Dem Zweiten lacht und jubelt sie zu laut . . .
Geduld! Auch sie wird reifer noch und kälter,
Und wenn sie jetzt noch wenig euch erbaut,
So sucht euch, bis sie sittsam und gesetzt wird,
Gesellschaft, wo der Anstand nicht verletzt wird."

Nach dieser Vorahnung gerechtfertigter und minder gerechtfertigter Angriffe, die denn auch in der That nicht ausblieben, läßt das Poem in der Schlußstrophe noch einmal dem Hochgefühl selbstvertrauender Schaffensfreude vollauf die Zügel schießen. Nörgelt an meiner unklugen Muse herum, soviel ihr begehrt! Sprecht ihr jeden sittlichen Halt, jede künstlerische Vollendung mitleidslos ab:

„Nur laßt sie mir! Ich liebe ihr Gekose
Und ihren weichen, purpurroten Mund.
Beseligt ruht mein Haupt in ihrem Schoße,
Und freundlich weiht die Liebe unsern Bund.
Pflückt am Olymp das Edle euch und Große . . .
Doch in des Waldes bachdurchfloss'nem Grund
Blühn Anemonen, schüchtern und erschrocken:
Die schling' ich ihr begeistert in die Locken."

Das Manuskript ging sauber verpackt nach Stuttgart und zwar zuvörderst nicht an einen Verleger, sondern an Otto Müller, den allbeliebten Verfasser von „Bürger, ein Dichterleben", „Charlotte Ackermann" ꝛc. ꝛc. Müller, ein Altersgenosse und Freund meines Vaters, dazu ein Landsmann, las das Werk binnen drei Tagen durch, schrieb, er habe sich bei der Lektüre „vor Vergnügen gewälzt" und erklärte sich mit einer Liebenswürdigkeit, die ich ihm niemals vergessen werde, bereit, sofort die Vermittlung bei der J. G. Cottaschen Buchhandlung zu übernehmen.

Cotta! — Der Name wirkte ja damals noch auf alle angehenden

Poeten wie eine Zauberformel. Das Dogma der Klassizität flutete seinen mild verklärenden Schimmer auf alles, was da im Schutz der erlauchten Cottaschen Flagge fuhr. Daran änderten selbst die handgreiflichsten Mißerfolge nicht das geringste. Ein Nonplusultra von Willkürlichkeit war zum Beispiel die litterarische Kanonisierung des ungarischen Bischofs Johann Ladislaus Pyrker gewesen... Es giebt zwar rechtgläubige Militärs, die bei der Lektüre Platenscher Verse den Gedanken nicht unterdrücken können: Wenn schon ein Lieutenant a. D. so hübsche Gedichte macht, da möchte ich erst einmal etwas Längeres von einem aktiven General lesen! — Aber man darf doch von einem so trefflich begabten Manne, wie Cotta, nicht annehmen, daß er sich in einem ähnlichen Irrtum bezüglich der Bischofswürde und ihres Einflusses auf das Verhältnis zur Muse befunden habe. Der Geist, der sich auf die Diener der katholischen Kirche herniedersenkt, weiht sie zu allem Guten und Edlen; er giebt ihnen möglicherweise die Kraft, Wunder zu wirken; nur zum Poeten kann selbst der heilige Vater zu Rom einen Priester nicht stempeln, wenn sich die Mutter Natur in ihrer heidnischen Blindheit widerspenstig erweist. Ladislaus Pyrker war ein feingebildeter Herr, aber ein Autor von exquisiter Talentlosigkeit. Seine „Tunisias" glänzt durch die geradezu virtuose Verwendung alles dessen, was Langeweile erzeugt; seine „Rudolfias" war in jeder Beziehung die Odyssee zu dieser Iliade. Und einen so mangelhaften Poeten etikettierte uns der Stuttgarter Buchhändlerfürst als deutschen Klassiker! Man hätte nun denken sollen, dieser bedenkliche Fehlgriff wäre nicht nur für die privilegierten Geister, sondern für das ganze gebildete Publikum Anlaß geworden, der Cottaschen Rubrizierung

mit einigem Mißtrauen zu begegnen, und den Poeten von Cottas Gnaden vorurteilslos auf den Zahn zu fühlen, ehe man ihnen den Rang der Unsterblichkeit zuerkannte. Es vollzog sich jedoch ganz der entgegengesetzte Prozeß. Die Namen Goethe und Schiller hatten auf die Stuttgarter Firma einen so unvergänglichen Glanz ausgegossen, daß man nicht sowohl gegen Cotta, als gegen sich selber mißtrauisch ward. Man legte sich voll Demut die Frage vor, ob der geringe Genuß, den man aus der Lektüre der Stuttgarter Klassiker schöpfe, nicht etwa dem eignen mangelhaften Verständnis zur Last falle, — und scheute sich, angekränkelt von diesen Zweifeln, jene Genußlosigkeit auszusprechen.

Kurz, ich war von dem unvergänglichen Heil, das mir aus einer Verbindung mit dem Verleger Johann Wolfgang von Goethes erwachsen würde, so tief-innerlich überzeugt, daß mich die Nachricht von dem ersten huldvollen Lächeln der maßgebenden Stuttgarter Persönlichkeiten mit dem Bewußtsein durchrieselte: Du hast nun den Besten deines Jahrhunderts genug gethan!

Vierzehn Tage verstrichen. Ein Brief Otto Müllers meldete mir in lakonischer Kürze: „Gratulor!“ — Alles ging gut. Der Chef der Firma und seine litterarischen Beiräte waren von dem eigentümlichen Ton der Dichtung zwar ein wenig verblüfft, aber doch sofort dafür eingenommen. Da erhob ein gewisser Doktor Altenhöfer, der, wenn ich nicht irre, in Augsburg als Redaktionsmitglied der „Allgemeinen Zeitung“ das Scepter schwang, noch im letzten Moment seine Warnerstimme. — Ich habe den Brief, den Herr Altenhöfer an den „Hochzuverehrenden Herrn Baron“ schrieb, selber gelesen. Der Brief erkannte zwar bereitwillig an, daß „Schach der

Königin!" nicht ganz ohne Verdienst, und — lediglich als Dichtwerk betrachtet — wohl des J. G. Cottaschen Verlages würdig sei; aber, aber —: es komme darin leider Gottes ein Ehebruch vor; und einen Ehebruch dürfe das Haus Cotta durch Aufdrückung seines Stempels nicht öffentlich sanktionieren!

Da war ich also „geleimt"! Ich hätte mich zwar auf berühmte Muster berufen, ich hätte die Firma bescheidentlich daraufhinweisen können, daß unser größtes Dichtwerk, der „Faust", sechs „niederträchtige" Themen auf einmal — nämlich Verführung eines Mädchens unter sechzehn Jahren (§ 182 des R.-Str.-G.), Kuppelei (§ 181), fahrlässige Tötung (§ 222), Tötung im Zweikampf mittels vorsätzlicher Übertretung der hergebrachten Regeln (§ 207), Kindesmord (§ 217) und zum Schluß den Versuch, eine Gefangene zu befreien (§ 120) — mit allem Zauber der Poesie umkleidet; aber eh' ich noch diesen Gedanken recht in Erwägung zog, hatte mein Freund in Apoll, Otto Müller, bereits einen Mann entdeckt, der von den Rechten der Poesie höher dachte, das „Geschluchze der falschen Moral", wie Müller sich ausdrückte, einfach belächelte, und sich sofort entschloß, das Manuskript in Verlag zu nehmen. Dieser verständige Mann war Adolf Kröner, der mehrere Jahre zuvor mit Hans Hopfens „Peregretta" und einigen anderen Werken später berühmt gewordener Dichter ziemlich erfolgreich debütiert hatte. Eine seltsame Ironie des Schicksals hat es gewollt, daß Adolf Kröner, damals noch Anfänger, im Laufe der Zeit diese nämliche Cottasche Buchhandlung siegreich „geschluckt" und mit den sonstigen großartigen Unternehmungen, denen er vorsteht, vereinigt hat. —

„Schach der Königin" spielt mitten im allermodernsten Leben.

Der Schauplatz der ersten Gesänge ist ein thüringischer Badeort, der der späteren die preußische Hauptstadt; vorübergehend zweigt sich die Handlung auch nach dem Süden ab, zumal nach Venedig. Unmittelbarste Autopsie der Menschen und Dinge gab mir die Anregung; die Form stand unter dem Einfluß Luigi Pulcis (Il Morgante maggiore), Ariostos und vor allem Lord Byrons, dessen „Don Juan" mich damals begeisterte.

Träte ich heute mit „Schach der Königin!" zuerst an die Öffentlichkeit, so würde mir, zahlreicher Episoden halber, vielleicht die Ehre zu teil, von den Jüngstdeutschen als Mitglied ihrer vermeintlich so neuen und originellen Schule angesprochen zu werden. Damals — 1870 — war die Zeit dieser glorreichen Himmelsstürmer noch nicht gekommen.

Es sei mir gestattet, ein Wort über den Titel der Dichtung hinzuzufügen. Das „Schach der Königin!" bezieht sich allerdings wohl zunächst auf die kühne Liebesattacke, die der Held insceniert, weit mehr aber noch auf die ganze Veranlagung seines Temperaments. Ich suche in diesem Kurt eine übersprudelnde Individualität zu schildern, die der Allmacht des Philisteriums mit bewußtem Trotze entgegentritt, und der „landläufigen Sitte", dieser alles beherrschenden Königin, in rücksichtslosester Weise Schach bietet. Zu solcher Rücksichtslosigkeit befähigt ihn vornehmlich seine etwas weltschmerzliche Lebensauffassung, wie sie gleich im ersten Gesange deutlich zu Tage tritt.

Daß er nun in dieser Reaktion gegen das Bestehende vielfach zu weit geht, daß er fremde Rechte mit Füßen tritt und allerlei Extravaganzen zu Wege bringt, das liegt — um dies hier

nochmals hervorzuheben — einfach in dem Sujet, und nur der Unverstand konnte dem Autor die Absicht zuschreiben, als habe er diese Thorheiten gewissermaßen als Norm zur Nachahmung rekommandieren wollen. Das Gedicht nimmt allerdings Partei für den Helden; ja, es behandelt die Beziehungen Kurts zu Marien mit der Naivität der provençalischen Troubadoure: aber es bietet doch auch Momente der Sühne. Just die Vergeltung, die an dem jugendlichen Heißsporne geübt wird, bildet den Kern der Fabel: Kurts Vergehen sind nur Introduktion.

Der erste sichtbare Erfolg von „Schach der Königin!“ war für mich eine liebenswürdige Zuschrift von Julius Rodenberg, der damals den von ihm in Gemeinschaft mit Ernst Dohm gegründeten „Salon“ redigierte. Diese Revue nahm unter der Führerschaft Rodenbergs unbestritten den vornehmsten Rang unter den schönwissenschaftlichen Blättern ein. Rodenberg forderte mich zur Mitarbeiterschaft auf und legte mir so den Gedanken nahe, auch in Prosa mich zu versuchen, und zwar zunächst auf dem Gebiet der Novelle. — Andere Zeitschriften folgten. Die Schwierigkeiten, mit denen der Anfänger so häufig zu kämpfen hat, sind mir durch außerordentlich günstige Konstellationen erspart worden. Und so schließe ich denn dieses kleine Stück Selbstbiographie mit einem herzlichen Dankesgruß an das Dreigestirn, das über der Wiege meines Erstlings gestrahlt hat: an meine ersten litterarischen Gönner Otto Müller und Julius Rodenberg, und an den Paten des Kindes: Adolf Kröner, meinen ersten Verleger.

Karl Emil Franzos

Mein Erstlingswerk: „Die Juden von Barnow."

Von

Karl Emil Franzos.

Die Geschichte meines ersten Buchs ist zugleich die Geschichte meiner Jugend. Ich hätte damals nur dieses, kein anderes schreiben können und war tief in der Arbeit, ohne die Absicht, daß es ein Buch und ich ein Schriftsteller werden sollte. Ich hegte andere Pläne für meine Zukunft und schrieb die ersten Blätter im heißen Drange, mir die Brust zu entlasten und gleichsam mit mir selbst ins Klare zu kommen. Das Schicksal hatte dafür gesorgt, daß ich diesen Drang nach Klärung empfinden und nur mit harter Mühe befriedigen sollte. Denn es waren seltsame und widerspruchsvolle Eindrücke, die ich früh erfahren, und was später hinzutrat, mußte, so sehr es mir zum Heil war, zunächst nur verwirrend wirken.

Wollt' ich alle diese Eindrücke ausführlich schildern, so gäbe dies

keinen Aufsatz, sondern ein Buch, ich glaube ein lesenswertes, auch wenn der Knabe und Jüngling dann als Mann seinen Namen nie gedruckt gelesen hätte, so merkwürdig waren die Menschen und Zustände um mich her. Hier soll nur das Wichtigste gesagt sein.

Ich bin im Spätherbst 1848 in einem Forsthause des russischen Gouvernements Podolien geboren, unweit der oesterreichischen Grenze, im weiherreichen Waldland, durch das der Podhorze rinnt. Als ich vor zwanzig Jahren die Gegend durchstreifte, wollt' ich mir mein Geburtshaus ansehen und fand nur rauchgeschwärzte Trümmer, um die junge Buchen fröhlich emporsproßten; das Haus war niedergebrannt und nie wieder aufgebaut worden. Damals stimmte mich der Anblick wehmütig, aber meine Heimat ist dies Haus nicht gewesen. Sechs Wochen war ich alt, als ich es verließ, und darf nicht einmal sagen, daß dort meine Wiege gestanden. Denn die war für den schwächlichen, von einer angstgequälten Mutter vorzeitig geborenen Ankömmling nicht gerüstet, ich wurde in ein Kofferchen gebettet und in demselben Kofferchen machte ich dann meine erste Reise, sechs Meilen westwärts, ins Elternhaus, das Haus des k. k. Bezirksarztes Dr. Heinrich Franzos zu Czortkow in Ostgalizien. Wohl aber deutet der Ort meiner Geburt auf den bestimmendsten Einfluß meiner Kindheit hin: ich kam auf russischem Boden zur Welt, weil mein Vater aus ganzem Herzen ein Deutscher, ein Oesterreicher und freiheitlich gesinnt war.

Mein Vater! — möglich, daß einiges von dem Licht, das mir sein Haupt umstrahlt, aus dem eigenen Herzen kommt, aber das Lob seiner Tüchtigkeit und seines Gemüts habe ich von jedem vernommen, der ihn gekannt, und doch waren es nur politische, nationale und religiöse Gegner, die mir von ihm gesprochen haben!

Denn er hatte keinen Gesinnungsgenossen im Städtchen, vielleicht sogar keinen im vereinigten Galizien und Lodomerien, und allzu zahlreich hätte er sie damals auch im ganzen Kaisertum Oesterreich nicht vorgefunden. Ganz einsam stand mein Vater, und es ist kaum zu sagen, welche großen Wirkungen das auf mich geübt hat.

Er war anders, als die Leute um ihn her, schon kraft seiner Abstammung und Erziehung. Unsere Vorfahren waren spanische Juden, die vor den Verfolgungen der Inquisition nach Holland geflüchtet und endlich in Lothringen eine neue Heimstätte gefunden; ihr Ritus blieb der spanische, aber sie sprachen nun französisch; auch der Familienname „Levert" hat diesen Klang. Mit Stolz hat mir mein Vater oft erzählt, daß sie in Spanien reiche und gebildete Handelsherren gewesen, aber mit noch größerem Stolz, daß sie sich in Lothringen als arme, fleißige Lichtzieher ernährt, Geschlecht um Geschlecht durch dasselbe Handwerk. Einer von ihnen, Michel Levert in Nancy, arbeitete sich zum Fabrikanten empor; neben Wachskerzen goß er auch Nippes und Statuetten im Geschmack seiner Zeit, des Rokoko; die Familiensage erzählt: nach eigenen Modellen, und spricht ihm regen künstlerischen Sinn zu. Gewiß ist, daß ihm daraus viel Ansehen, aber auch viel Anfeindung seitens seiner Glaubensgenossen erwuchs; der fromme Jude darf ja kein Bild verfertigen. Aber das focht den tapferen Mann nicht an, mit dem Erfolg wuchs ihm auch die Thatkraft, und da er viele polnische Magnaten zu seinen Kunden zählte, weil damals im Osten keine Wachskerzen gefertigt wurden, so ging er um 1770 mit seinen beiden jüngsten Söhnen nach Polen und errichtete dort für jeden von ihnen eine solche Fabrik, bei Warschau und bei Tarnopol.

Michel Levert war mein Urgroßvater und sein jüngster Sohn, der die Tarnopoler Fabrik übernahm und daher zwei Jahre später oesterreichischer Unterthan wurde, mein Großvater. Mit dem Michel hatte er den Sinn für höhere Interessen, die Abneigung gegen alles Pfäffische gemein, nicht aber die kaufmännische Tüchtigkeit und Thatkraft. Ein seltsamer Mann; sein Leben lang sehnte er sich nach der schöneren Heimat zurück und mühte sich doch gleichzeitig, sein Leben anzuknüpfen an das der Anderen um sich her. Es gelang ihm nur kümmerlich, am wenigsten wohl bei den Juden. Das war so natürlich; er war ein Fremdling von anderem Ritus, anderer Sprache und Tracht, zudem der einzige jüdische Fabrikant seiner Gegend. Vor allem aber rissen seine Überzeugungen die Kluft so tief, daß wohl noch ihn sein mitleidvolles Schwärmergemüt zu den armen Brüdern hinübertragen konnte, während er für sie nur eben ein Abtrünniger und Feind war. Er war ein ungestümer Aufklärer und begriff gar nicht, daß die Starrgläubigen aus seinen Reden gegen den Aberglauben nur seine „Gottlosigkeit" heraushörten. Gleich eifrig, aber etwas fruchtreicher war sein Mühen um Verbreitung deutscher Kultur; der und jener lernte auf sein Zureden deutsch; die Bücher, die er freigebig verschenkte, namentlich Mendelssohn und Lessing fanden Leser. Freilich so sehr, wie ihm selbst, war es keinem um die deutsche Bildung zu thun; hatte er doch um 1790, ein vierzigjähriger Gatte und Vater, sein Geschäft fremden Händen anvertraut und war nach Lemberg gegangen, um da an der neuen Universität nach Herzenslust zu treiben, was ihm gefiel, Deutsch und Geschichte, Jurisprudenz und Ästhetik. Größeres Entgegenkommen fand der edle Sonderling, dessen höchstes Vergnügen

neben dem Bücherlesen das Briefschreiben war und der wohl nur eines äußeren Anstoßes und gereifterer Bildung bedurft hätte, um selbst ein Bücherschreiber zu werden, bei den deutschen Beamten seines Kreises; dem großen Schmerz freilich, den ihm das neue Regiment kurz nach Beginn angethan, konnten auch sie nicht abhelfen. Als nämlich die Juden Galiziens auf Josef II. Geheiß von der Militärverwaltung Familiennamen erhielten, ward ihm statt seines angestammten „Levert" der Name „Franzos" zugeteilt.

Als Spätling wurde ihm 1808 mein Vater geboren. Sein Jubel kannte keine Grenzen; sein Einziger sollte es besser haben, als er; nicht Kaufmann sollte er werden, sondern Gelehrter, und nie um der Aufklärung willen leiden müssen. Wie tief sich der Mann, der seine Jünglingsjahre in Frankreich verbracht, in seinen Mendelssohn, Lessing und Schiller hineingelesen, mag die Thatsache erweisen, daß er, obwohl alles Äußerliche — die verwandtschaftlichen Beziehungen und die bessere Lage der französischen Juden — dafür und nichts dagegen sprach, doch gar nicht daran dachte, den Sohn nach Frankreich zu schicken; er sollte seine Heimat in Deutschland finden. Demgemäß wurde der Knabe zuerst von einem protestantischen Kandidaten aus dem Hannöverschen erzogen, dann auf ein Wiener Gymnasium gegeben. Ebenso bezeichnend war die religiöse Erziehung: „Es ist Ein Gott über uns Allen, alle Religionen sind gleich gut, weil alle zur Menschlichkeit verpflichten, Zeremonien sind überflüssig. Als Jude geboren, hast du Jude zu bleiben, weil dies offenbar Gottes Wille ist, und weil deine Glaubensbrüder, die noch — mit Recht und Unrecht — scheel angesehen werden, guter und gebildeter Männer bedürfen, die sie läutern und verteidigen." Warum dies all und

auch einiges über meinen Vater in die Geschichte meines Erstlingswerks gehört, wird bald klar werden.

Blicke ich in meine Kindertage zurück, so sehe ich meinen Vater so deutlich vor mir, als hätte ich ihn gestern und nicht vor einem Menschenalter verloren: ein stattlicher, hochgewachsener Mann mit ernstem, scharfgeschnittenem Antlitz, so daß dies Antlitz wohl düster erschiene, wenn nicht die Augen wären, die guten, warmen Schwärmeraugen — und nie habe ich sie heller strahlen sehen, als wenn er mir von seiner Jugend erzählte. Das war seine glücklichste Zeit gewesen, aber harmlos fröhlich war er wohl auch damals nicht. Als er zuerst das Klassenzimmer bei den Wiener Piaristen betrat, hatte er gar nicht die Empfindung, daß er ein anderer Mensch sei, als der Christof Huber und der Xaver Mayer; wie auch hätte er's ahnen sollen? — alle Religionen waren ja „gleich gut" und was sein Volksgefühl betraf, so war ja auch er ein Deutscher, dank der Lessing-Schwärmerei des Vaters und der Erziehung durch einen Schüler Jahns. Nun erfuhr er, daß er doch etwas anderes sei ein Jude nämlich. Noch schwerer aber traf ihn der notgedrungene Verzicht auf den Beruf, für den er sich früh selbst bestimmt; er wollte Historiker werden und dies ging nicht an; dem Juden stand kein Lehramt offen und er mußte sich einst selbst sein Brot schaffen, die väterliche Fabrik gab immer geringeren Ertrag. So wurde er Mediziner, ohne Neigung, aber mit kraftvollem Ernst und Pflichtgefühl. Nachdem er an der Wiener Hochschule einen tüchtigen Grund gelegt, wandte er sich nach Süddeutschland; neben dem lebhaft aufgestachelten Nationalgefühl trieb ihn eine fast leidenschaftliche Freiheitsliebe aus der Metternicherei hinweg. In Erlangen wurde er

Mitglied der Burschenschaft, einer der ersten jüdischen Studenten, die das schwarz-rot-goldene Band getragen. Dieses Band hat er sein Leben lang wie ein Heiligtum bewahrt und das vermürbte, verschossene Seidenstreifchen bedeutet für zwei Menschenleben sehr viel: den Vater band es an seine Vergangenheit fest und den Sohn an seine Zukunft. Und beiden ward es, wenn man ein höheres Innenleben mehr schätzt, als äußeres Behagen, zum Segenspfand.

Auch meinem Vater. Anscheinend konnte ihn ja jenes Band nur daran erinnern, um wie viel dunkler sich sein Leben gestaltet, als er einst hatte erwarten dürfen. Aber das hatte er selbst so gewollt, nicht sein Hirn, sondern sein Herz. Als er 1835 als junger Doktor aus München heimkam, die greisen Eltern für drei Wochen zu besuchen, gewann ein junges schönes Mädchen sein Herz; auch sie liebte ihn, aber ihr Vater forderte als Preis der Einwilligung die Ansiedelung des jungen Paares in Galizien, als Schutz gegen die vermeintliche Gefahr, daß der Schwiegersohn Christ werde. Mein Großvater warnte flehentlich: „Du kennst Galizien nicht, du wirst für Lebenszeit unglücklich." — „Das werd' ich auch", war die Antwort, „wenn ich meine Braut lasse und sie nicht minder, hier werde im schlimmsten Fall nur ich unglücklich." Und die Hochzeit wurde gefeiert.

In meines Vaters Leben ist sehr viel Kampf und Leid gewesen, aber unglücklich ist er nicht geworden. Der gesuchteste Arzt im Kreise, verdiente er freilich doch nur das Nötigste, weil er nie um ein Honorar feilschte oder mahnte, und es selbstverständlich fand, Armen auch die Medizin und die Mittel zur Pflege zu schenken. Das weckte unter den Leuten von Czortkow, wie sie nun einmal waren, zunächst nur eine Art spöttischen oder mitleidigen Staunens, das

erst nach Jahrzehnten wärmeren Empfindungen wich, aber daß er anders war als sie, vergaßen sie doch niemals. Von den Juden schied ihn die freie Auffassung des Glaubens; daß er in seinem Sinne auf sie einzuwirken suchte, war ihnen nur peinlich. Die Polen aber vergaßen nie, daß er ein Jude und vor allem, daß er ein Deutscher sei. Das war er freilich; glühender kann niemand die Größe Deutschlands ersehnt haben; schon darum war er für die Germanisierung und ein Gegner der polnischen Zukunftsträume; sein Ideal war ein germanisiertes, freiheitlich regiertes Oesterreich, als Vormacht eines geeinigten Deutschland. Diese Freiheitsliebe aber und der Haß gegen den Metternichschen, dann den Bachschen Polizeistaat schied ihn auch von den Beamten. Nur die armen ruthenischen Bauern, denen er, wie in Krankheitsnöten, so gegen ihre adeligen Peiniger beistand, meinten: „Nein, ein solcher Herr haßt Gott und den Kaiser nicht!“ — aber konnte ihn dies gegen die Vereinsamung schützen? Dazu schweres Leid im Hause: die zahlreichen Kinder allesamt kränklich und der Tod kein seltner Gast. Und dennoch hat sich mein Vater nie unglücklich gefühlt, weil ihm aus seinem Gemüt immer neuer Trost quoll: er war ja anderen nützlich und kämpfte für seine Ideale. Der Arzt in meiner Erzählung „Moschko von Parma“ ist Zug um Zug mein Vater.

Da mag man denn ermessen, wie diesem Mann im Frühling 1848 zu Mut wurde! Die dankbaren Ruthenen wollten ihn in den Wiener Reichstag wählen, aber die Familie mußte ja ernährt sein! So blieb er, half die erregten Bauern zügeln und hat in jenem Sommer manchen Polen vor Schlimmem bewahrt. Der Dank dafür ward ihm im Herbst. Gleichzeitig mit Wien empörte sich auch Lemberg

gegen die kaiserlichen Truppen, polnische Freischaren durchzogen das Land; nur in wenigen Städten behaupteten sich die Beamten mit Hilfe der Bauern. Daß es auch in Czortkow so war, hatte nur mein Vater bewirkt; halb mit Gewalt hatte er den Kreishauptmann zum Bleiben, zur Aufbietung der Bauern genötigt. Aber sie waren ein schwacher Schutz; bemächtigten sich die Polen des Städtchens, so war meines Vaters Kopf verwirkt. Das wußte er und blieb dennoch; nur die Gattin, die mich eben unter dem Herzen trug, sandte er mit den Kindern in jenes Forsthaus; der Förster, ein Westfale, war ihm dankbar ergeben. Dort bin ich gleich nach ihrer Ankunft zur Welt gekommen.

So war mein Vater; in seinem Sinne hat er mich erzogen, in derselben Absicht wie mein Großvater ihn. Und diese Erziehung eines Knaben zum freiheitlichen Deutschen, der lediglich aus Pflichtgefühl Jude bleiben sollte, vollzog sich in einem kleinen, von Polen und orthodoxen Juden bewohnten Kotstädtchen Ostgaliziens. Daraus schon mag man ahnen, wie eigentümlich dies alles war, aber keine Phantasie wird hier die Wirklichkeit erreichen.

Gleich das erste klare Bild, das mir aus dem Dämmer meiner Kindheit emportaucht, kann dies erweisen. Ein Sommertag; ich spiele, ein fünfjähriges Bübchen, mit der Marinia in unserem Garten. Die dicke Ruthenin war früher meine Amme, und weil vor allem ihr das Wunder gedankt wird, daß das armselige Sorgenkind kräftiger gedeiht, als seine Geschwister, so ist sie nun als meine Kindsmagd im Hause geblieben. Sie hat mich gehen, sie sprechen gelehrt, natürlich ruthenisch, auch etwas polnisch; sie ist — der Vater ist tagsüber selten daheim, die Mutter mit dem Hauswesen überlastet, der Bruder

Mediziner in Wien, die weitaus älteren Schwestern sehr kränklich — mein Eins und Alles, auch meine einzige Spielgefährtin. Mit anderen Bübchen habe ich noch nicht gesprochen, mein Vater hat's verboten. An jenem Julitag aber sagt sie mir: „Wenn Du heut' artig bist, bekommst Du einen Kameraden!" Das freut mich so, daß ich mich kaum zu regen getraue, das Glück nicht zu verscherzen; nur mein Herz klopft ungestüm. Und da kommt er wirklich, mein Vater selbst führt mir den blonden Knaben zu, ein fremder Herr wandelt hinterdrein; das ist der neue Bezirksrichter, Herr Werner. Ich ziehe den Knaben zu meinem Schaukelpferd: „Komm'! . . . Wie heißt Du?" Er sieht mich ängstlich an und schweigt. „Ein Herrenkind!" belehrt mich die Marinia, „Du mußt es polnisch sagen!" Da spricht er endlich, aber deutsch! „Um Himmels willen!" ruft sie, „er versteht uns nicht!" ich aber beginne bitterlich zu schluchzen: „O das ist zu hart! Habe ich endlich einen Kameraden, so ist's so ein dummer Deutscher!" Da tritt mein Vater auf mich zu; mich tröstend zu liebkosen, meine ich, wie er's immer thut, wenn ich weine, aber diesmal faßt er mich hart an der Schulter. „Daß ich das nie wieder höre", sagt er drohend. „Auch Du bist eines Deutschen Sohn und wirst einst in Deutschland leben." So habe ich zuerst erfahren, zu welchem Volk ich gehörte.

Und ähnlich erfuhr ich ein Jahr später, welchen Glaubens ich sei. Ein Sonntag-Vormittag. Die Marinia geleitet mich von meinem Freunde Martin Werner heim. Daß ich ein Deutscher bin wie er, weiß ich nun ganz genau, spreche auch deutsch so geläufig wie ruthenisch, weil Mutter und Schwestern es mich auf des Vaters Geheiß gelehrt haben und weiß sogar schon: kein anderes Volk auf

Erden kommt dem deutschen gleich. An jenem Sonntag also bitte ich die Marinia, als wir an der Klosterkirche vorbeikommen, mit mir einzutreten. — „Nein, nein!“ — „Aber das ist ja Gottes Haus, ich hab's schon lange sehen wollen!“ Da höhnt ein Knabe, der vorbeigeht: „Seht das Jüdchen! Will in die Kirche!“ — „Lüge!“ ruf' ich zornig. „Ich bin ein Deutscher!“ — „Ein Jüdchen bist Du!“ Ich stürze mich auf ihn, die Marinia muß mich davontragen. Als mein Vater mein Abenteuer erfährt, zieht er mich liebreich an sich. „Du bist ein Deutscher“, sagt er, „freilich jüdischen Glaubens. Aber auch dessen hast Du Dich nicht zu schämen. Ich erklär's Dir, sobald Du es verstehen kannst!“

Aber er versuchte es doch schon nach Wochen, als er sah, wie sehr es mich beschäftigte. Hang zur Grübelei und lebhafte Phantasie waren mir angeboren, die Einsamkeit meiner Kinderjahre ließ sie wachsen. Schon die Belehrung über mein Deutschtum hatte mich erregt; ich war also ein Anderer, als alle Knaben von Czortkow, den Martin ausgenommen. Aber nun auch ein Jude? Das waren schmutzige Kaftanleute, deren Sprache ich nicht verstand, und zu ihnen gehörten wir?! Es nützte wenig, als mir mein Vater erklärte, wir hätten nur denselben Glauben, aber eben darum müsse ich sie brüderlich lieben. Ich versprach's unter Thränen, denn das schien mir schwer, aber warum durft' ich dann nicht mit ihnen verkehren?!

„Der Junge grübelt zu viel“, klagte mein Vater, aber noch mehr bekümmerte ihn das Überwuchern meiner Phantasie. Die Schwestern schalten mich einen Lügner, wenn ich erzählte, daß ich heute in einer Wolke den lieben Gott gesehen, oder irgend ein Märchen der Marinia als mein Erlebnis berichtete; er that es nicht, nahm mir

aber früher, als beabsichtigt, einen Lehrer und gab ihm zur Richtschnur: „Möglichst viel Rechnen, keine Märchen!“ Das hat denn auch der arme Trainsoldat Heinrich Wild ehrlich eingehalten, aber ich fürchte, er ist doch mitschuldig, daß ich ein Schriftsteller geworden bin. Der Unglückliche war einer jener Studenten von 1848, die dann zur Strafe ins Militär gesteckt worden; von ihm lernte ich in meinem siebenten Jahre nicht bloß Lesen, Schreiben und Rechnen, sondern auch die Freiheit lieben, die Reaktion hassen, so gut ich's damals verstand. Wie mich das entflammte! ich konnte oft Nachts nicht schlafen, wenn ich an die Eroberung Wiens dachte; aber es kam noch einst die Vergeltung und dann war ich Student!

Nach Wilds Tode kam ich in die Schule der Dominikaner, deren Hausarzt mein Vater war. Drei Jahre bin ich dort geblieben, und weil wir weit weg wohnten, so verbrachte ich im Kloster fast den ganzen Tag, speiste auch im Refektorium mit. Ich bewahre den Patres dankbare Erinnerung; sie lehrten uns nicht viel, aber was sie eben selbst wußten: ein wenig Mathematik, Polnisch und Latein. Die Zucht war gelind, die Behandlung gerecht; auch meine Mitschüler — ich war natürlich der einzige Jude — verhöhnten mich selten. Dennoch hat mich die Empfindung, ein Andrer zu sein, nie verlassen. Der alte, gewaltige Bau mit den unzähligen Bildern und Altären, die pomphaften Zeremonien wirkten auf meine Phantasie; vieles von den Gebeten und Legenden grub sich mir ein, aber ich wußte: „Wir haben denselben Gott gemeinsam, nicht dieselben Formen, und Gott zu dienen ist all der Pomp überflüssig.“ Denn so sagte mein Vater und darum war's so. Aber allmählich mochte er fühlen, daß es da doch eines Gegengewichts bedürfe.

Ich bekam einen Lehrer des Hebräischen, Nathan Weiser, aber sein Unterricht langweilte mich, denn er ließ mich nur Urtext und Übersetzung der Bibel auswendig lernen. Hingegen fesselten mich meines Vaters Erzählungen sehr; nachdem er mich allabendlich, wie ermüdet er auch sein mochte, eine Stunde im Deutschen unterrichtet, sprach er mir bald von den deutschen Befreiungskriegen, bald von den Kämpfen der Makkabäer, von Hermann dem Cheruskerr und den jüdischen Märtyrern zu Worms. So wuchsen mir Deutschtum und Judentum thatsächlich zu einer Einheit zusammen, von beiden hörte ich nur das Edelste, was mich zur Begeisterung entflammen konnte. Aber bezüglich des Judentums stieß sich die Phantasie an der harten Wirklichkeit. Wie verwahrlost waren Menschen und Häuser des Ghetto! Durchschritt ich es, so bewarfen die Knaben den „Abtrünnigen" mit Kot. Weiser war bis in mein zehntes Jahr der einzige Czortkower Jude, mit dem ich in Berührung kam; sehr selten betrat ich ein jüdisches Haus, nie die Synagoge; die religiösen Bräuche kannte ich nicht.

Man sieht, nach meinen Kinderjahren stand nicht zu erwarten, daß ich gerade Ghetto-Novellen als mein erstes Buch schreiben würde. Ob überhaupt je ein Buch? Sicherlich haben die Eindrücke meiner Kindheit meinen Lebensberuf mitbestimmt. Ich fühlte mich überall ein Fremder, im Kloster und im Ghetto, im Haus meiner Mitschüler, wie in der Bauernhütte und im adeligen Hof, es war überall anders als daheim, darum beobachtete ich unwillkürlich alles und prägte es mir ein. Das war aber auch ein heilsames Gegengewicht gegen meine Phantasterei, der mein Vater vergeblich entgegenzuwirken suchte, indem er mir Märchen und

Geschichten entzog; lag ich an freien Nachmittagen allein auf der weiten Heide, so brauchte ich keine fremden Bausteine für meine Luftschlösser. Als ich dann aber, im neunten Jahr, zuerst eine Erzählung las, war die Wirkung fast unheimlich. Es war — noch seh ich das grünkartonnierte Bändchen mit dem miserablen Titelkupfer vor mir — Gustav Nieritz' „Trompeter von Dresden": ein armer, deutscher Knabe geräth 1813 den Franzosen in die Hände, befreit sich und zieht mit den Verbündeten in Paris ein, das als herrliche Stadt geschildert wird. Seit ich das Büchlein gelesen, nein verschlungen, beherrschte mich nur ein Gedanke: auch ich mußte dies herrliche Paris sehen, und so völlig wurde ich ihm unterthan, daß ich eines Morgens statt in die Schule nach Kopeczynce ging. Denn von dorther hatte der Graf Bawarowski bei seiner Heimkehr aus Paris seinen Einzug in Czortkow gehalten; das war also die richtige Straße. Ich erinnere mich deutlich, daß mir auf dem Weg der Gedanke, Eltern und Geschwister so lang nicht zu sehen, bittere Thränen erpreßte, aber vorwärts ging ich doch. Natürlich roch der Schänkwirt von Kopeczynce, bei dem ich einkehrte, Lunte und brachte mich selben Tags zurück. Die Mutter prügelte mich tüchtig, der Vater war starr vor Entsetzen, den Grund erfuhr ich erst viele Jahre später: sein Zweitgeborener, ähnlich veranlagt wie ich, war schon an der Schwelle des Jünglingsalters in Wahnsinn verfallen. Und die Sorge um mich bedrückte ihn um so schmerzvoller, als sein Ältester kurz vorher an der Schwindsucht gestorben und ich Jüngster nun sein Einziger war.

Von da ab hat er jede freie Stunde mit mir geteilt und war er verhindert, so mußte ich zu einem Kameraden; allein durfte ich nicht

mehr bleiben, auch wenig mehr lesen. Als aber im Frühling 1858 eine deutsche Schmiere nach Czortkow kam und mich mein Mitschüler Ludwig Roß, des Apothekers Sohn, einlud, mit ihm und seinen Eltern — die meinen waren ja in Trauer — die Eröffnungsvorstellung zu besuchen, bettelte ich's mir doch aus. Dieser mein erster Theaterabend ist mir in unauslöschlicher Erinnerung. Gegeben wurde Mosenthal's „Deborah". In fieberhafter Aufregung folgte ich der Aufführung. Theater! und nun handelte es zudem von Juden! Aber für mich trat die tragische Katastrophe leider schon am Schluß des zweiten Akts ein. Als der Schulmeister auftrat und rief: „Wir brauchen keine Juden im Land!" applaudierten einige Polen, und auch mein Nachbar Ludwig; ich aber schnellte entrüstet empor und gab ihm eine Maulschelle, daß er unter die Bank fiel. Es gab einen Tumult, Juden und Christen lachten, mich aber traf die für mich furchtbarste Strafe: der entrüstete Apotheker setzte mich eigenhändig vor die Thüre. Die Nacht darauf schloß ich kein Auge, denn auch nachdem sich Zorn und Schmerz gelindert, mußte ich mir ausmalen, wie etwa das wunderschöne Stück weitergehe. Am nächsten Morgen schrieb ich auf, was ich noch davon wußte, und wollte es in meiner Art fertig bringen. Damit kam ich nicht weit, aber dieselbe Schmiere sollte mein erstes selbständiges Werk zeitigen. Da mich mein erster Theaterabend nicht bloß zum Sünder, sondern gewissermaßen auch zum Märtyrer meines Glaubens gemacht, so ließen mich die Eltern mit Werners zu einer anderen Vorstellung gehen; gegeben wurde Kotzebue's „Schneider Fips" und „das Landhaus an der Heerstraße". Das war nicht so schön wie „Deborah", aber doch auch ganz

herrlich; namentlich das Meckern des Schneiders entflammte Martin und mich zu dem Entschlusse, das Stück selbst aufzuführen. Ich dichtete es zu diesem Zwecke etwas frei nach und fühlte mich durch das Gelingen zu einem Original-Lustspiel ermutigt: „Der tanzende Lieutenant". Der Lieutenant war ein Geck, — natürlich meckerte er auch — zum Schlusse riefen Alle: „Nieder mit der Tyrannei!". Das Schicksal dieses Erstlingswerks war ein exceptionell trauriges: es wurde noch vor der Aufführung von der Kritik zerrissen. Herr Werner vernichtete das Manuskript in patriotischem Zorn.

Kurz darauf traf unser Haus der schwerste Schlag; im Juli 1858 starb mein Vater. So jung noch, empfand ich doch die ganze Wucht des Verlusts und daß ich ihn nimmer sehen sollte, wäre mir unfaßbar erschienen, wenn sie ihn nicht vor meinen Augen in's Grab gesenkt hätten. Daß sie den Leichnam vorher nach Sitte der strenggläubigen Juden aus dem Sarg hoben, so daß er schutzlos dem Niedersausen der Schollen preisgegeben war, erregte mich so, daß ich mich dazwischen warf: „Ich duld's nicht, daß Ihr dem Vater wehe thut." Mit Mühe beruhigte mich Weiser so weit, daß ich ihm die Worte des Todengebets nachsprach. Dieselbe Sohnespflicht hatte ich nun täglich in der Synagoge zu erfüllen. Der düstere Raum, das leidenschaftliche Schreien der Beter flößte mir Grauen ein.

Diese Empfindung verblaßte, als wir im Frühling 1859 nach Czernowitz übersiedelten; da entschwand das strenggläubige Judentum zunächst meinem Blick. Die Hauptstadt der Bukowina war damals noch eine kleine, aber freundliche, durchaus deutsche Stadt; ich fühlte mich im Vorhof zum Paradies Deutschland, das mir

vorbestimmt war. Auch im Testament meines Vaters: ich solle, hieß es da, das Gymnasium in Czernowitz beziehen, dann frei mein Studium wählen und mich hierauf, wenn möglich, in Deutschland niederlassen. So froh ich darüber war, meiner Mutter schuf die Bestimmung die schwersten Sorgen; wovon sollt' ich studieren, da er so wenig hinterlassen hatte; ich war ihre und der Schwestern einzige Hoffnung; es schien für uns alle das klügere, wenn ich rasch in einen praktischen Beruf einlenkte. Gleichwohl fügte sie sich dem Willen des Toten, ich bezog im Herbst 1859 das Gymnasium, aber allerdings mit der Mahnung: „Wenn du nicht der Erste in deiner Klasse wirst und bleibst, so kommst du als Lehrling zu einem Kaufmann."

Ich bin der Erste geworden und durch's ganze Gymnasium geblieben, aber welche Seelenqual schuf dies Wort in der ersten Zeit mir armem Knirps! So oft ich an einem Krämerladen vorbei kam und die Lehrlinge mit blaugefrorenen Fingern hinterm Ladentisch stehen oder gar ins Heringsfaß greifen sah, stand mir ordentlich das Herz stille. Das soll wahrlich keine Anklage gegen die sorgengebeugte Frau sein; daß sie mir den Sporn einsetzte, geschah nicht bloß unter dem Zwang der Verhältnisse, sondern in klügster Berechnung meines Wesens. Ich war ein verträumter Knabe; was mich fesselte, nahm ich leicht auf, was mich langweilte, ließ ich liegen und spann lieber an meinen Phantasien, tagelang. Das änderte sich nun; was irgend an Thatkraft in mir schlummerte, wurde wachgerüttelt, ich lernte arbeiten, fleißig sein. Ohne äußeren Zwang wär's nicht gegangen, der aber fehlte auch dann nicht, als mich das Heringsfaß längst nicht mehr schreckte: vom vierzehnten Jahr ab mußte ich mich selbst ernähren, natürlich durch Lektionen, zumeist an Mitschüler,

die schwer vorwärts kamen. So mußt' ich um anderer willen gründlicher sein, als ich es allein gewesen wäre, und habe als Lehrer mehr gelernt, als auf der Schulbank. Das gilt namentlich von meinem früh erwählten Lieblingsfach, den klassischen Sprachen; hier gab mir erst das Unterrichten völlige Sicherheit in den Formen, wie im Wortschatz und damit die Freiheit, in den Geist der Alten einzudringen und mich seiner klaren Schönheit zu freuen.

Wie viel Dank ich jedoch dafür auch meinen Lehrern schulde, habe ich nie verkannt. Die Anstalt, seit 1860 das einzige deutsche Gymnasium des Ostens, verfügte fast durchweg über tüchtige Kräfte; geradezu musterhaft aber war der Geist, der sie durchwehte, der Geist der Humanität. Die Überzeugung von der Heilsamkeit deutscher Kultur wurde uns ebenso sacht wie andauernd eingeflößt, aber nie fiel ein Wort gegen eine andere Nationalität. Niemals vollends wurde eine Konfession angegriffen; eine Unbill aus solchen Gründen war geradezu undenkbar. Auch die Schüler hielten's so, denn das Leben wirkte der Schule nicht entgegen, in der Stadt, im Lande herrschte tiefster Frieden aller Bekenntnisse.

Hier also war ich kein „Anderer" mehr, sondern ein Deutscher unter Deutschen, meine Angehörigkeit zum Judentum spielte in meine Empfindungen kaum mehr hinein. Das änderte sich erst, als ich in meinem 16. Jahre nach Czortkow kam, das Grab des Vaters, der Geschwister zu besuchen; was ich da unter Weisers Leitung vom Leben des Ghetto sah, interessierte mich sehr; es war ja so merkwürdig und mir neu. Nun ging ich auch in Czernowitz zuweilen in die Judenvorstadt, die „Wassergasse", oder nach dem nahen Sadagóra, dem Sitz eines Wunderrabbi. Aber der Eindruck war doch zum

mindesten ein zwiespältiger. Das Poetische vieler Bräuche zog mich an, auch die guten Seiten dieses Wesens gingen mir voll auf und zudem war mir nun ja ihre und die allgemeine Geschichte vertraut genug, um zu wissen: auch das Schlimme an ihnen hatten wahrlich nicht sie allein zu verantworten. Aber des Schlimmen war viel, besonders peinlich berührte es mich, in welchen Aberglauben nun diese einstigen Bannerträger des reinsten Monotheismus versunken waren.

Über mein Berufsstudium war ich früh mit mir einig; die klassische Philologie. Daß ein Schriftsteller in mir stecke, haben damals andere vermutet, ich nicht. Allerdings, wenn ich abends nach harter Arbeit — fünf Schulstunden, vier Lektionen — in mein Stübchen heimkehrte, ging erst meine schönste Zeit an: ich saß still da, spann Träume und sann Geschichten aus wie einstens auf der Heide. Oder ich las; es hat damals Monate gegeben, wo ich allnächtlich einen Band verschlang: Goethe und Viktor Hugo, Heine, Hackländer und die Paalzow — was ich eben erraffen konnte. Auch hielt ich mir die „Gartenlaube" und „Westermanns Monatshefte", und war Theater in Czernowitz, so aß ich lieber des Mittags trockenes Brot, als abends auf der Galerie zu fehlen. An solchen Abenden empfand ich den Drang, selbst etwas zu schreiben, am stärksten, aber „der tanzende Lieutenant" erhielt doch zunächst einen epischen Nachfolger: in meinem fünfzehnten Jahr schrieb ich als erstes Gedicht eine Romanze „Im Walde". Sie wurde im „Bukowinaer Hauskalender" gedruckt, ebenso allerlei selbsterfundene „Sagen aus der Bukowina". „Unfug!" donnerte mich da einmal mein Direktor Stefan Wolf an. „Mir scheint gar, Sie haben Talent für solche Schmieralien!

Und Sie haben mir doch versprochen, Philolog zu werden!" Ich beruhigte ihn, die Philologie sei nach wie vor mein einziges Lebensziel. So war's auch; wenn ich abends auf meinem Stübchen den Homer oder Sophokles rezitierte, so wurde mir feierlich zu Mut. Ich darf sagen, es war Gottesdienst.

Freilich, ob ich ein Priester an diesen Altären werden durfte, hing nicht allein von mir ab. Es war ein Studium, das die ganze Kraft in Anspruch nahm, wenn man was Rechtes werden wollte, und ich war arm. Aber Wolf meinte, die Regierung werde mir sicherlich ein Stipendium gewähren: ich konnte neben den besten Zeugnissen auch eine Arbeit vorlegen: eine metrische Übersetzung der Eklogen Vergils in die Sprache Theokrits, den dorischen Dialekt. Nun, ich bekam's doch nicht. „Ihre Eignung steht außer Zweifel", sagte mir der Landeschef, „aber —" Die Taufe! Einem Juden wurde das Stipendium nicht gegeben, es hätte auch keinen rechten Sinn gehabt, denn ein Lehramt war ja damals — im Sommer 1867 — einem Juden unerreichbar.

Ich sagte sofort Nein. Ich hatte kein Vorurteil gegen Christen und Christentum, wahrlich nicht! Auch war ich damals leidenschaftlich in ein christliches Mädchen verliebt. Aber mit der Taufe Handel treiben, das ging nicht. Auf das Stipendium mußte ich also verzichten und damit auch auf die Philologie. Ein Mensch mit meinen Pflichten mußte ein Brotstudium wählen. –

Ich beschloß also, in Wien Jura zu studieren und that's. Das schreibt sich leicht hin, aber wie viel Schmerz, wie viel schlaflose Nächte zwischen jeder dieser Zeilen stehen, weiß nur, wer selbst je in ähnlicher Lage war. Indes — dies Selbstverständliche würde

ich nicht aussprechen, wenn es nicht zur Sache gehörte. Mein Judentum hatte mich bisher wenig angegangen, nun legte es mir ein furchtbares Opfer auf, den Verzicht auf den Beruf, von dem damals ich und die Anderen meinten, daß er am besten für mich tauge. Derlei wirkt auf den Menschen verschieden, je nach seinem Wesen. Der eine kann das Opfer nicht bringen und läßt sich taufen; der andere bringt's zwar, beginnt aber innerlich sein Judentum als Unglück zu empfinden und zu hassen; den dritten aber beginnt das Judentum eben deshalb näher anzugehen, weil er ihm ein solches Opfer hat bringen müssen. Dies letzte war bei mir der Fall. Meine Weltanschauung bekam keinerlei konfessionelle Prägung, mein deutsches Gefühl verringerte sich nicht im geringsten, aber das Gefühl, daß ich daneben auch einer anderen Gemeinschaft angehörte, wurde stärker. Es verlor sich auch in Wien nicht ganz. Ich wurde Burschenschafter wie mein Vater, schloß mich aus innigster Überzeugung den Deutsch-Nationalen an, die trotz 1866 den Ausbau des Norddeutschen Bundes zum Deutschen Reich ersehnten, hielt als einer ihrer Vertreter beim Berliner Burschentag von 1868 eine Rede, die mir nach der Heimkehr nach Wien arge polizeiliche Chikanen eintrug. Kurz, ich fühlte mich nicht bloß als Deutscher, sondern handelte darnach. Aber dazwischen dachte ich zuweilen doch: „So fühlte und handelte auch dein Vater und erfüllte dabei doch auch die Pflicht gegen die Juden!"

Im Sommer 1868 war ich wieder in Czernowitz und verlobte mich heimlich mit der Geliebten. Sie sollte Christin, ich Jude bleiben. Aber in Graz, wohin ich nun gegangen, ereilte mich ihr Brief: „Ich bring's doch nicht über's Herz . . ."

Ich litt sehr, denn sie war mir sehr teuer gewesen. Einen Tag, eine Nacht ging ich verstört in meiner Stube auf und ab. Am zweiten Tage lief ich vor's Thor hinaus und sank endlich ermattet in einem Wäldchen nieder. Als ich dann heim ging, standen plötzlich so klar, wie nur je einer eine Vision gesehen, zwei Gestalten vor mir, zwischen denen sich eine ähnliche Geschichte abspielte, wie jene, an der ich mich zu verbluten drohte. Nur alles gesteigert, der Gegensatz zehnfach schärfer. Ich sah ihre Gesichter, hörte ihre Stimmen, und — diese Gestalten schritten durch die Gassen meines Heimatstädtchens. Ich sah's, als hätte ich es gestern verlassen: das Schloß, das Kloster, das Ghetto . . .

Ich kam heim, zündete die Lampe an und begann zu schreiben: „Da steht es wieder greifbar lebendig vor mir, das arme, verfallene Landstädtchen . . ." und so weiter, ohne Besinnen, mit fiebernden Pulsen. Ich schrieb bis in den hellen Morgen hinein, sank dann aufs Sopha hin, lag einige Stunden in bleiernem Schlaf und schrieb dann fort, hastig, mit der seltsamen qualvollen Empfindung: ich müßte es thun, weil mir ein anderer diktierte, dem ich zu willen sein müßte. Als das nächste Frührot in meine Stube schien, war ich zu Ende, sank wieder aufs Sopha und schlief bis zum nächsten Morgen. Als ich da erwachte, und die Blätter liegen sah, mußt' ich mich zunächst erst besinnen, wie's damit stand, dann schloß ich sie hastig in eine Lade und ging fort.

So ist meine erste Ghetto-Novelle entstanden; ich habe sie später „Das Christusbild" genannt. Damals scheute ich mich lange, das Ding auch nur nochmals zu lesen, seinen Zweck hatte es ja erreicht; ich hatte darin meinen Schmerz begraben, soweit sich derlei

überhaupt je ganz begraben läßt. Aber noch mehr: ich hatte darin mich selbst wiedergefunden; jetzt ahnte ich, wo die innere Ausgleichung des Gegensatzes lag, der mir nun plötzlich das Herz zerriß, nachdem ich ihn solange gar nicht als Gegensatz empfunden: ich mußte in der kleinen jüdischen Gemeinschaft ebenso meine Pflicht thun, wie in der großen deutschen. Mir war zu Mut wie meinem Helden Friedrich Reimann, ich wollte nun auch derer gedenken, von denen ich stammte. Nicht ihrer allein, das war der Unterschied zwischen ihm und mir, aber auch ihrer. Dies alles ging mir schon in den nächsten Wochen durch's Hirn. Aber das Wie war mir nicht klar. Etwa als Rechtsanwalt in Galizien? Nein, was konnt' ich dort für die deutsche Gemeinschaft thun? Ich wollte ja beiden dienen.

In dieser Unklarheit verstrich mir ein halbes Jahr. Erst an dem Tag, wo ich jene Blätter wieder las, dämmerte es in mir auf: wie, wenn das wirklich eine Novelle wäre, und wenn du deren mehr schreiben könntest? Bessere, klarere, solche, die dem deutschen Volke wirklich ein Bild des östlichen Ghetto gäben. Dann stündest du als deutscher Schriftsteller in der großen Gemeinschaft, würdest ihre Kenntnis durch bisher nie geschildertes Leben vermehren, und damit der kleinen Welt nützen, indem du ihr mahnend einen Spiegel vorhieltest ... Aber ich war ja Jurist, wollt' es bleiben! Und ich hatte auch ohnehin so viel zu thun: Kollegien hören, bei Kommersen Hochs auf Bismarck und Pereats auf Beust ausbringen, mich dafür von der Polizei verhören, zuweilen auch einsperren lassen und dann — das Letzte, das Geringste, aber notwendig war auch das — ich mußte durch Lektionen mein Brot verdienen. Auch war ja noch fraglich, ob ich solche Novellen schreiben konnte!

Und über alle dem verging wieder ein halbes Jahr. Da, Weihnachten 1869, beschloß ich die Ferien zu einem neuen Versuch zu benützen. Ich erinnerte mich eines Zugs aus dem Leben meiner Mutter. Sie hatte als Braut die Wucht des Opfers gefühlt, das ihr mein Vater durch sein Verbleiben in Galizien bringen wollte und bangte um sein Glück. Nur darum wollte sie ihm schreiben, sie habe sich in ihrer Liebe für ihn getäuscht und gebe ihn frei. Sie begann auch den Brief, aber die Thränen schwemmten immer wieder die Schrift hinweg. Sie konnte es nicht ... Wie, dacht' ich, wenn sie es gekonnt, wenn er ihr geglaubt hätte?! Dann war durch das fromme Vorurteil das Lebensglück zweier Menschen zerstört. So erstand die Novelle: „Esterka Regina". Aber nun schrieb ich ja besonnen, das ging viel langsamer. Ich wurde nicht fertig; nun mußte die Arbeit bis zu den Osterferien liegen bleiben.

Da ereignete sich mit meinem „Christusbild" eine kuriose Geschichte. Eines Abends kneipt der Redakteur der damals in Graz erscheinenden „Oesterreichischen Gartenlaube", Dr. Hans v. Z., mit uns. Er klagt uns sein Leid: an brauchbaren Novellen käme fast nichts. Nun habe ich schon sehr schwächliche Sachen dort gelesen und frage darum: „Ist es denn gar so schwer, für Sie eine brauchbare Novelle zu schreiben?" Darauf er: „Probieren!" — „Ich hab' es probiert", erwidere ich. „Freilich denke ich nicht dran, das Zeug drucken zu lassen." — „Aha!" lacht er. »Hic Rhodus, hic salta!« — „Schön", sag' ich, „morgen sollen Sie die Novelle haben!" Natürlich lachen auch meine Kollegen gehörig auf meine Kosten. Aber den Gipfelpunkt erreicht die Heiterkeit eine Woche später, als der Redakteur wieder bei uns erscheint und das Manuskript vor

mich hinlegt: „So schlechtes Zeug habe ich überhaupt noch nie gelesen!“ — „Das glaub' ich nicht“, erwidere ich trotzig. Natürlich wird dadurch das Halloh noch ärger, bis ich endlich unvorsichtig genug dem Redakteur sage: „Geben Sie zu, daß die Westermannschen Monatshefte strenger redigiert sind, als Ihr Blättchen?“ — „Natürlich — und?“ — „Und Sie werden meine Novelle im „Westermann“ lesen!“ Er und die anderen wollen sich ausschütten vor Lachen und auch mich reut das Wort, kaum daß es mir entfahren ist, aber nun muß ich das Manuskript wohl oder übel nach Braunschweig senden. Vierzehn Tage später erhalte ich von dort einen Brief Adolf Glasers, worin er die Annahme mitteilt und weitere Beiträge „aus diesem interessanten Stoffkreis“ erbittet.

Aber auch die erste englische Übersetzung, die von dieser Novelle gedruckt wurde, hat ihre Geschichte; die jedoch will ich kurz erzählen, in Ehrfurcht vor dem größten Novellendichter, dem Schicksal. Als die Novelle bei „Westermann“ erschienen war, schickte ich ein Exemplar an meine Familie. Meine Schwester gab sie jenem Mädchen. Sie las, war tief erschüttert, bat, das Exemplar behalten zu dürfen. Kurz darauf verheiratete sie sich nach England. Im Jahre 1878 schreibt sie mir, ihr Mann verdiene nicht genug, da wolle sie sich durch Übersetzen etwas verdienen, um der armen Kinder willen. Nun habe ein Magazin die Übersetzung des „Christusbild“ angenommen, verlange aber die Autorisation des Verfassers ...

Jener Braunschweiger Brief hat nicht über meinen Beruf entschieden, wohl aber bewirkt, daß ich mich rechtzeitig entschied. Nun wurde „Esterka Regina“ fertig geschrieben und bis 1872 folgten die anderen Novellen des Buches; die zuletzt entstandene: „Nach dem

höheren Gesetz", ist wohl die beste. Mit jeder Arbeit fühlte ich mir die Kraft wachsen, aber auch die Klarheit über meine Tendenz. Die Hauptsache war sie mir trotz alledem nie; vor allem wollte ich Novellen schreiben, die künstlerisch so wertvoll waren wie ich nur irgend vermochte. Auch blieb ich bei der Wahrheit, wollte die Juden von „Barnow", nicht besser, noch schlechter, sondern genau so malen, wie sie mir erschienen. Aber daneben wollte ich andere zu gerechterer Beurteilung der Verachteten führen, sie selbst aber anstacheln, den Zwang des frommen Wahns abzuthun und sich der Kultur zuzuwenden. „Barnow" nannte ich den Ort nicht blos deshalb, weil „Czortkow" der deutschen Zunge Mühe macht, sondern weil mein Heimatstädtchen nur der äußere Schauplatz ist; die Menschen haben zumeist in Sadagóra gelebt.

Wesentlich hat es mich, glaub' ich, gefördert, daß ich damals dem Ghetto so fern, ja sogar in einer Stadt lebte, in der es anfangs außer mir keinen, dann von 1869 ab sehr wenige Juden gab. Als ich dies zehn Jahre später Leopold Kompert erzählte, rief er staunend: „Merkwürdig! Auch ich schrieb meine ersten Ghetto-Geschichten mitten im Alföld, es gab weithin keine Juden! Sollte dies ein Gesetz sein?" Vielleicht! Der Dichter bedarf oft einer gewissen Distanz zu seinem Stoffkreis. Der Beispiele ließen sich unzählige beibringen, ich beschränke mich auf eines. Vier der besten Dorfgeschichtenschreiber unserer Litteratur: Berthold Auerbach, Ludwig Anzengruber, Melchior Meyr und Joseph Rank haben ihr Leben in der Stadt verbracht.

Die Geschichten wurden rasch gedruckt, in den „Westermann'schen Monatsheften", dann in „Über Land und Meer", auch in der „Gartenlaube". Das ermutigte mich, Schriftsteller von Beruf zu

werden. Im Frühling 1872 gab ich meine Juristerei endgiltig auf; das war ohnehin nur eine Frage der Zeit. Denn Advokat mocht' ich nicht werden und die Richterlaufbahn war dem Juden, der sich obendrein politisch kompromittiert, verschlossen.

Nachdem ich noch zwei solcher Novellen geschrieben, beschloß ich alle in Buchform zu sammeln. Wohlgemut wandte ich mich an Cotta. Nach vierzehn Tagen war das Manuskript wieder in meinen Händen. Wollt' ich nun aber alle jene Firmen aufzählen, bei denen die „Juden von Barnow" vergeblich ihre Aufwartung gemacht haben, so würde ich den Leser arg ermüden. Sie sind von 1872 bis 1875 von siebzehn Verlegern abgelehnt worden. Zwei darunter hatten das Buch vorher gelesen, beide meinten, es sei nicht ohne litterarischen Wert, aber an einen Absatz, der die Druckkosten decke, sei nicht zu denken.

Von 1874 ab brachte die „Neue freie Presse" in rascher Folge meine Kulturbilder „Aus Halbasien", die Beachtung fanden. Auch Hallberger wollte für „Über Land und Meer" derlei Arbeiten haben, und als ich ihm darauf im Frühling 1875 die erste solche Skizze für sein Blatt und gleichzeitig „Die Juden von Barnow" für den Buchverlag sendete, erwiderte er mir, wenn ich ihm noch mehr solcher Skizzen verspräche, so wolle er in Gottes Namen das Buch gelegentlich bringen, auch ein kleines Honorar bezahlen, obwohl er sich keinen Erfolg davon verspreche.

Wie froh war ich! Freilich „gelegentlich" — im Laufe des Jahres 1875 fand sich leider diese Gelegenheit nicht, obwohl es doch ein schönes, langes Jahr von 365 Tagen war. Im November 1875 wurde mir eines Tages aus Kopenhagen ein Büchlein

gesendet: »Folkelivsbilleder. Af K. E. F.« Die dänische, natürlich unautorisierte Buchausgabe, aus den Zeitschriften zusammengestellt, war früher erschienen als die deutsche! Als jedoch auch im Winter auf 1876 die Bogen aus Stuttgart nicht kommen wollten, beschloß ich ein anderes Buch früher erscheinen zu lassen. Ich bot die Skizzen „Aus Halb-Asien" der Firma Duncker und Humblot in Leipzig an. Sie brachte das Buch schon im Mai 1876. Daß das Werk Erfolg hatte, ist bekannt. Nun endlich ward auch mein armes Erstlingswerk, das freilich dem Erscheinen nach mein zweites geworden, an's Licht gezogen. Es erschien zuerst im Dezember 1876, vierzehn Tage vor Weihnachten, also zu sehr ungünstiger Zeit. Der Absatz war anfangs sehr spärlich, die Kritik beschäftigte sich wenig mit dem Buche. Nur Johannes Scherr empfahl es dringend, das sei ein ehrliches Buch, das von Haß und Liebe unbeirrt, die jüdische Volksseele schildere, wie sie sei, und prophezeite ihm, es werde fröhlich fortleben und bald seinen Rundgang durch Europa antreten. Die Prophezeiung erschien mir ebenso wohlwollend wie verwegen.

Und dennoch hat sie sich erfüllt. Das Buch ist heute in seinem Genre, dem der Ghetto-Novelle, das verbreitetste. In Deutschland sind mehrere starke Auflagen nötig geworden — die fünfte vermehrte ist im Frühling dieses Jahres (1894) bei Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart erschienen; im Ausland ist es bisher in sechzehn Sprachen verbreitet. Auch eine Übersetzung in das Hebräische und in das sogenannte Judendeutsch ist erschienen; durch sie ist das Buch im Osten eine Waffe im Kampf der Aufklärung gegen die Finsternis geworden.

Dies ist die Geschichte meines Erstlingswerks.

Richard Voss

Meine Erstlingswerke.

Von

Richard Voß.

„Der Junge wird Landwirt!“ So bestimmte mein Vater, als ich in meinem zehnten Jahre vom Friedrich Wilhelmstädtischen Gymnasium in Berlin wegen „andauernder Kränklichkeit“ entlassen werden mußte; und der Mann mit dem schönen, ernsten Gesicht und dem leisen, melancholischen Wesen gab mit dieser Bestimmung des zukünftigen Lebensberufes seines einzigen Sohnes eine seiner liebsten Hoffnungen auf. Er mußte wohl! Denn was sollte aus einem Knaben, der viel zu kränklich war, um studieren zu können, wohl anderes werden, als Landwirt?! Fürs erste bekam ich Hauslehrer. Aber ich lernte nicht viel — so gut wie nichts. Ich blieb „andauernd kränklich“, ein menschenscheues, phantastisches, verträumtes Kind, das keine Spiele kannte, keine Kameraden hatte und von keinen Freunden

wußte. Ich litt häufig heftige Schmerzen, an die ich mich jedoch nicht nur gewöhnte, die ich sogar lieb gewann. Denn wenn meine Krankheit mich so recht peinigte, überkamen mich seltsame, mir unverständliche Gedanken, die mich verwirrten und zugleich entzückten. Sie führten meinen Geist von dem Krankenbette weit fort in fremdartige Welten voller Schönheit und Glanz. Bisweilen war meine Einbildungskraft so krankhaft erregt, daß ich fast Visionen hatte; und danke ich es dieser gefährlichen psychischen Eigenschaft, daß ich mich in der wirklichen Welt nicht zurechtzufinden vermochte. Drängte diese sich mir gewaltsam auf, so litt ich physisch darunter. Ich machte keine Gedichte; aber frühzeitig fing ich an, mir mein Leben bis in alle Einzelheiten umzudichten. Es waren geistige Morphium-Injektionen, die ich mir gab. Sie halfen mir, meinen elenden körperlichen Zustand zu ertragen, jedoch der Schaden, den sie in meinem Organismus anrichteten, sollte sich über meine ganze Jugend erstrecken.

Schon als kleiner Knirps ging ich nie auf die Straße, ohne nicht zuerst zu einer Litfaßsäule zu laufen. An den Litfaßsäulen prangten die Theaterzettel, manche darunter wunderschön rot oder grün. Dann stand ich, starrte andachtsvoll zu der Druckerschwärze hinauf, buchstabierte den Titel des Dramas, die handelnden Personen, und hatte eine Empfindung von etwas Wunderbarem, Geheimnisvollem und Herrlichem. Aus dem Titel und den Personen fabulierte ich mir die Handlung zusammen, die immer trübselig und schauerlich war. Ich erinnere mich, daß ich über diesen Gedankentragödien manchmal in Thränen zerfloß. Das erste Stück, das ich sah, war im Königlichen Schauspielhaus Uriel Acosta mit Fräulein Dönniger

und Herrn Carlowa. Als das Stück aus war und ich wieder nach Hause mußte, war ich außer mir. In der Nacht stand ich auf, zündete Licht an und begann einen neuen Uriel Acosta zu schreiben. Am nächsten Morgen lag ich im Fieber. Lange Zeit durfte ich nicht wieder ins Theater. Da stand ich nun manchen Abend in Wind und Wetter auf dem Gendarmenmarkt, und sah das Publikum in das hohe, für mich heilige Haus ziehen. Empfand ich jemals Neid, so war's in diesen Stunden, wo ich mir vorkam wie ein Hungriger vor der Thür des reichen Mannes. Wenn damals ein Hellsehender mir gesagt hätte, daß man in zwanzig Jahren in dasselbe feierliche Gebäude gehen würde, um ein Stück von mir zu sehen — der freudige Schreck würde mich getötet haben.

Erst nach geraumer Zeit wurde mir ein spärlicher Theaterbesuch von neuem gestattet. Auf jede dieser Aufführungen bereitete ich mich vor, wie ich mich später auf die Kommunion vorbereitet habe. Daß man schon als Kind so große Eindrücke erleben kann, ist doch etwas Wunderbares und Herrliches!

Um endlich an Leib und Seele gesund zu werden, sollte ich Berlin verlassen. Fort aus der großen, tosenden Stadt, der Enge der hohen Häuser und all dem Menschengewühl; das allein galt mir als Anfang eines neuen Lebens. War ich doch auf meine Art schon vergnügt, konnte ich mich mit einem meiner heiß geliebten Bücher in irgend einen Winkel drücken, wo ich mich sicher fühlte, nicht einmal von meiner guten Mutter entdeckt zu werden. Schon damals schien mir der einsame Mensch der glücklichste zu sein.

Jetzt wurde ein liebliches Thal in Thüringen meine zweite Heimat, und zwei edle, hervorragende Menschen wurden meine zweiten Eltern.

Mit meinem dreizehnten Jahre lernte ich auch noch das Spielen. Aber so oft ich nur konnte, schlich ich mich von meinen Gefährten fort, und verträumte jede freie Stunde an den Ufern der Ilm, die hinter dem Hause vorbeifloß. Ich blieb eben ein eigener Knabe, den seine Erzieher — sie seien noch im Grabe bedankt dafür! — in Gottes Namen seine eigenen Wege gehen ließen.

In der deutschen Stunde wurde uns einmal von unserm alten, guten Kantor als das Thema eines Aufsatzes: „Gedanken eines Geizhalses auf seinem Sterbebette" gegeben. Ich verwandelte mich umgehend in den abscheulichsten alten Knicker, der jemals zusammengescharrt und geknausert hatte, legte mich auf mein elendes Sterbelager, und dachte eindringlichst in meinem letzten Stündlein über meine irdische Schändlichkeit nach. Als uns die Aufsätze zurückgegeben wurden, war mein Heft das letzte. Wie mein Herz klopfte! Ich würde gewiß für meine Gedanken als sterbender Geizhals eine Nummer Eins erhalten. Und wenn es gar Eins A war! Wie erschrak ich, als mein lieber, greiser Mentor in dem Labyrinth der deutschen Grammatik mein Heft schweigend in der Hand behielt, ein seltsam feierliches Gesicht machte, die Hornbrille zurecht rückte, mit einer heftigen Bewegung die einzige gewaltige Locke seines Hauptes, die vom Hinterkopf aus kunstgerecht über den ehrwürdigen, kahlen Schädel geordnet lag, kühn in die Höhe strich, und mit einem schrillen Ton in seiner milden Stimme meinen Namen aufrief. Ich stand auf und trat vor; aller Blicke auf mir. — Wo hast Du Deinen Aufsatz abgeschrieben? — Ich habe ihn nicht abgeschrieben. — Du willst doch nicht sagen, daß Du diesen Aufsatz selbst gemacht hättest? — Ich habe ihn selbst gemacht. — Das lügst Du. — Ich lüge

nicht. . . . Mir wurde jedoch nicht geglaubt. ein alter Freund hatte über dieser ersten Lüge seines heimlichen Verzugs die Augen voll zorniger Thränen; aber geglaubt wurde mir nicht, daß ich in meiner Phantasie wahr und wahrhaftig selber der sterbende Geizhals gewesen. Da öffnete sich die Thür und auf der Schwelle erschien eine seltsame Frauengestalt. Das war unsere „Frau Professorin"! In einer grellroten Flanelljacke, um den Kopf eine Garnitur eigentümlicher, raupenähnlicher, schwarzweißer Gegenstände. Das waren ihre Locken, welche sie täglich bis Mittag in eine Beilage der Times eingewickelt trug. Denn unsere Frau Professorin war eine Tochter Alt-Englands, und ganz Alt-England sei gesegnet dafür, daß es diese eine über den Kanal gesendet hat, um ungezogenen deutschen Jungen gute englische Sitte zu lehren. Und unsere Frau Professorin, die seit zwanzig Jahren eine Tochter Germaniens war, erklärte pathetisch vor der ganzen Klasse in ihrem perfektesten Deutsch: „Die Junge lüge nicht! die Junge habe geschrieben selber das Aufsatz; denn die Junge werde einmal ein Schriftsteller."

Aber — „der Junge wird Landwirt!" Mein Vater, dieser Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle, war gestorben, das liebe Gut im goldnen Weizacker, wo die Leute so herzerquickend Plattdeutsch reden, war an meinen Schwager übergegangen, ich war noch immer ein blasser, mimosenhafter, hyperphantastischer Knabe, der von der wirklichen Erde und dem wirklichen Menschenleben die wunderlichsten, unwirklichsten Begriffe hatte. Aber — Landwirt sollte ich doch werden!

Mir war's recht, denn es war mir gleichgültig. Über alles Mögliche und Unmögliche dachte ich nach, und grübelte ich; nur

nicht über mich selbst. Ich schuf mir meine Welt, die ich mit meinen Menschen bevölkerte, deren außergewöhnliche Schicksale ich erlebte. Sie waren samt und sonders tragisch, zum mindesten schrecklich. Ich litt derartig darunter, daß ich, um mich selbst zur Besinnung zu bringen, mich oft laut anrief: Du bist ja nicht der und der, hast ja nicht das und das gethan! Hast niemand umgebracht, wirst nicht als Mörder verfolgt, nicht eingefangen, zum Tode verurteilt — hingerichtet . . . Das grüne, waldkräftige Thüringen hat seine Schuldigkeit an mir nicht ganz gethan; ich war zwar nicht mehr „andauernd kränklich", aber immer noch herzlich viel. Jetzt wurde gereist, von einem Bad ins andre, von einem Land ins andre. Auch nach Italien kam ich. Da ging mir eine neue Welt auf; und ich ahnte in einem wahren Rausch von Entzücken, daß dies meine Welt sei.

Inzwischen ward ich achtzehn Jahre alt und begann nun allen Ernstes Landwirt zu werden. Auf dem klassischen Boden Weimars sollte ich meine ersten ökonomischen Sporen verdienen. Wehe dem Acker, den ich mit eigener Hand gedüngt, gepflügt und besäet: die Ernte fiel elendiglich aus! Einen solchen merkwürdigen „Strom", wie mich, hat mein liebes Thüringen hoffentlich nicht wieder gesehen. Übrigens darf ich das stolze Bewußtsein haben, in meiner Art auch ein Fritz Triddelsitz gewesen zu sein. Ausstaffiert war ich für ein viertel Dutzend angehender Ökonomikers mit guten Aussichten; den Roggen vom Weizen konnte ich wunderschön unterscheiden, und ein lukratives Speisekammer-Verhältnis zu einer gutmütigen und liebesbedürftigen Mamsell Möllers hätte ich grade so gut haben können, wie irgend ein anderer Volontär, der sich seine

landwirtschaftlichen Studien pro Jahr so und so viel kosten lassen darf.

Das war so recht grünes, deutsches Land, von einem kräftigen Volksschlage bewohnt! Vor meinem Fenster stand die mächtige Dorflinde, im Frühling goldighell von Blüten, deren schwüler, süßer Wohlgeruch, wenn ich daran zurückdenke, jene ganze Zeit zu erfüllen scheint. Und neben dem schönen Baum die kleine, graue Kirche, in der Sonntags während der langen erbaulichen Predigt des guten, alten Pastors die fromme Gemeinde so behaglich von der Arbeit der Woche ausruhte, und dann so freudig ermuntert in den schrillsten Tönen den Schlußgesang anstimmte. An diesen Sonntag-Vormittagen saß ich in meinem großen, hellen Zimmer und schrieb, begleitet vom Orgelspiel und Orgelsang der Dorfgemeinde, meine ersten Liebesbriefe. Es war aber kein thörichtes, glückseliges Stammeln, wie es sonst gewöhnlich bei einer ersten Liebe der Fall ist; sondern ein wildes, verzweifeltes Ringen mit einer dämonischen Gewalt, die gleich einem Element über den tief einsamen, seltsam leidenschaftlichen Knaben hereingebrochen war.

Ohne diesen allzufrühen, heftigen Gram, der in meinem melancholischen Gemüte unvertilgbare Spuren zurückließ, wäre meine „Stromtid" die glücklichste Zeit meines Lebens gewesen. Ich wurde gesunder, lebte in einem Kreise einfacher, aber vortrefflicher Menschen, bewegte mich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang auf Feldern und Wiesen, bald in den schattigen Tiefen des Ilmthals, bald auf den freien, fruchtbaren Höhen. Man hielt mich freilich für ein etwas wunderliches Menschenkind, dem die Landwirtschaft sehr komisch zu Gesichte stand; aber man hatte mich auf dem Hofe, im

Herrenhause und im Dorfe gern, was man mir in derber, herzhafter Art bei mancher Gelegenheit zeigte. Schon damals kamen allerlei bedrängte Leutlein zu mir, um mir, als müßte es so sein, ihre großen und kleinen Sorgen anzuvertrauen. Namentlich die Verliebten — und unter diesen besonders die Unglücklichen — zeigten eine bedenkliche Neigung, mich unaufgefordert zu ihrem Beichtiger zu machen. Helfen konnte ich selten, trösten wohl fast immer. So lernte ich frühzeitig Menschen-Schicksal und Leid in den verschiedenartigsten Gestalten kennen, erhielt also frühzeitig Gelegenheit, mich in der einzig wahren Kunst des Lebens zu üben: über anderen sich selbst zu vergessen ... Unterdessen mühte ich mich nach Möglichkeit, praktischer Landwirt zu werden. Am heitersten war das Einbringen des Heues auf den Ilmwiesen, welche Arbeit unter Scherz und Gesang ein Fest zu sein schien. Weniger vergnüglich erwies sich die Kartoffelernte, wobei ich ein paar Dutzend schwatzlustiger Weiber in Respekt und Schweigen zu halten hatte, was mir mehr Angstschweiß gekostet, als später manche Première. Auch bei häuslichen Arbeiten mußte ich Freiwilligen-Dienste thun: Sommers half ich einer Schar fröhlicher Mädchen Obst und Gemüse zum Einmachen sammeln. An schönen Abenden saß man auf der großen Freitreppe des schloßähnlichen Hauses, und Herrschaft und Gesinde „schabbelte" in patriarchalischer Gemeinschaft Bohnen, die in gewaltigen Steingefäßen eingesalzen wurden, oder wir lasen Kirschen und Himbeeren für das feine Dampfobst aus. Jedoch als das Fest der Feste galt das große Schweineschlachten um die Weihnachtszeit. Wer niemals eine echte thüringsche Wurstsuppe kochen geholfen, der weiß nicht, wie köstlich das Leben eines Thüringer Landwirtes sein kann!

Überhaupt — was wurde in dem kleinen Dorfe gebraten und gebacken, und in Herrlichkeit und Freuden gelebt! Auch dem ärmsten Mann gingen das ganze Jahr hindurch Wurst und Speck nicht aus, und Sonnabends buk jede wackre Hausfrau in dem ansehnlichen Gemeindebackofen so viele runde, platte, gewaltige Kuchen, daß die gesamte liebe Familie bis nächsten Sonnabend zum Morgen- und Nachmittagskaffee ihr großes Stück Hefenteig verzehren konnte. Und dann die Kirmsen! Bald Kirmes auf diesem, bald auf jenem Dorfe; und jede Kirchweih dauert drei volle Tage. Drei volle Tage wird gegessen und getrunken, als lebe der Mensch für nichts anderes, und müsse sich durchaus in den Himmel hinein essen und trinken. Und jeden Sonntag gewissermaßen eine Extra-Kirchweih mit Spiel und Tanz, bei dem die Mädchen ihren Kranz verlieren, wie im Herbst die Bäume ihre Blätter. Verführung gehört zu jedem echten Thüringer Dorf-Idyll; und die Schande ist nicht einmal Schande.

Da kam ein Sommertag, den vergesse ich nie. . . . . Über der Welt lag ein Schimmer, wie der Glanz auf dem Antlitz eines Glücklichen. Himmel und Erde leuchteten, als wären sie ein göttlicher Hymnus auf die Daseins-Freude der Menschen. Auf hochgetürmten, schwankenden Wagen fuhren wir das Korn ein, eine goldene, gesegnete Ernte! Die strahlenden Ährengarben schienen wie mit Engelszungen die Botschaft zu verkünden: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Da sahen wir vom entfernten Dorf her einen Mann gelaufen kommen. Schon von weitem schrie er uns etwas zu, ein einziges, kurzes, gellendes Wort. Aber wir verstanden es nicht. Und als wir es verstanden hatten, begriffen wir's nicht.

„Krieg!“

Es war nicht nur der atemlose Mann, der das fürchterliche Wort uns zurief; es schien wie ein Aufschrei der ganzen Menschheit, dieser Erntefeiernden, fröhlichen Menschheit zu sein. „Krieg gegen Frankreich!“ Schon am Abend sollten die jungen Männer, die eben erst die Früchte des Feldes geschnitten, Weib und Kind, Mutter und Braut verlassen, um mit Gott, für König und Vaterland in den Kampf, vielleicht in den Tod zu ziehen. Halbbeladen blieben die Wagen stehen, die Garben lagen zerstreut, auf dem Acker ward es einsam. Kein Jubelruf wurde gehört, aber auch kein Wehklagen. Eine kleine, ernste und schweigende Schar zogen wir an dem strahlenden Tage durch die den Segen des Friedens tragenden Felder. Über uns jubilierten die Lerchen.

Und schon am Abend mußten sie fort: unter der Linde vor meinem Fenster war der Abschied. Als würde der alte Baum vom Jammer der Menschheit gepackt, so ertönte er vom Schluchzen der Zurückbleibenden; denn die Fortziehenden erstickten ihre Thränen in dem Ruf: Vater, Bruder, wir schlagen die Franzosen! Mutter, Weib, wir kommen wieder! Und dann erbrauste das Lied vom deutschen Rhein; und es wurde zu der unendlichen Melodie unsrer Nation. Wie ein Kirchenchor schwebten die Klänge hin über die Erde, die bald von Blut dampfen sollte. Kein Gesang war's, — es war Andacht.

Und schon am Abend war auch ich fort! Soldat konnte ich nicht werden, mit in den Krieg aber mußte ich; also ward ich Krankenwärter. Welche Fahrt nach Berlin, welche Ankunft! Das Herz von ganz Deutschland pochend in einem Schlag: wir kämpfen für unser

teuerstes, heiligstes Eigentum, das nicht unsere Familie, das unser Vaterland ist! Bis zu diesem Tage war es mir nie so recht zum Bewußtsein gekommen, daß ich Preuße, daß ich Deutscher sei. Plötzlich fühlte ich mein Deutschtum in jedem Blutstropfen. Jeder meiner Blutstropfen gehörte nicht mir, sondern dem Vaterlande. Für das Vaterland sterben zu dürfen, schien mir wert zu sein, gelebt zu haben. Der Herzschlag unserer Nation in jenen herrlichen, jenen gewaltigen Tagen war wie das „Ja" eines liebenden Weibes vor dem Altar: Treue bis in den Tod!

Bis hierher habe ich — viel zu redselig! — von mir selbst gesprochen. Wie kann ich das jetzt noch?! Das eben ist ja das Größte bei solchem Großen: der einzelne Mensch versinkt in das Allgemeine, verschwindet mit seinem kleinen Geschick, hört auf zu sein. Unsere häßlichste und unsere menschlichste Eigenschaft: unsere Selbstsucht, verweht wie Spreu vorm Winde, wenn ein ganzes Volk kampfesfreudig in einen Krieg zieht, der gerecht ist.

Nach Frankreich ging ich, und ich blieb volle zehn Monate. Ich sah die Schlachtfelder von der Saar bis zur Loire. Ich pflegte — so gut ich konnte. Ich half — so gut ich vermochte. Des Elends, des Jammers und des Fürchterlichen war ein Meer, und die Hilfe des Einzelnen nur ein Tropfen. Auf den Schlachtfeldern, in den Feldlazaretten, an den Amputationstischen, den Sterbebetten und Massengräbern erschien mir das Antlitz der Kriegsfurie wie das Haupt der Gorgo: Etwas in meiner Seele erstarrte bei dem Anblick.

Jede Stunde brachte ein Ereignis; die Erlebnisse einer Woche hätten hingereicht, um ein Menschenleben voll und reich zu machen. Nicht Seiten kann ich darüber schreiben, es müßten Bücher werden.

Aber nicht nur das Entsetzliche und Gräßliche erfuhr ich in dieser ungeheuern Zeit, auch unvergeßlich viel Gutes und Köstliches. Ich besaß wohl einen starken Geist, mein Körper war jedoch so schwach, so überzart, daß ich für meine robusten, vollblütigen Kameraden während des ganzen Feldzugs „Unser Kleines" war. Und wie von diesen starken, durch den Drang der Zeit hartfühlig gemachten Menschen „Unser Kleines" verwöhnt ward! Ihm gehörte im Biwak der beste Platz, aus dem Feldkessel das beste Stück, ihm gehörte das weichste Lager, die wärmste Decke. Einmal schlief ich, von Mattigkeit überwältigt, auf dem Schlachtfelde ein, mitten unter Toten und Sterbenden. Als ich erwachte, sah ich keine Leichen, sondern einen Hügel von Herbstblumen, die man aus den nahen Gärten abgerissen und hoch um mich geschüttet hatte, damit ich beim Aufwachen nicht den blutigen, fürchterlichen Anblick haben sollte. Zu Weihnachten zeichnete unser herzlich verehrter Chef, der Graf Ysenburg-Büdingen, mein Bild, und schickte es mit Briefen meiner sämtlichen Kriegsgefährten meiner Mutter, damit diese wüßte, wie ihr Sohn aussähe unter dem roten Kreuze. Und unter dem Bilde stand geschrieben: „Unser Kleines".

Aber auch vom Feinde wurde mir in Feindesland Gutes über Gutes zu teil. Eine junge Bauersfrau rettete mich vorm sichern Tode, und in Orléans lag ich schwer darnieder im Hause einer vornehmen Familie, die mich wie einen Sohn pflegte, während der einzige Sohn vor Paris fiel — was ich erst erfuhr, als ich das Haus wieder verließ. Von den vielen Episoden, die ich erlebte und von denen manche Scenen aus großen Tragödien waren, möge hier ein heiteres Geschichtchen erzählt sein. In dem wunderschönen

Nancy war ich einquartiert in einem — Fräuleinsinstitut! Die zwei Dutzend hübscher junger Kinder und die drei ältlichen Erzieherinnen schienen den kleinen Prussien so vollkommen ungefährlich zu finden, daß sie ihn wie ein lebendiges Spielzeug behandelten und nach Herzenslust an ihm herumhätschelten. Nach drei Tagen mußte der Feind ausrücken, früh im Morgengrauen. Ich glaube, mir hatte von meiner Mutter geträumt, die mich im Traume geküßt. Ein Kuß auf meiner Stirn weckte mich auf. Es war noch dunkel, und vor dem Bett, ein Licht haltend, stand die würdige Vorsteherin des Stifts, so herzlich betrübt, als wäre ich ihr junger Sohn, der hinaus mußte ins feindliche Leben. Als ich das Haus verlassen wollte, fand ich auf dem Flur das gesamte Institut versammelt. Eine feierliche Deputation trat vor, mir wurde ein zierlicher Tornister überreicht, gefüllt mit lauter herrlichen Sachen: Kognak und Schokolade, Würsten und Zigarretten. Sogar eine köstliche, echt vaterländische pâtée de foies gras de Strasbourg befand sich darunter: das ganze Institut hatte für diese Herzens- und Leibes-Erquickung des Preußen von seinen Sparpfennigen zusammengelegt. Das gab eine Rührung, ein Händedrücken, ein Klagen und Seufzen, ein Tücherschwenken und Zurückblicken.

Der große glorreiche Krieg war beendet, ich befand mich wieder in Deutschland — wieder in Thüringen. Aber nicht mehr an den idyllischen Ufern der Ilm, sondern in der klassischen Musenstadt Jena: nicht Landwirt wollte der Junge werden — studieren wollte der Junge! Ich hatte so lange geschlafen, und meine Kindheit und ein Stück meiner Jugend verträumt; da kam der Krieg, und mit einem flammenden, blutigen Mal auf der Stirn war ich erwacht.

Wiederum war ich „andauernd kränklich". Aber es machte mir nichts mehr, nicht das Geringste; denn etwas Seltsames und Wunderbares trug ich in meiner Seele. Oft besuchte ich die Vorlesungen von Ernst Häckel und Kuno Fischer unter heftigen Schmerzen. Welch eine Welt ging mir plötzlich auf. Die griechischen Philosophen, dann Kant, Hegel, Schopenhauer. Und dann — die natürliche Schöpfungsgeschichte. Das war Licht! Fluten waren es von blendendem Glanze. Aber ich schloß meine Augen nicht. Weit offenen, entzückten Blickes schaute ich in die Sonne der Erkenntnis. Das Leben, das hinter mir lag, war Nacht gewesen.

Noch immer erwachte ich manchen Morgen mit einem Angstruf, mit einem Schrei des Entsetzens: ich hatte von dem großen, glorreichen Kriege geträumt, den ich auf Schlachtfeldern und Lazaretten erlebt hatte. Der Soldat kennt nicht die Folgen des Kriegs; denn er zieht weiter: vorwärts, immer vorwärts! Den Krieg kennt nur der, welcher nach dem Soldaten zurückbleibt, um die Toten zu begraben und die Verwundeten zu pflegen. Die Erinnerung an das fürchterliche Erlebte, das ich oft wie in Visionen wieder vor mir sah, lag wie Alpdruck auf mir. Ich mußte versuchen, ihn von mir abzuwälzen, um wieder friedliche Nächte zu haben. So begann ich zu schreiben — nur für mich selbst, um mich zu befreien. Plötzlich war ein Buch daraus geworden, ein kleines, wirres, unfertiges Buch; aber doch ein Buch. In meinem einsamen Gartenhause draußen vor dem Thor, bei der historischen „Ölmühle", las ich in einer schwachen Stunde mein Geschriebenes einigen Kommilitonen vor, die sich zu dem sonderbaren Schwärmer, der so ganz anders war, als andere Studenten, hingezogen fühlten. Ich hatte gelesen, und es hieß:

Das mußt du drucken lassen! — Ich, das drucken lassen?! — Aber Mensch, du bist ja ein Schriftsteller!

Ein Schriftsteller. . . . Trotz jener prophetischen Worte meiner edlen, unvergeßlichen Pflegemutter hatte ich nie an die Möglichkeit gedacht, wirklich jemals ein Schriftsteller zu werden, und jetzt sollte ich plötzlich einer sein! Ich hatte ja nur gesagt, nur gestammelt — was ich empfunden, was ich gelitten hatte, um einen glühenden Schmerz in mir stille zu machen.

Meine guten Freunde ruhten nicht, mein Geschriebenes wurde wahr und wahrhaftig gedruckt: ein Verleger fand sich, ein Büchlein erschien: „Visionen eines deutschen Patrioten". Phantastisch wie der Titel, war der Inhalt. Zugleich war er nichts anderes, als der entsetzte Aufschrei aus einer Menschenbrust über die Möglichkeit eines Krieges in unserer Zeit. Doch man wollte ihn nicht hören; und man hatte ganz recht! Die Errungenschaft eines deutschen Reiches und eines deutschen Kaisers war zu gewaltig, um noch in der Stunde des unerhörten Triumphes sich daran erinnern zu lassen, wie sie errungen worden. Eines Morgens kamen meine Freunde zu mir und fragten mich, ob ich wüßte, daß ich über Nacht ein bekannter Mann geworden sei? Mein Buch sei verboten worden.

So wurde aus dem Landwirt ein Schriftsteller. . . . Und jetzt begann ein andrer Krieg, der auch grimmig und blutig war: der Kampf um mein geistiges Dasein. Ich kämpfte und kämpfte: gegen mein eigenes seltsames, phantastisches Ich, gegen die düstre und leidenschaftliche Art meiner Begabung, die mir Welt und Leben in grellen, flammenden Lichtern zeigte, gegen das Schicksal, das keine milde, helfende Göttin für mich war. Erst jetzt begannen meine

Lehrjahre, die mich in ein Labyrinth führten, darin ich nicht ein, noch aus wußte. Aber ich kämpfte fort und fort; und ich kann von mir nur sagen, daß es ernst und ehrlich gekämpft war. Ich wurde dabei der müde Mann, ich wurde „der müde Mann"; und es war nicht Affektation, wie mir noch heute oft nachgesagt wird. Zwei Bücher erschienen und erregten ein gewisses Aufsehen. Es waren die „Scherben", traurige und trostlose Phantastereien, in tausend Seelenqualen entstanden, wiederum nur um mich selbst zu befreien. Dann schrieb ich Tragödien, und ein Drama wurde preisgekrönt, wurde aufgeführt — mit lautem Erfolg. Und in demselben Jahre ein zweites preisgekröntes Werk: Luigia Sanfelice. Damals glaubte ich: jetzt ist der Kampf vorüber, jetzt hast du gesiegt! Aber er fing erst an . . .

Meine Erstlinge.

Von

Ossip Schubin.

Es war nach einem Konzert von Rubinstein und ich war gerade 15 Jahre alt. Die herrliche Musik hatte mich aufgeregt, in meinen Nerven schrieen alle Melodien durcheinander, die ich mir von dem Konzert gemerkt.

Da, mit einem Mal legte sich der Aufruhr — die musikalischen Reminiscenzen verschwammen alle in einem langsam verklingenden Mollakkord, und über diesen sich irgendwie in Farben auflösenden Akkord hinüber, ja aus ihm heraus schwebten ein paar menschliche Figuren zu mir. Ich sah sie deutlich, ich hörte sie sprechen, ein kleines Stück fremden Lebens rollte sich vor mir auf. Ich schlich mich in ein entlegenes Zimmer, um nicht bei meiner Missethat ertappt zu werden (denn ich hatte das Bewußtsein, meine Zeit in

einer unverantwortlichen Weise zu verlieren), und dann schrieb ich, bis ich ganz steife Finger hatte vor Kälte. Es war nämlich Februar und das Zimmer ungeheizt.

Da entdeckte man mich; ich wurde gescholten wegen der Erkältung, der ich mich ausgesetzt, und gezwungen, heißen Thee zu trinken, aber — „Niklas Z." war fertig.

Es war eine sehr kurze traurige Geschichte von einem Schulmeistersohn, der zugleich ein großes Genie und ein großer Tölpel war; — nebstbei war er auch ein Klaviervirtuose, „er prügelte das Klavier, aber er prügelte es wie ein Gott, und was bei andern ordinäre Tastenabschlachterei gewesen wäre, blieb bei ihm stets noch olympischer Donner."

Und er verliebte sich in eine Komtesse, die seine Jugendgespielin gewesen und ihm sehr ungeniert schöne Augen machte, weil er eben nur ein Künstler war, und die schließlich sich mit einem Husarenleutnant verlobte, dem sie nie schöne Augen gemacht, sondern sie stets fein sittsam vor ihm niedergeschlagen, weil er eben ihresgleichen und sie in ihn verliebt war.

Und dann brachte sich der arme, täppische, warmfühlende Künstler um, und die Komtesse erschrak darüber und weinte bitterlich, da sie ein gutes Herz hatte, und ihm gegenüber nur die besten Absichten gehabt, indem sie so lieb und nett mit ihm gewesen war — aber wie hätte sie sich's denn träumen lassen können, daß er unvernünftig (ihre Umgebung sagte unverschämt) genug sein würde, sich ernstlich in eine Komtesse zu verlieben. Das war wirklich etwas so Ungeheuerliches, außerhalb ihres Lebensprogramms stehendes, daß sie sich zum Schluß noch ganz naiv die Frage stellte:

„Wo lag mein Unrecht?"

Mit diesem Glanzeffekt endigte die Geschichte — ich hatte ihn eben niedergeschrieben, als mich meine Mutter in dem kalten Zimmer entdeckte, mich ausschalt und zwang, heißen Thee zu trinken.

So, — das ist die Geschichte von der Entstehung meiner Erstlingsarbeit.

Sie wurde in der „Bohemia" gedruckt. Der Stil war holprig und die Orthographie hatte der Redakteur nachgebessert, aber es kam eine Beschreibung des Böhmerwaldes drin vor, die sehr gelobt wurde, und auch etwas Aphoristisches über den Apoll vom Belvedere — was es war, weiß ich nicht mehr genau. — —

So hatte es angefangen, mein Schreibfieber nämlich — und die späteren Anfälle meldeten sich ziemlich in derselben Weise — immer ein von irgend einem starken Eindruck hervorgerufener angenehmer oder unangenehmer (meist letzteres) Nervenaufruhr, der sich plötzlich in einer, auf ein spezielles Ziel gerichteten Thätigkeit der Phantasie erst zuspitzte, dann klärte und löste. — Eine neue Arbeit war immer ein Gebilde, das aus einem Chaos überreizter Empfindung emporstieg — immer eine Art Fiebertraum! —

Obzwar ich, kurz nachdem ich meinen Niklas Z. zu Papier gebracht, eine schöne Singstimme an mir entdeckte, deren allzu eifrige Pflege den baldigen Untergang derselben herbeiführte, — so blieb mir doch stets noch die Zeit, hie und da eine Novelle niederzukritzeln, und es entstanden zwischen meinem fünfzehnten und fünfundzwanzigsten Jahr eine ganze Reihe teils von Entwürfen, teils von ausgeführten Erzählungen, von denen damals aber höchstens zwei böhmische Provinzblätter etwas wissen wollten — die „Bohemia" und

das „Prager Abendblatt", obzwar ich mich weidlich bemühte, selbe an irgend ein größeres deutsches Blatt anzubringen.

Meine Anstrengungen in der Richtung blieben gänzlich erfolglos. Gewöhnlich erhielt ich die sorgfältig verpackten Manuskripte postwendend zurück — manchmal dauerte es etwas länger — das war der einzige Unterschied. — Später änderten die Verleger ihren Geschmack und druckten mit viel Vergnügen die ehemals verstoßenen Erzeugnisse meiner Feder, wie z. B. „Die Galbrizzi" — „Mal'occhio" — „Memento mori" — den „Frühlingstraum" 2c. 2c.

Damals aber ging's mir schlecht, und als eines schönen Tages auch die beiden Provinzblätter mir die Freundschaft kündigten und nichts mehr von mir wissen wollten, — da wurde ich sehr traurig und fing an, mich dafür zu schämen, so viel Papier und Tinte zu verderben. Vielleicht hätte ich die schlechte Gewohnheit ganz abgelegt, wenn nicht durch die Vermittlung meines mir damals persönlich gänzlich unbekannten Landsmanns, Herrn Fritz Mauthner, eine kleine Erzählung von mir in der „Deutschen Lesehalle", einem Beiblättchen des „Berliner Tageblatts", angenommen worden wäre.

Inzwischen hatte ich auch meine schöne Stimme endgiltig begraben, nachdem ich mit Mutter und Schwester durch halb Europa von einem berühmten Singlehrer zum andern gewandert war.

Ich sah ein, daß kein Singlehrer mir mehr zu etwas verhelfen konnte — was nicht mehr existierte! — Müde, elend zog ich in's alte liebe Nest zurück — das alte, liebe Lochkow, in dem ich aufgewachsen bin, mit dem meine ganze geistige Entwickelung eng verbunden ist, und von dem wir uns im vorigen Herbste trennen mußten.

Die erste Jugend war vorbei — ich war fünfundzwanzig Jahre alt — über mich kam ein Gefühl von: „Was anfangen mit dem Leben?“ Glauben an meinen Stern, an ein allenfalsiges doch noch durchdringen können mit meinen litterarischen Erzeugnissen, hatte ich gar keinen, — dazu kam noch, daß die Quelle meiner Einbildungskraft gänzlich versiegt schien, daß ich nicht im stande war, irgend ein neues Motiv zu formulieren! —

Da riet mir meine Mutter eines Tages — mehr um mich zu beschäftigen, zu zerstreuen, als aus irgend einem andern Grund — einen meiner bereits im „Prager Abendblatt“ erschienenen Romane umzuarbeiten und zu versuchen, denselben in Buchform zu verwenden. Der Roman war unter dem Titel: „Der gewisse Baron Riedheim“ von „Erich Rheinau“ erschienen. —

Ohne die geringste Begeisterung machte ich mich an's Werk. Die Feder in der Hand blätterte ich in den aus dem Abendblatt herausgeschnittenen Feuilletons. Meine Umarbeitung des Romans bestand erst aus einfachen Nachbesserungen, die ich auf die weißen Ränder der Zeitung schrieb. —

Mit einemmal warf meine Phantasie die alte Form der Erzählung um — auf dasselbe Motiv baute ich einen andern Roman — die Hallucinationen hatten sich eingestellt, ich hörte die Figuren um mich herum sprechen, lachen, weinen — ich hätte nach ihnen greifen können — ich brauchte nur die bunten Bilder abzuschreiben, die mir durch die Seele glitten. —

Im Herbste desselben Jahres war aus dem „gewissen Baron Riedheim“ von „Erich Rheinau“ — „Ehre“ von „Ossip Schubin“ geworden. —

Inzwischen hatten drei oder vielleicht vier Menschen meine Novelle in der „Deutschen Lesehalle" gelesen und bebeifallt. — Mein Jubel sowie mein Erstaunen waren groß, als Herr Fritz Mauthner daraufhin einen großen Roman bei mir für das „Berliner Tageblatt" verlangte — viel größer als die Enttäuschung, welche kurz darauf die Nachricht mit sich brachte, daß das Berliner Tageblatt den oben erwähnten Roman „Ehre" ablehne.

An derlei Enttäuschungen war ich gewöhnt, die nahm ich als etwas ganz Selbstverständliches hin.

Als endlich ein heroischer junger Verleger, Heinrich Minden in Dresden, sich dazu herbeiließ, den Roman zu drucken, faßte ich das Glück als eine unverdiente Gnade Gottes auf! —

Und nun zum Schluß! —

Minden setzte alles daran, den Roman in einer Zeitung erscheinen zu lassen, ehe er ihn in Buchform verlegte. In appetitlichen Aushängebogen, bereits gedruckt, wurde „Ehre" so ziemlich an alle halbwegs anständigen Redaktionen von Deutschland geschickt — und überall abgewiesen. So entschloß sich Heinrich Minden im Dezember 1882, „Ehre" in Buchform in die Welt hinauszuschicken.

Das deutsche Lesepublikum kennt das Schicksal desjenigen meiner Romane, welcher offiziellermaßen für meinen Erstling gilt. —

Mir bleibt nicht viel darüber zu sagen als — daß niemand, nicht einmal eine der vielen Redaktionen, welche dem Roman einen Tritt versetzt hatten, erstaunter über den Erfolg desselben sein konnten — als ich selbst. —

Noch heute erinnere ich mich dessen, wie am 17. Jänner 1883, während wir beim Frühstück saßen, in unserem kleinen Speisezimmer

in Rom, meine Mutter den Posteinlauf sichtend, mir einen Brief Heinrich Mindens aus Dresden reichte.

Es war ein Sonntag. Ein bläulich heller Sonnenstrahl lag quer über dem Frühstückstisch, und die ganze Morgenluft war melodisch von katholischem Glockengeschwirr.

Der Sonnenstrahl und das Glockengeschwirr thaten mir weh — ich war gänzlich mutlos und traurig. — Nichts weniger als einer freudigen Überraschung gewärtig, öffnete ich den Brief Mindens. Er enthielt eine höfliche Karte von Julius Rodenberg und eine von ihm verfaßte, auf drei Rundschauseiten eng gedruckte Kritik von „Ehre".

Und was für eine Kritik! . . . Sie fing an mit den Worten: „Wer Ossip Schubin auch sein möge — des einen sind wir gewiß, daß er kein junger Mann mehr sein kann!" . . . Das Übrige mögen die, welche sich dafür interessieren, in der Februar-Nummer der „Deutschen Rundschau" von 1883 nachlesen.

Ich begriff nicht, daß das Lob sich wirklich auf mich beziehen könne — ich wurde ganz dumm und verwirrt von nicht begreifen können — ich fing an zu schluchzen — meine Mutter nahm mir die beiden Rundschaublätter aus der Hand und las sie mir vor.

Von einem Augenblick zum andern war ich zum Rang eines deutschen Schriftstellers erhoben, eines Schriftstellers, den man ernst nimmt — das Avancement war unheimlich rasch! —

Als meine Mutter mir die durchlesenen Blätter zurückgab, schüttelte sie den Kopf, — dann mit einem sehr ernsten Gesicht, die berühmten Worte Annas von Österreich an Maria von Gonzaga zitierend, sagte sie:

„Ah ma pauvre fille! Te voilà reine de Pologne! . . ."

Mein erstes Drama.

Von

Hermann Sudermann.

Mein erstes Drama!

Es erblickte nie das Lampenlicht und hat doch Schicksale genug.

Seine Geschichte reicht bis in meine Tertianerzeit zurück. Damals war ich aus dem littauischen Hinterwalde nach Elbing zur guten Tante in Pension gekommen, und betrat zum ersten Male mit frommem Schauder die Stufen eines Theaters. Daß ich die Heimat aller irdischen Seligkeit dort fand, brauch' ich nicht erst zu erwähnen.

Leider kostete ein Galerieplatz drei Silbergroschen; der Thaler monatlichen Taschengeldes aber, der mir ausgesetzt worden war, ging für Hefte, Stahlfedern, Zeichenmaterial und Haarschneiden vollkommen verloren. Alle finanziellen Ränke blieben erfolglos, denn die gute Tante führte ein strenges Regiment.

Aber die kalten Tage, die jetzt hereinbrachen, halfen es erschüttern. Der guten Tante fiel es schwer, in der frühen Dämmerung ihr eingewärmtes Bett zu verlassen, um mir den Frühstückskaffee zu kochen. Zu diesem Frühstück gehörten zwei Semmeln, von denen die eine sofort gegessen, die andere für die 10 Uhr-Pause aufbewahrt werden sollte.

Wenn es mir nun gelang, den Wert dieser zwei Semmeln in barem Gelde zur eigenen Verfügung zu erhalten, so war der Grund zu einem bedeutenden Vermögen gelegt. Ich hatte nichts weiter nötig, als bis zum Mittag durchzuhungern. — — — Darum redete ich der guten Tante zu, ruhig im Bett zu bleiben, es würde mir ein unaussprechliches Vergnügen bereiten, mit nüchternem Magen zur Schule zu gehn, wenn ich nur die Gewißheit hätte, daß ihr Behagen keinen Schaden litte. — Tante, gerührt von meiner kindlichen Liebe, gab meinem Schmeicheln nach, ich aber, der ich das Amt hatte, die Semmeln vom Bäcker einzuholen, unterschlug mein Eigentum und hungerte.

O, wie ich hungerte! Welche Qualen warteten auf mich, wenn um 10 Uhr die Kameraden ihre fetten Butterbröte aus den Taschen holten, und ich die Nase ins Buch tauchen mußte, um meine gierigen Blicke zu verbergen.

Am meisten fürchtete ich den Mittwoch und den Sonnabend, denn an diesen Tagen endigte die Schule erst um 1 Uhr. Von 12—1 gab es Singen. Nie hat ein hungrigerer Magen Gott dem Herrn Lob- und Danklieder dargebracht.

Wenn ich alsdann heimkehrte, erregte mein Appetit allgemeines Staunen. Ich besinne mich, daß ich es einmal bis auf 40 Kartoffeln gebracht habe.

Der Segen meines Betruges blieb nicht aus. Fünf solcher Hungertage ergaben ein Galeriebillet. Auf diese Weise habe ich „Drei Paar Schuhe", „Lohengrin", „Fünf mal hunderttausend Teufel", „Maria Stuart" und „Die schöne Helena" kennen gelernt.

Und so kam der große Tag, da Hermine Claar-Delia zum Gastspiel in der guten Stadt Elbing erschien, und mir mein Herz entdecken half.

Die Gattin des verehrten Intendanten von Frankfurt wird hoffentlich an diesem posthumen Liebesgeständnis keinen Anstoß nehmen — ist sie es doch gewesen, die in dem dreizehnjährigen Bengel die erste Ahnung seines künftigen Berufes aufgehn ließ.

Als Valentine sah ich sie, und beschloß nicht eher zu rasten und zu ruhn, bis ich etwas ähnlich Großes geschaffen haben würde, das ich ihr ehrfurchtsvoll zu Füßen legen könnte.

Neben dem Hause meiner Tante befand sich ein Holzstapel. Auf diesem Stapel kletterte ich am folgenden Nachmittage wie ein Verrückter umher und legte mir, Thränen der Erregung hinunterschluckend, den Schwur ab, ein Dramendichter zu werden.

Jahre vergingen, ehe ich daran denken konnte, ihn einzulösen.

Ich hatte die Schule verlassen, war Apotheker geworden und wieder zur Schule zurückgekehrt, hatte als Student die höchste Staffel kindlichen Ehrgeizes erklommen und fühlte mich mit meinen 18 Jahren überreif, mir die Unsterblichkeit zu erobern.

Das waren glückliche Nächte des Schaffens! Mit brennendem Kopfe aus der Kneipe heimgekehrt und keck darauf los geschrieben bis zum hellen Morgen!

Die Leute fabelten so viel von den technischen Schwierigkeiten

des Dramas, — ich sah deren keine. Alles machte sich von selbst. Die Paradigmen der gotischen Konjugation auswendig zu lernen, war bei weitem mühsamer und trug keinen Lorbeer im Gefolge.

Mein Drama hieß „Die Tochter des Glücks".

Seine Heldin war der hochmütige und adelsstolze Sproß eines ruinierten alten Geschlechts, dem von einem schurkischen Industriellen der Boden unter den Füßen fortgezogen wird.

Ein edler Demokrat, der sich aus der Hefe des Volks zum großen Gelehrten emporgerungen hat, tritt als Retter dazwischen, vermag zwar die Familie vor dem Untergang nicht zu schützen, erobert sich aber die Hand der gebeugten Tochter. Auf einem Kirchhofe trifft er im 5. Akte mit ihr zusammen, und führt sie bei himbeerfarbener Abendbeleuchtung — von welcher ich mir eine große Wirkung versprach — ins Leben zurück.

In der Auswahl charakterisierender Züge war ich nicht blöde. So besinne ich mich, daß ich den edlen Demokraten, um die Rücksichtslosigkeit seines struggle-of-lifer-tums zu zeichnen, mit hohem Stolze von sich sagen ließ: „Und wenn mich hungerte, so stahl ich!"

Man wird unschwer erkennen, woher die Typen stammen, die ich von neuem durcheinanderwürfelte, auch daß die Valentine durch fünf Jahre rapider Entwicklung hindurch ihren maßgebenden Eindruck treu bewahrt hatte. — —

Kaum war das Drama fertig, als ich Gelegenheit fand, es mit meinem Herzblut zu befeuchten.

Die Verbindung, in welcher ich die Ehre hatte, die ersten Semester meiner Studentenzeit paukend und saufend zuzubringen, war eine ziemlich rüde Gesellschaft. Der „Dramen schreibende Fuchs"

galt als eine nie versiegende Quelle der Heiterkeit für jeden der Älteren, der sich an ihm reiben wollte. — Der ewigen Hänseleien müde, legte ich das grün-weiß-rote Band der Littauer ab und lebte still als Kamel für mich hin. — In einer Kneipe fand ich mich eines Tages einem ehemaligen Freunde und Couleurbruder gegenüber, von dem ich sonst nur Wohlwollen erfahren hatte. Als nun auch er begann, mein Drama zu verhöhnen, quoll die Galle in mir über, und der Bundesbruderschaft ledig, forderte ich ihn auf Pistolen. Zwar wurde die Forderung auf Schläger herabgedämpft, auch traten wir ab, ohne daß einer den andern „abgestochen" hätte, doch gab es Blut genug, — und diese Mensur blieb mir in Erinnerung als die Weihe, durch die mein heiliger Beruf vor Freund und Feind außer Zweifel gestellt worden war.

Bei nochmaliger Durchsicht erschien mir mein Drama nicht „genial" genug. Die Räuber waren entschieden genialer, Stellen, wie Karls großer Fluch und Franzens Reflexionen über die Entstehung des Menschen waren in der „Tochter des Glücks" nicht zu finden. Und mit großer Mühe begann ich die Dialoge meines Stückes künstlich zu verrenken, bis jede halbwegs vernunftgemäße Äußerung sich in Schwulst und Aberwitz verwandelt hatte. Die Freunde, welche ich in die Geheimnisse des Neugeschriebenen einweihte, waren entzückt über diese „blühende" Sprache und der Gipfel meines Stolzes war erreicht, als einer von ihnen, ohne das Ziel meines Strebens zu kennen, den Stil meiner Arbeit dem der Räuber an die Seite stellte.

Um meinem Werke eine seiner inneren Bedeutung würdige Außenseite zu geben, schrieb ich es mit meiner schönsten Reinschrift zum drittenmal nieder, und zwar auf dickes, weißes Papier, welchem

ich handbreite Ränder einfalzte, weniger um darauf Verbesserungen anzubringen — auch Shakespeare verbesserte nie — als um den Eindruck einer gewissen Fülle zu erwecken.

Dann begann ich die Aufführung ernstlich ins Auge zu fassen.

Daß Hermine Claar-Delia die Titelrolle spielen, daß ihr das Drama gewidmet werden sollte, das stand fest. Hätte ich hierin etwas ändern wollen, so wäre ich den heiligsten Schwüren meiner Kindheit untreu geworden.

Nun wollte eine glückliche Fügung des Himmels, daß meine Göttin verheiratet war, und daß ihr Gatte als Direktor des Berliner Residenztheaters eine Stätte, an der meine Ideen Fleisch und Blut gewinnen konnten, von vornherein für mich zur Verfügung hatte.

Mein Herz wollte vor Freude zerspringen, als mir diese Nachricht in einem Berliner Blatte zufällig begegnete. — Ich hatte also nur nötig, mein Manuskript mit dem seit fünf Jahren feststehenden Vermerke: „Frau Hermine Claar-Delia ehrfurchtsvoll gewidmet" dem Gatten einzuschicken, und er würde alsdann nichts eiligeres zu thun haben, als das Drama, das durch diese ehrenvolle Widmung gleichsam ein Besitz seiner Familie geworden war, mit allem ihm zu Gebote stehenden Pompe in Scene zu setzen.

In freudig gehobener Stimmung sandte ich das Manuskript mit den schönen breiten Rändern an das Berliner Residenztheater ab, und bereitete mich vor, in etlichen Wochen nachzufolgen, denn daß ein Autor bei den Proben schlechterdings nicht zu entbehren ist, hatte ich längst erfahren.

Glücklich traf es sich, daß die Osterferien vor der Thür standen,

und ich in Königsberg Exmatrikel nehmen konnte, um in Berlin, dem heißersehnten, meine Studien fortzusetzen.

Am 28. April 1877 zog ich auf der Höhe eines Omnibus vom alten Ostbahnhofe her in Berlin ein, mit demselben Hochgefühl, das die Zolaschen Helden beseelt, wenn sie aus den Gefilden von Plassans daherkommen, sich Paris zu erobern.

Neben mir, in braunem ausgewachsenem Überzieher, mit langen, um die Backen wehenden Haaren, saß noch ein solcher Eroberer, der Tilsiter Buchhändlergehilfe Otto Neumann mit dem Mutternamen Hofer, der soeben, nach heimlicher Vorbereitung, sein Abiturientenexamen gemacht hatte, und nach Berlin studieren ging. Wir waren auf einem ostpreußischen Bahnhof zusammengetroffen, hatten, trotz gegenseitiger Antipathie, beschlossen, miteinander zu wohnen, um 4 Thaler monatlicher Miete zu ersparen, — und sind bei dieser Gelegenheit Freunde fürs Leben geworden.

Als wir vom Bahnhof her in eine mit schönen, hohen Häusern besetzte Straße eingelenkt waren, machte mein Herz plötzlich einen Sprung, denn über einer Thoreinfahrt las ich in großem Bogen den Namen: „Residenz-Theater".

„Also dies ist die Stätte deiner künftigen Triumphe," dachte ich voll Rührung, und überlegte, ob ich meinem Reisebegleiter etwas von der Bedeutung dieses Hauses anvertrauen sollte. Aber ich schwieg stille. . . Ich war zu viel in meinem Leben ausgelacht worden.

Am nächsten Morgen eilte ich in eine Konditorei, bestellte mir einen Apfelkuchen mit Schlagsahne und sah im Berliner Tageblatt nach.

Ich erwartete eine Notiz zu finden, des ungefähren Inhalts,

daß das Drama „Die Tochter des Glücks“ von dem noch unbekannten, aber höchst talentvollen Autor H. S. in allernächster Zeit seine erste Aufführung erleben würde.

Doch seltsam! — diese Notiz fehlte.

Von nun an bin ich an jedem Morgen in die nachbarliche Konditorei geschlichen, habe die Theaternachrichten sämtlicher Berliner Blätter durchsucht und ungezählte Apfelkuchen mit Schlagsahne dazu gegessen.

Nach sechs Wochen riet mir mein Stubengenosse, den ich inzwischen in meine Sorgen eingeweiht hatte, persönlich bei dem Direktor Nachfrage zu halten. Und ich beschloß ihm zu folgen, denn es war ja klar, daß es sich um ein Mißverständniß oder einen Irrtum handelte.

Ich besaß einen schwarzen Gehrock, welcher von dem Schneider meines Heimatsdorfes mit großer Sorgfalt angefertigt worden war, und der die Eigentümlichkeit hatte, von der Taille aus nach den Knien zu dreieckig auseinander zu gehen. Diesen Gehrock zog ich an und begab mich nach der Blumenstraße.

Der Herr Direktor sei im Theater augenblicklich nicht anwesend, — aber ob sein Sekretär nicht —

„Nein,“ entgegnete ich stolz.

So möchte ich mich nach seiner Privatwohnung bemühen, die nahe dem Theater da und da gelegen wäre.

Gut. —

Ich meldete mich und wurde vorgelassen. Der Herr Direktor würden sofort erscheinen.

Mit bangem Staunen sah ich mich in einem Raume, dessen zart abgetönte Pracht alles übertraf, was ich mir in meiner Studentenarmut

von „Salons“ und „Intérieurs“ je hatte träumen lassen. Ich steckte rasch die rechte Hand in den Rocklatz, um die dreieckigen Schöße etwas emporzuziehn, und dadurch ein weltmännischeres Äußere zu gewinnen.

Ein Herr in noch jugendlichem Alter, mit rotblondem Kopf und weit ausgeschnittenem Stehkragen trat rasch zur Thür herein und fragte mit einer gewissen eiligen Herzlichkeit nach meinem Begehr.

Ich wiederholte meinen Namen, da ich annehmen mußte, daß die Dienerin ihn nicht richtig gemeldet hatte, und erwartete nunmehr sein Antlitz freudig aufleuchten zu sehn.

Die gehoffte Wirkung blieb aus. —

Ein wenig befremdet fuhr ich fort: „Ich habe dem Residenz-Theater vor bald drei Monaten mein Schauspiel „Die Tochter des Glücks“ zur Aufführung übergeben, und warte noch immer auf einen Bescheid.“

Auf die ehrenvolle Widmung aufmerksam zu machen, hielt ich unter diesen Umständen meiner nicht für würdig.

„O, das thut mir leid,“ erwiderte er mit höflichem Lächeln, „ich werde das Versäumte nachholen, und Ihnen das Manuskript unverzüglich zugehn lassen.“

Die Situation war klar.

Verschmäht! ungelesen verschmäht!

„Ich bitte darum,“ sagte ich, mich hoch aufrichtend und verließ stolz das Zimmer.

Der folgende Tag verging, ohne daß das Manuskript sich bei mir eingefunden hätte. Da fiel mir ein, daß dem Direktor meine jetzige Adresse unbekannt war. Ich sandte daher eine Karte ab,

worin ich kurz und gemessen, wie es einem beleidigten Dichter geziemt, die entsprechenden Mitteilungen niederlegte.

Aber auch hierauf traf das Manuskript nicht ein. Und neue Wochen des Wartens vergingen. Ich begann wieder frisch drauf los zu hoffen.

Der Sachverhalt schien klar. Im Begriff das Drama abzusenden, hatte der Direktor einen Blick hineingeworfen, war sofort gefesselt, gepackt worden, und bereitete nun eilends, um das Versäumte nachzuholen, eine Aufführung vor.

Wiederum begannen meine Gänge zur Konditorei, mein Budget belastete sich von neuem mit den Kosten einer Unzahl von Apfelkuchen.

Doch als nach abermals zwei Monaten keine Nachricht eingetroffen war, beschloß ich den Gang zur Direktorialwohnung zum zweitenmal zu wagen.

Wiederum wurde ich vorgelassen, wiederum umfing mich die dämmerige Pracht des teppichverhangenen Salons.

Als die Thür aufgerissen wurde und der Direktor lächelnd und jovial ins Zimmer stürmte, hatte ich ein freudiges Schreckgefühl, als werde er mich vor Begeisterung über mein Werk sofort in seine Arme schließen.

„Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ich heiße Hermann Sudermann."

„Sehr erfreut . . . Und womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ich glaubte von Ihnen gekannt zu sein, Herr Direktor."

„Ja wohl, — ja . . ja, ich besinne mich. . . Was war es doch gleich für eine Angelegenheit — e —. . .?"

„Ich hatte Ihnen ein Drama eingereicht, Herr Direktor."

„So, — so!"

„Die Tochter des Glücks."

„Soo!"

„Und Sie versprachen an dieser Stelle, mir das Manuskript unverzüglich zugehn zu lassen."

„Ah so — so. Und Sie haben es nicht erhalten?"

„Nein, Herr Direktor, ich habe es nicht erhalten."

„Ja, jetzt besinne ich mich . . Ich hatte auch meinem Sekretär gesagt . . . ja . . Welches war doch gleich Ihre Wohnung?"

„Spandauer Brücke 9."

„So so . . danke. Die Manuskripte werden ja bei mir aufs sorgfältigste geprüft. Was wir irgend brauchen können, das behalten wir. Aber . . die Sache ist wahrscheinlich in Vergessenheit geraten. Das kann vorkommen. Das werden Sie uns hoffentlich nicht nachtragen, Herr Silbermann."

Mit einem Lächeln, dessen Liebenswürdigkeit trotz meines Ingrimms mich ganz gefangen nahm, reichte er mir die Hand.

Ich war entlassen.

Am andern Vormittag erhielt ich ein Paket, welches den Stempel: „Direktion des Residenz-Theaters" trug.

Als ich es öffnete, erkannte ich meine Handschrift, doch hatte sich das Manuskript in merkwürdiger Weise verkleinert und verschmälert.

Das Wort des Direktors war in Erfüllung gegangen.

Was man irgend brauchen konnte, das hatte man behalten; die wertvollen, weißen Ränder waren abgeschnitten — der Rest gehörte wieder mir.

Ludwig Fulda

Mein Erstlingswerk?

Von

Ludwig Fulda.

Die Geschichte meines Erstlingswerkes? Ich soll also wirklich schon über mich selbst Geschichte schreiben? Die Legion der Selbstbiographien um eine vollständig unberechtigte Nummer vermehren? Ach, ich fühle mich so ganz und gar nicht historisch gestimmt! Wie soll es mir gelingen, mit ruhigem Blick in die Vergangenheit zu schauen, während all meine Wünsche ihr sehnsüchtiges Antlitz nach der Zukunft hinwenden! Von den tausend Masten, mit denen der Jüngling in den Ocean hinausstrebt, sind mir zwar schon einige abhanden gekommen; aber es blieben noch so viele übrig, um fröhlichen Sinnes die Meerfahrt zu wagen. Autobiographien hingegen sind das gerettete Boot, auf welchem der Jubelgreis still in den Hafen treibt. Zwar könnte man mir das Beispiel von manchen

meiner noch jüngeren und jüngsten Kollegen vorbildlich anführen, die, nach ihrem eigenen Gebahren zu schließen, auf ihrem Denkmal geboren werden und schon ihr erstes Liebeslied und ihre erste Abhandlung über den Endzweck der Kunst sub specie aeterni betrachten. Diese Sangeshelden, welche das kaum erlangte Zeugnis der Reife durch Zeugnisse der Unreife in Schatten stellen, sind viel zu abergläubisch, um etwas Freies, Gerades und Ehrliches zu schaffen; denn sie glauben mit heißer Inbrunst an sich selbst und an ihre heilige Dreieinigkeit als Lyriker, Epiker und Dramatiker. Sie ahnen nicht, daß der steile Anstieg zu den Höhen der Kunst im Thale des Zweifels beginnt. Die Beneidenswerten! Ach, wie vergnüglich muß es sein, von diesem strotzenden Persönlichkeitsgefühl keinen Augenblick im Stich gelassen zu werden. Wie viel weniger Arbeit und nagende Sorge gehört zu der Gepflogenheit, in den Spiegel zu sehen, als zu dem redlichen Versuch, ihn seiner Zeit vorzuhalten.

Nein — wenn es uns ernst ist mit unserer ernsten Sache, dann sollten wir wirklich keine Stunde übrig haben, um an uns zu denken, und erst recht keine, um von uns zu sprechen. Und deshalb pocht mir das Herz und zittert mir die Hand, indem ich von mir selber sprechen soll, und ich habe ein niederträchtig schlechtes Gewissen. —

Mein Erstlingswerk? Schon türmen sich neue Zweifelsfragen. Ich habe — frei heraus gesagt — gar keine Ahnung, was eigentlich mein Erstlingswerk ist. Mit der früh entwickelten Bosheit, wie sie geborene Verbrechernaturen kennzeichnet, machte ich bereits Verse in jenem zarten Kindesalter, in welchem andere geistreiche

Knäblein sich ihre Zukunft lediglich in der Gestalt eines Zuckerbäckers vorzustellen vermögen, der seine sämtlichen Erzeugnisse selbst aufißt. Nähme ich es also wörtlich mit meinen Erstlingen, so müßte ich von jenen lyrischen Ergüssen sprechen, welche in meinem siebenten Lebensjahr entstanden sind und sich litterarhistorisch auf die entscheidende Anregung der Kinderreime und Fibelverse zurückführen lassen. Natürlich gebe ich gerne zu, daß ich meine Vorbilder nicht ganz erreichte und noch weniger mich zu einem eigenen, individuellen Stil aufzuschwingen vermochte. Auch muß ich einräumen, daß der poetische Gehalt jener Dichtungen — zumal derjenigen, welche vor mein zehntes Lebensjahr fallen — mehr auf Intuition als auf Weltkenntnis und Erfahrung zurückzuführen ist. Selbst das Lustspiel in gereimten Versen, welches ich im vollendeten zehnten Jahre als erste größere Konzeption mir gestattete, kann ich heute gegenüber den Anforderungen eines vorgeschrittenen Realismus nicht aufrecht erhalten. Denn es ist — ganz zu geschweigen von unleugbaren technischen Mängeln — in der jetzt endgültig abgethanen Romantik stecken geblieben. Sämtliche handelnde Personen sind — Blumen, und als Ort der Handlung schreibe ich vor: Das Blumenreich. — Man sieht: ein vollständig unmögliches Milieu. Ich muß deshalb alle Anerbietungen von Theaterdirektoren, dieses Stück zur Aufführung zu bringen, zurückweisen — wären sie auch noch so verlockend. Man denke auch nur an die Besetzungsschwierigkeiten! Welches Theater wäre im stande, mir ein ganzes Personal glaubwürdiger Blumengestalten zur Verfügung zu stellen? Und bevor ich Konzessionen mache, bevor ich mein dramatisches Erstlingswerk dem veränderten Geschmack einer kritischen Gegenwart

anbequeme — lieber lasse ich es ganz unaufgeführt. — Halt! Daß ich nichts unterschlage! Einmal ist es doch aufgeführt worden; über eine Bühne ist es doch gegangen — und zwar mit dem entschiedensten Erfolge: über die Bühne meines Puppentheaters. Neidische Menschen werden freilich behaupten, der große Erfolg sei nur dem Umstand zu verdanken, daß im Parterre die Verwandten des Autors in der Mehrzahl gewesen. Und allerdings — ich kann es nicht leugnen: Das Premièrenpublikum bestand ausschließlich aus meinen beiden jüngeren Geschwistern. Ja, wenn ich ganz offen sein soll, auch diese klatschten vielleicht nicht aus Enthusiasmus. Es beseelte sie weit mehr — entsprechend den aristotelischen Regeln — Mitleid und Furcht. Mitleid mit sich selbst, Furcht vor dem Autor. Denn ich war der Ältere und Stärkere, und in jenem zarten Knabenalter nimmt die berechtigte Antikritik gar so leicht elementare Formen an.

Der Weltruf, den dieser erste dramatische Versuch im Kreise meiner engsten Familie errang, ermutigte mich, auf der so glücklich eingeschlagenen Bahn unentwegt weiter zu schreiten, und so dichtete ich denn in den schaffensfreudigen Jahren zwischen Untertertia und Oberprima eine Reihe von historischen Tragödien, deren ganze Traurigkeit zu schildern weder der Raum noch die Kraft meiner Feder ausreicht. Nur ist es leider ein schwieriges Ding, zwei Herren auf einmal zu dienen; das hat sogar der Olympier Goethe als Staatsminister seufzend empfunden. Auch ich ging aus dem Dilemma zwischen meiner gesegneten Fruchtbarkeit als Tragiker und meiner amtlichen Stellung als Gymnasiast nicht ungestraft hervor. Wie könnte man auch den Verben auf μι oder den Sätzen mit quin

und quominus eine freie Seele entgegenbringen, wenn man gleichzeitig damit beschäftigt ist, irgend einen beweinenswerten Hohenstaufen in der Blüte seiner Jahre aufs Schaffot zu schleppen! Die Folgen blieben nicht aus. Die Zahl fünf — die geheiligte Zahl des Dramatikers, der fünfaktige Trauerspiele in fünffüßigen Jamben schreibt — erschien immer häufiger unter meinen Exercitien. Und als ich nun gar die Pflichtvergessenheit so weit trieb, meinem gestrengen Professor einige Gesänge der Odyssee in selbstverfaßter metrischer Übertragung vorzulegen, da hielt er mir eine Standrede, die mir heute noch Wort für Wort im Gedächtnis widerhallt. „Was! Sie verlegen sich auf solche Allotria, statt Ihre Zeit auf die Grammatik zu verwenden! Glauben Sie, daß dies so weiter gehen kann? Ich warne Sie; denn Sie sind auf einer schiefen Ebene.“ So sprach der weise Pädagog; ich war zerknirscht, zerschmettert, zermalmt und — dichtete heimlich weiter. Und gerade das Martyrium, welches ich solchergestalt für meinen Beruf zu erleiden hatte, gab mir den edlen Schmerz und den markigen Ton der Entrüstung, der aus den umfangreichen Monologen meines Konradin machtvoll zurückklang.

Mein Erstlingswerk? Nein, unter all diesen vorzeitigen Fingerübungen werde ich es nicht suchen dürfen. Es ist denn doch ein anderer Begriff, der unter diesem schönen Frühlingsnamen verstanden wird. Die Kunst ist kein Knabenspiel, und nicht einmal des Jünglings erstes Werk bedeutet in allen Fällen sein Erstlingswerk. Will man das Wort in seiner rechten Bedeutung fassen, so kann es nur gelten für jene Schöpfung, in welcher man sich zum erstenmal erschöpft, für jene stille Entscheidungsthat, welche über uns kommt

wie ein Sonnenaufgang, wie ein Frühling, wie ein wuchtiges Schicksal und eine große Liebe. Es ist der Augenblick, wo in der Mauer, die unsere Jugend umringte, sich plötzlich und ungeahnt ein goldenes Thor erschließt, und in seligem Rausche, schüchtern und tollkühn zugleich, treten wir hinaus in den jungen Tag, in die Kunst und in das Leben. Bei den Großen erwächst in solcher Stunde ein frühes Meisterwerk, bei uns Kleinen oft nur eine stammelnde, fehlerreiche Schülerarbeit, die uns aber dennoch heilig bleibt und in das ehrenvollste Alter noch hinüberleuchtet wie ein Strahl des Morgens und der Jugend. Einerlei, ob dieses wahrhafte Erstlingswerk verfehlt ist oder vollendet; einerlei, ob es niemals die Werkstatt verließ oder rauschenden Erfolg gewann — das gilt unserer väterlichen Liebe gleich. Mögen wir längst darüber hinausgewachsen sein, mögen wir gern und willig uns selbst zum besten haben — hier verstummen Spott und Scherz. Auch ich habe ein solches Erstlingswerk erlebt und erlitten.

Es erwuchs aus den ernsten inneren Kämpfen der Berufswahl und behandelte die Tragödie eines Dichters. Christian Günther hieß mein Held — der unglückliche, schlesische Lyriker, der rettungslos hin- und herschwankend zwischen einem Beruf, den er nicht liebte, und einem, den er nicht auszufüllen vermochte, zu Grunde ging. Einen tragischeren Konflikt konnte ich mir damals — mit neunzehn Jahren — nicht denken; denn in einem ähnlichen Zwiespalt marterte sich meine eigene Seele. Ich sollte eine Entscheidung treffen, die doch außerhalb meiner Einsicht und meines Willens lag . . .

Mit neun Jahren gab ich leichten Herzens auf die Frage meiner engeren Zeitgenossen, was ich einmal werden wolle, die Antwort:

Ein Dichter. Mit neunzehn aber wußte ich, daß man ein Dichter nicht werden kann, wenn man es nicht ist. In bangen Zweifeln legte ich mir immer und immer wieder die Frage vor: Hast du die Berechtigung, dich dafür zu halten? Und ich verneinte diese Frage, gründlicher und schonungsloser, als es später meine unbarmherzigsten Kritiker gethan haben. Ich verfaßte leidenschaftliche Gedichte über das Thema, daß ich nicht berufen sei, Gedichte zu machen, Nekrologe auf meine selig entschlafenen Jugendträume, Liederblüten, die aus dem Grabhügel meiner eingesargten Gymnasiastenpoesie emporsproßten. Nichts erschien mir so kläglich, wie ein verfehlter, künstlerischer Beruf, aber auch nichts so trostlos, wie ein der Kunst abgewandtes Dasein. Ich beschloß daher zu thun, was schon so mancher Rafael ohne Hände gethan hat: wenn ich selber nichts konnte, wollte ich zum mindesten genau erforschen, was andere gekonnt. Ich rüstete mich, ein Gelehrter zu werden; ich studierte mit Feuereifer Litteratur und Germanistik, und da mein Christian Günther durchaus nicht auf die Bühne kommen wollte, so schrieb ich eine gründliche Abhandlung über ihn und gab seine etwas verstaubten Verse mit erstaunlichen Anmerkungen heraus.

Da gab mir der Zufall einen menschenfreundlichen Wink, nicht ganz zu verzagen, und bewirkte eine vorläufige Entscheidung zu Gunsten meiner verwegensten Herzenswünsche. Das Theater öffnete mir seine mit dreifachem Erz gepanzerten Pforten . . . Freilich an mein Trauerspiel voll Sturm und Drang wagte sich die vorsichtige Weisheit der Koulissenmenschen nicht heran; aber in meiner hellen Vaterfreude sagte ich mir: Besser ein Akt auf der Bühne, als fünf im Kasten! —

Ach, wer sich nur noch ein einziges Mal so freuen könnte, wie ein zwanzigjähriger Autor, der zum erstenmal aufgeführt werden soll! Nicht eine Sekunde zweifelt er daran, daß es sich hier um ein Ereignis von weittragender Bedeutung handelt, und daß sein ganzes Volk nichts andres zu thun hat, als mit atemloser Spannung diesem kulturhistorischen Wendepunkt entgegenzuharren. Und wenn der große Tag endlich angebrochen ist und sein Name an allen Straßenecken festlich prangt, da wundert er sich nur über eins: wie wenig die äußere Physiognomie der Stadt sich verändert hat. Die Leute gehen ruhig ihren Geschäften nach, ganz wie sonst; kaum daß jemand im Vorbeischlendern einen flüchtigen Blick auf den sensationellen Theaterzettel wirft. Aber es liegt doch etwas in der Luft; es ist die Ruhe vor dem Gewitter . . .

Die Arbeit, der ich diesen Vorschmack der Seligkeit verdankte, war ein kleines Lustspiel in gereimten Versen „Die Aufrichtigen". Ich hatte es ganz nebenbei geschrieben, als Spielwerk müßiger Stunden, als Erholung von den Schaffenswehen meiner Tragödie. Gewiß wäre auch ihm das gleiche Los beschieden gewesen, einsam und ungeliebt in einer Schieblade meines Schreibtisches zu altern, hätte es nicht bei einer Preis-Konkurrenz eine ehrenvolle Erwähnung davongetragen. Das rührte den gestrengen Bühnenmonarchen meiner Vaterstadt, und so rückte der gewaltige Moment heran, den ich eben geschildert habe. Ich verließ die Hörsäle der Universität und eilte heimatwärts, um den Proben und der ersten Aufführung beizuwohnen. Ich war schon oft zu Hause angekommen; diesmal aber kam ich nicht an, sondern ich „traf ein". Das ist ein ganz beträchtlicher Unterschied.

Wie nicht anders möglich, endeten meine überspannten Erwartungen mit einer handgreiflichen Enttäuschung. Mein Stückchen fand zwar eine beifällige Aufnahme; ich wurde zwar von den freundlichen Darstellern auf die Bühne gezerrt und durfte mich, mehr erblassend als erröthend, vor meinen Mitbürgern verneigen; aber das Triumphatorgefühl dauerte nicht lange. Nach dem Abend des vermeintlichen Sieges graute ein entsetzlicher Morgen heran; es war der Morgen meiner Hinrichtung. Der Kopf, den ich mir zu Gunsten der Mit- und Nachwelt zerbrochen hatte, fiel unter dem Henkerbeil der Kritik mit dumpfem Schall zu Boden. Da hatte ich die haarscharfe Deduktion meiner völligen Talentlosigkeit schwarz auf weiß und konnte sie trostlos nach Hause tragen. — —

Und doch diente mir diese bitterliche Erfahrung zum Heil. Es keimte mir zum erstenmal aus ihr etwas wie ein trotziges Kraftgefühl. Ich empfand mich in einer Kampfstellung und beschloß, den Fehdehandschuh aufzunehmen. Jetzt bin ich verpflichtet, ihnen zu beweisen, daß ich doch etwas kann, dachte ich mir; jetzt werde ich alles auf die eine Karte setzen! Merkwürdiger Widerspruch: ich hatte mir vorher tausendmal gesagt, daß ich kein Talent habe; jetzt, wo die andern es mir sagten, wollte ich es nicht mehr glauben.

Auch das ist also die Geschichte eines Erstlings — meines Debuts auf dem Theater.

Aber vielleicht habe ich das vieldeutige Wort noch immer nicht richtig gedeutet — richtig im landläufigen Sinne. Ein hochgeneigtes und hochverständiges Publikum begreift unter unserem Erstlingswerk etwas ganz anderes: das Werk, worunter es zum erstenmal

sein bestätigendes Siegel gedrückt und seine wichtige gegenzeichnende Unterschrift gesetzt hat. Der erste Erfolg! Für die Welt bist du nichts, als die Summe deiner Erfolge. Sie sind die Früchte, an denen sie dich erkennt, die Titel, welche sie dir verleiht, die Etikette, welche sie dir aufklebt. Vielleicht bist du weniger wert als deine Erfolge, vielleicht auch mehr: für sie ist das gleichgültig. Der Erfolg ist dem Künstler gewiß unentbehrlich; aber er ist ihm auch gefahrvoll. Er heftet sich an seine Fersen wie eine Geliebte und wie eine Klette; selten gewährt er dauerndes Glück; aber ob man ihn liebt oder verwünscht, man wird ihn niemals wieder los. Es giebt Künstler, welche durch einen zufälligen Erfolg auf eine ganz andere Bahn verschlagen worden sind als diejenige, welche Überzeugung und freie Wahl ihnen vorschrieb; sie erniedrigen sich zu ihren eigenen Nachahmern, und was sie zuerst schufen, weil sie mußten, das wiederholen sie nun in immer schwächerem Aufguß, weil es gefällt. Es giebt auch Künstler, welche unverwirrt und rüstig weiterstreben, aber sich vergeblich abmühen, den unerwarteten Erfolg irgend einer Bagatelle durch ernste Thaten zu erreichen oder gar zu verdunkeln. Deshalb darf man seinen Erfolgen niemals zu viel vertrauen; man muß diplomatisch mit ihnen verkehren wie mit einer sogenannten befreundeten Macht; indem man sich sonnt in den Strahlen ihrer Gunst, muß man bis an die Zähne bewaffnet bleiben, stets auf der Hut, sich nicht überrumpeln, nicht unterjochen zu lassen.

Während ich, volle dreiundzwanzig Jahre alt geworden, im Geist noch immer die Pläne zu historischen Trauerspielen und philosophischen Epopöen wälzte, schrieb ich — abermals ganz nebenbei

— ein kleines Lustspiel, betitelt „Unter vier Augen". Ein Erlebnis, das mir ein Freund erzählte, gab mir die grundlegende Situation: zwei Eheleute erwarten eine Gesellschaft, und es kommt niemand. Wie wäre es, sagte ich mir, wenn die beiden gerade bei dieser Gelegenheit zum erstenmal die Stimmung fänden zu traulicher Aussprache, und so entstand in wenigen Tagen das einaktige Stückchen. Als ich es meinen Freunden vorlas, faßten sie ihr kritisches Urteil dahin zusammen, es sei keinen Schuß Pulver wert, und ich war überzeugt, daß sie Recht hätten. Später ging das Lustspiel mit Glück über alle Bühnen, eingeschlossen die meiner Vaterstadt, welche mir — sei es aus Großmut oder aus Gedächtnisschwäche — nichts mehr nachtrug. Da hatte ich nun meine Etikette weg. Ich war geprägt und gestempelt und im Besitz der nur persönlich gültigen Konzession, zeitlebens einaktige Lustspiele zu schreiben. So und nicht anders bin ich zur Welt gekommen, und damit hätte ich denn — Gott sei gelobt — die Geschichte meines Erstlingswerkes zu Ende gebracht.

Und doch — es giebt vielleicht noch eine letzte und höchste Auffassung vom Erstlingswerk, und ich habe die Pflicht, auch ihr gerecht zu werden. Nicht der Dilettantismus des Knaben, nicht die freudig unbewußte Jugendthat, nicht der halb zufällige erste Erfolg, sondern der zusammenfassende künstlerische Ausdruck einer gereiften und abgeschlossenen Persönlichkeit. Dann wäre das Erstlingswerk das erste Werk, welches nicht nur das Publikum zufriedenstellt, sondern auch den Autor, das erste, unter welches auch er stolz aufatmend sein Siegel drückt: Seht her, das bin ich, hier bin ich ganz.

Die Entstehungsgeschichte dieses Werkes vermag ich aber nicht zu erzählen. Denn solange man irgend der rückwärtsschauenden Jubelgreisstimmung entgehen kann, solange glaubt man niemals, daß man ein solches Werk schon geschrieben hat; aber man hofft um so sicherer: das nächste wird es werden.

PT 155 F7
Franzos, Karl Emil
Die Geschichte des Erstlingswerks

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 10 14 13 017 2